
WIDENER LIBRARY
HX J8GE L


VE RI
TAS





A. G. Meißners sämmtliche Werke.

Eilfter Band.

Enthält:

Erzählungen.

Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.



Erzählungen.

Von

A. G. Meißner.

Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Die ältere Ehefrau,

vielleicht ein Beyspiel ohne Gleichen *).

Der Oberst von Molldorf, bis ins fünf und sechzigste Jahr Soldat mit Leidenschaft, glaubte doch nun endlich fürs Vaterland, oder bestimmter zu reden für seinen Fürsten, sich genüglich herumgetummelt zu haben; und zog sich für den Überrest seines Lebens, mit einem mäßigen Gnadengehalt, mit einem bunten Bändchen im dritten Knopfloche, einem steifgeheilten Arm und zwey podagrischen Knieen, auf sein schönes, halb ererbtes, halb durch weisliche Sparsamkeit erworbenes Landgut zurück. Er war, im Ganzen genommen, was die Sprache des gemeinen Lebens einen guten Herrn nennt, obschon, nach Sitte alter Krieger, zuweilen ein wenig auffahrend und rauh. Nie

*) Ein Gegenstück zur: Matrone, wie es deren wenige gibt, im 8ten Bande dieser Sammlung. In allen historischen Umständen vollkommen getreu. Nur in einigen kleinen Nebenzügen und Nahmen abgeändert, weil wenigstens eine, wo nicht zwey Hauptpersonen davon noch leben.

verehlicht, und unbeerbt, hielt er sich desto mehr verpflichtet seine ärmern Verwandten zu unterstützen; und da er deren zwey hatte, im Grade der Blutsfreundschaft und des Bedürfnisses sich vollkommen ähnlich, — seines Bruders Sohn, einen Knaben von zwölf, und seiner Schwester Tochter, ein Mädchen von beynahe zwanzig Jahren, so nahm er, um keinem weh zu thun, beyde zu sich. Sie glichen sich, insofern sie Waisen und durch die schlechte Wirthschaft ihrer Ältern ganz vermögenslos geworden waren; doch an Gemüth und Betragen unterschieden sie sich fast noch mehr, als an Geschlecht und Alter.

Für einen bildschönen, aber etwas muthwilligen Burschen galt Carl Molldorf. Ungern ließ er sich in allem, was er sprach und that, viel vorschreiben. Worauf er selbst verfiel, das betrieb er eifrig und geschickt; was ihm anbefohlen ward, gelang selten. Jeder Drohung und Strenge setzte er Trotz entgegen; bey guten Worten war er biegsamer als Wachs. Über Geschenke, die er erhielt, freute er sich innig, doch nie laut; zu schmeicheln verstand er durchaus nicht. — Helene Drewiz hingegen war sanften stillen Geistes, fleißig in jeder Arbeit, die man ihr auftrug, furchtsam beym kleinsten Tadel, bescheiden in Anzug und Reden, gewöhnt von Jugend auf nach Anderer Willen sich zu fügen. — Wenn Zipperlein und Winterluft den Alten oft mißmuthig in sein kleinstes Zimmer zum warmen Ofen trieben, nahm sich Carl das wenig oder gar nicht zu Herzen, sondern sprang um so rascher durch Pfützen und Schneegestöber, weil er heute einen Aufseher minder hatte. Lehnchen hingegen wich dann fast nie von des Oheims Seite: brachte ihm mit be-

sorgter Miene und eigenen Händen jetzt die Suppenschale, und jetzt die Guajack-Tropfen; erboth sich ihm bald die Tabakspfeife einzustopfen, bald die Zeitung vorzulesen; sang ihm jetzt ein Lied am Clavier, und bath ihn jetzt, ihr etwas vom Überfall bey Hochkirchen, oder der Schlacht bey Torgau zu erzählen.

Die Wirkung dieses Unterschiedes konnte nicht lange ausbleiben. Der Oheim, der sich oft — und nicht selten zur Unzeit! — über den Muthwillen seines Neffen recht herzlich ärgerte, gewann bald die Nichte noch herzlicher lieb. Nicht nur, daß sie völlig für die Frau im Hause galt; daß Küche, Stall, Hof und Keller unbedingt ihr zu Gebothe standen! Sondern, wenn nun auch gesündere Tage und bessere Laune beym Obersten wieder einkehrten, suchte er seine treue Wärterinn für ihren bewiesenen Eifer zu belohnen, wo er nur wußte und konnte; bald durch ein neues Kleid, bald durch Uhr und Ring; bald indem er sie aufforderte, selbst zu begehren, was ihr Freude machen könne. Doch auch dann nützte das brave Mädchen seine beste Laune fast nie zu eigenem Vortheil. Daß er einem seiner Unterthanen den Erbzins fürs nächste Jahr, oder die Geldbuße für einen Fehltritt erlassen, — einer armen Häuslerinn die verlorne Kuh wieder ersetzen, oder zu einem Kranken den Arzt aus nächster Stadt hohlen lassen möchte; darin bestanden gemeiniglich die Wünsche, die sie ihrem Oheim vortrug und bey ihm durchsetzte. Wohl zehn Mahl bath sie für andere, ehe sie ein einziges Mahl an sich selbst dachte.

Auch Carl verdankte ihr manches kleine Geschenk seines Oheims, und die Erlassung von manchem Verweis. Wenn er mit der Dorfjugend handgemein ge-

worden war, ein Paar Tafelscheiben eingeworfen, ein Blumenbeet zertreten, oder sonst einen ähnlichen Unfug angestellt hatte, so suchte Lehnchen es immer zu bemänteln, oder zu verringern. Selten erkannte der rasche Knabe ihre gute Meinung so wie er sollte; glaubte oft in ihrer freundschaftlichsten Ermahnung nur die unberufene Hofmeisterinn zu erkennen, und neckte sie wohl selbst zum Danke dafür heimlich. Erst als er, schon allmählig zum Jüngling aufgewachsen, auf ihre Vorbitte einst seines höchsten damahligen Wunsches, eines eigenen Reitpferdes, theilhaftig ward, — erst seitdem fing er an ihre Denkart zu schätzen; bewarb sich nun oft, wenn er etwas durchzusetzen wünschte, um ihre Unterstützung, und erhielt sie fast immer. Vorzüglich wohl befand er sich dann dabey, als er im zwanzigsten Jahre auf eine höhere Schule geschickt ward; denn auch hier waren der alte und junge Mollvorf selten zusammen einig. Der Oheim wollte seinen Neffen zwar nicht Noth leiden lassen, doch auch, nach Gewohnheit des Alters, die Börse nicht allzuweit aufthun. Der Neffe war kein Verschwender, doch ein Jüngling, der seine Jugend auch zu genießen, und unter seines Gleichen lieber voran, als ganz zuletzt zu stehen wünschte. Darüber kam es oft zur Ebbe in seiner Casse, und zu einer Fluth von Verweisen in des Alten Briefen. Schon ein Paar Mahl sprach der Letztere von gänzlichem Hand-Abziehen, von Überlassung seines Schicksales und so weiter. Doch immer wußte Lehnchen noch zur rechten Zeit ihn zu besänftigen; und that manches, was wir — später erst genauer erfahren werden.

Daß ein so sanftherziges, überall zum Besten wirkendes Mädchen bald geschätzt unter ihren Bekannten, und von den Unterthanen ihres Oheims fast angebethet werden mußte, dieß ist sehr begreiflich. Doch daß eben dieselbe schon ins zwey und dreyßigste Jahr trat, und immer noch ledig, ja gewisser Maßen sogar unbegehrt blieb, das schien höchst seltsam auf einer Seite, und war doch höchst begreiflich auf der andern. — Nie hatte Helene Drewiz in Rücksicht der Außenseite mit ihrer griechischen Nahmensschwester zu wetteifern vermocht. Nicht häßlich, oder ganz hübsch! das war alles, was man von ihr sagen konnte. Sie war gut gewachsen, doch etwas zu hager; von feiner Gesichtsbildung, doch etwas zu bleich; mit blauen, sanften, doch etwas matten Augen ausgesteuert; hatte nichts, was auf den ersten Anblick fesselt; ward angenehm, wenn sie sprach; aber sprach wenig und nie unaufgefordert. Bis zum Tage, wo sie ins Haus ihres Oheims kam, galt sie für ein blutarmes Mädchen; seitdem muthmaßte man zwar, daß sie der Oberst nicht ohne Aussteuer, doch äußerst schwer von sich lassen werde. Wirklich runzelte er bey einer oder zwey Anfragen, die ganz von Weitem geschahen, sogleich gewaltig die Stirne; und das gefällige Mädchen brach, so bald sie dieß merkte, alle Unterhandlungen von selbst ab; that es um so williger, da gerade bey diesen Freywerbern ihr eigenes Herz wenig oder nichts fühlte. Doch andere, wo eine Entsagung schwerer und verdienstlicher gewesen seyn dürfte, ließen durch jenes Beyspiel sich abschrecken. — „Fräulein Helene will nicht heirathen!" ging ein Gerücht umher, dem der Oheim — wenigstens nicht widersprach.

Ohnedieß sammelten sich auf dem Schlosse eines podagrischen, schon etwas mürrischen, betagten Invaliden nur immer wieder Männer von seinem Alter und Stande. Die jungen liebenswürdigen Taugenichtse blieben ganz weg. Sie auswärts zu sehen, und von ihnen gesehen zu werden, fehlte es Helenen an Gelegenheit. So schlichen zwölf Jahre dahin. Oft mochte wohl eine gewisse Leere des Herzens, ein Verlangen an Winter-Abenden oder Frühlings-Morgen sie anwandeln; und wann sie hörte, daß wieder eine ehemahlige Freundinn Braut oder Gattinn geworden sey, ein leises Ach! oder Warum? in ihr aufsteigen. Doch immer besänftigte sie sich bald wieder; fand in Erfüllung häuslicher Pflichten hinlängliche Beschäftigung, hinlängliches Glück; und glaubte zuletzt im Ernst schon über die Jahre und Gefahren der Liebe hinweg zu seyn. Daß sie sich irrte, sieht jeder voraus, der durch Erfahrung weiß, daß die Liebe an keine Zeit sich bindet.

Reichliche fünf Jahre hatte Carl Molldorf auf Akademien und dann auf einer Reise nach Paris und London zugebracht; hatte während dieser Zeit — so wollte es der Eigensinn seines Oheims! — nicht einen einzigen Besuch in der Heimath gemacht. Jetzt kam er endlich wieder, und war im eigentlichsten Sinne des Worts, ein wohlgebildeter junger Mann geworden; hatte seinen Geist mit Kenntnissen bereichert, seine moralische Denkart geläutert, auch seinen Körper mit Vortheil geformt. Wer ihn sah, staunte, und kannte ihn nicht mehr. Gerade jene lange Entfernung hob den Unterschied zwischen jetzt und ehemahls mit doppeltem Gewinn heraus. Das fühlte der Oheim gar wohl, der den Neffen jetzt zum ersten Mahl als

seinen Sohn, als seinen lieben Sohn sogar begrüßte, und laut gestand: er hoffe jenes Erziehungs-Capital nun auf gute Zinsen ausgeliehen zu haben! — Das fühlte weit stärker noch — Fräulein Helene.

Wahrlich, kaum traute sie ihren Augen, konnte es kaum begreifen, wenn sie überdachte, daß dieser schöne, kraftvolle, vollendete Mann einst als Knabe unter ihrer Aufsicht gestanden, und vor wenig Jahren erst — so däuchte es ihr! — als halbverwachsener Jüngling weggegeangen sey. Ganz unbesorgt, welche Gefühle in ihr erwachten, konnte sie sich die erstern vier oder fünf Tage an ihm nicht satt sehen, satt hören. Jeden Augenblick, ihren häuslichen Geschäften abgespart, suchte sie in seiner Gesellschaft hinzubringen, begleitete ihn auf jedem Spaziergange; nahm immer bey Tische ihren Platz neben ihm; fragte, wenn er nur ein Stündchen auf seinem Zimmer allein zubrachte, sogleich: wo er sey und bleibe? und glaubte mit allem diesen nichts Besonders, geschweige gar etwas Tadelnswürdiges zu thun; denn sie hatte ja so unendlich viel ihm zu erzählen, und über noch mehreres ihn zu befragen! Sie waren ja so alte Freunde und so nahe Verwandte!

Aber bald stutzte sie doch selbst über dieses neue Bedürfniß; merkte bald, welche Leidenschaft sie bedräue, oder vielmehr schon beherrsche; und sagte sich sofort alles, was nur die strengste, aufrichtigste Freundinn zu sagen vermocht hätte. Die Ungleichheit ihres Alters, der geringe Vorzug ihrer Gestalt, der Unterschied ihrer Gemüthsstimmung, ihr ehemahliges Verhältniß, wodurch eigentliche Liebe gewiß mehr gehindert als befördert ward, — alles das stand ihr hell vor

Augen. Daß ihre Zärtlichkeit hier Erwiederung finden solle, dünkte ihr selbst unwahrscheinlich; daß Entdeckung derselben sie lächerlich machen dürfte, hielt sie für nur allzumöglich. Diesem Übel vorzubeugen ward ihr ernster Entschluß. Sie legte sofort Hand ans Werk und es gelang, und — mißlang ihr, wie man es nun nehmen will.

Sie modelte vor allen Dingen ihr Betragen gegen Molldorf. Bloß die Verwandtschaft trat in das ihr gebührende Recht. Alle Aufmerksamkeit, die dem Freund und dem Vetter gebührten, wurde ihm erwiesen. Daß er ihrem Herzen noch mehr sey, verrieth kein Wort und keine Miene. — Aber freylich sie selbst litt desto mehr dabey. Ihre Wange ward noch blässer, ihr Blick noch matter als sonst; ihre bisher gelassene Stimmung schien sich der Schwermuth zu nahen. Wer sie kannte, spürte diese Veränderung, rieth auf Unpäßlichkeit, und fragte: Ob etwas ihr fehle? Sie gab allen — selbst Carl, als er mit Theilnahme darnach forschte, — eine verneinende Antwort. Viele besorgten: es schleiche eine Abzehrung ihr nach; noch andere: sie habe dieselbe schon. Ein Einziger ahndete ihr Geheimniß, und dieser Einzige war — ihr Oheim.

Ihm — der freylich durch einen zwölfjährigen Umgang Helenens Herz von Grund aus kennen konnte, ja fast kennen mußte, — ihm, der ihr Betragen in männlicher Gesellschaft oft genug, und in der erstern Zeit auch scharf genug beobachtet hatte, ihm war es gleich Anfangs vorgekommen: als ob Helene doch diesen Vetter ein wenig allzuwarm empfange; als ob ihr Blick doch zuweilen ein wenig allzustarr auf seinen Gesichtszügen hafte; und als ob ihr ein jedes Wort, das

Vetter Carl spreche, doch ein wenig allzu wichtig dünke. Ihm war auch der rasche Übergang von leidenschaftlicher Bewunderung zur kältern Höflichkeit nicht entgangen; und als er einst unter vier Augen absichtlich sie fragte: Ob sie gar keine Freundinn habe, gar kein reizendes, braves Mädchen in der Nachbarschaft kenne, die man gelegentlich in Carls Gesellschaft bringen und zur künftigen Gemahlinn ihm vorschlagen könne? als sie da plötzlich vom Kinn an bis über die Stirne roth, bleich und wieder roth ward; als sie sich stotternd mit ihrer Unkunde in allen Vorschlägen dieser Art entschuldigte; gleich darauf ihren Sessel unterm Vorwand eines kleinen häuslichen Geschäfts zurückschob; wegging und in vier Stunden nicht wieder kam; da hatte der Oberst vollkommen weg, was ihr fehle. Dennoch schwieg er, und nur als ihm ein Paar Tage darauf ein Arzt aus der Hauptstadt, der zum Besuch herausgekommen war, versicherte: Fräulein Helene habe eine Stahl und China-Cur äußerst nöthig; nur da schüttelte er mit bedenklichem Lächeln den Kopf, und sagte: „Schreiben Sie ihr Recept, Herr Doktor! Ich bezahle es gern. Aber drolligt bleibt es doch, daß ich alter, unstudierter Soldat mich getraue in diesem Falle noch ein besseres Recept zu schreiben, als ihr graduirte Herren."

Wenn sonst die Nichte heimlich liebt, und der Oheim es merkt, pflegt jene ihre Neigung für höchst erlaubt, dieser sie nicht selten für strafbar zu halten; pflegt jene den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit anzulocken, dieser ihn zu entfernen. Hier war der Fall umgekehrt. Je mehr Helene sich bestrebte, der Gesellschaft dieses ihr so werthen und so gefährlichen jungen Man-

nes auszubeugen, je mehr bestrebte sich der Oberst, ihn ihr näher zu bringen; sah in ihrer Liebe das Thörichte gar nicht, was sie selbst darin fand, und wünschte bald nichts mehr, als daß sie — erwiedert werden möge. Seine Nichte bekam ja dann einen liebenswürdigen Mann, sein Neffe ein redliches, treffliches Weib; sein Vermögen blieb dann einst beysammen, sein Rittergut unverschuldet, und er selbst — sein höchster Wunsch! — war versichert, sich bey Lebzeiten nie von seinen Kindern, zumahl von seiner Lieblingstochter, trennen zu dürfen. Zwar war er nicht blind gegen die Ungleichheit ihres Alters; hatte oft gehört, und oft gesehen, daß Ehen dieser Art nichts taugten; und wünschte oft im Geheim: „Möchten sie doch mit ihren Jahren tau„schen können! dann wäre alles im glücklichsten Ver„hältniß." — Gleichwohl war er Hagestolz genug, dieses Verhältniß nur für ersprießlich, nicht für nothwendig zu halten; glaubte steif und fest, daß ein gänzliches Mißlingen der Ehe nur von einem Fehler des Herzens, nie bloß vom Abstand des Alters — wenigstens nicht eines solchen Alters! — herrühren könne. — „Ist nicht ohnedieß, dachte er bey sich selbst, dem Ehemann nach fünf oder sechsjährigem Besitz die äußere Form seiner Gattinn größten Theils sehr gleichgültig? Ist er nicht glücklich genug, wenn er dann noch in ihr eine würdige Freundinn, eine Vertraute in Freud und Leid besitzet? Schön war Lehnchen nie; hübsch bleibt sie wahrscheinlich noch ein zehn bis zwölf Jahr; angenehm und achtungswerth gewiß durchs ganze Leben. Jeden Mann, der ihren Werth nicht verkennt, würde sie zu beglücken vermögen. Wie vielmehr noch denjenigen, den sie sich selbst gewählt, und um

den sie sich bereits so manches frühere Verdienst erworben hat. Wenn er nur einmahl sich bestimmte, nur einmahl sich erklärte; fürs Festhalten würde sie schon zu sorgen wissen."

Mancherley Fehlschlüsse und Unrichtigkeiten schlichen sich in diese Gedankenreihe. Aber wenigstens waren seine Absichten redlich! Wenigstens täuschte er nur denjenigen, den auch die besten Menschen so oft zu täuschen pflegen — sich selbst! und Richtigkeit seiner Maßregeln vergütete gewisser Maßen, was der Richtigkeit seiner Gedanken abging. — Er hätte mit Carl im Ton — wenn auch nicht des väterlichen Befehls, doch — der väterlichen Ermahnung sprechen können. Aber er kannte seine Denkungsart, die selbst den Schein des Zwanges haßte, und achtete sie. Er hüthete sich, ihm auch nur durch ein voreiliges Wort seine Absicht merken zu lassen. Er verbarg sie sogar seiner Nichte; denn er sah ihren innern Kampf, scheute ihre Schüchternheit und glaubte ihres Geständnisses sowohl, als ihrer Vollmacht entbehren zu können. — So oft er jedoch Carl ein Geschenk machen wollte, schickte er es ihm durch Helenen; so oft er allein mit ihm sprach, mischte er Helenens Lob in seine Rede. Daß Carl jederzeit herzlich mit einstimmte, freute ihn; daß er nichts weiter sagen und thun wollte, verdroß ihn: endlich glaubte er doch die Mine genüglich vorbereitet zu haben, um sie springen zu lassen.

Einst nach dem Abendessen saßen Oheim und Neffe allein, im Cabinette des Erstern, bey einem Glase Punsch, dem Leibgetränke des Alten. Helene, heute stiller noch als gewöhnlich, hatte bereits in ihr Schlaf-

gemach sich begeben. Das Gespräch, vom Obersten unbemerkt gelenkt, kam auf das Leben in der Fremde, auf die mancherley Gefahren, die einen Ungeübten bedrohen, auf die mancherley Klippen, woran nicht selten Gutherzigkeit und Leichtsinn stranden; und der jüngere Molldorf gestand, daß er selbst schon einige Mahl nahe daran gewesen sey, durch böse Gesellschaft, und durch Betrüger, welchen er zur Unzeit getraut, verführt zu werden.

Der Oberst lächelte, — „Offenherzig gestanden, Carl! (sprach er, und faßte ihn vertraulich bey der Hand) es gab Zeiten, wo ich besorgte — nicht, daß du verführt werden würdest, sondern daß du es wärest. Im zweyten Jahr auf Akademien, als der Liebeshandel mit der Wirthstochter — die Spielschuld am Pharotische, und der Streit bey der Schlittenfahrt — zugleich in einer Woche mir zur Kundschaft kamen; da gab ich schon die Hoffnung auf, an dir Freude zu erleben! da stand ich schon im Begriff, dich auf eine Art zu bestrafen, die — ich seh es selbst nun ein, — allzurasch und allzuhart gewesen wäre; und die ich doch, ein Mahl ausgesprochen, gewiß nicht wiederrufen haben würde. Sieh, Carl! (er wankte bey diesen Worten nach seinem Schreibeschrank, zog ein Papier hervor und both es ihm dar,) sieh, hier ist ein Testament schon unterzeichnet und besiegelt, das deine ganze Erbschaft nach meinem Tode auf tausend Thaler beschränkte, und auch diese beym kleinsten Murren dir wieder weg nahm! Sieh, hier ist ein Brief — daß er schon eingepackt war, zeigen seine Brüche! — der dir ankündigte: ein beygeschlossener Wechsel von zweyhundert Thalern sey deine letzte Unterstützung bey meinem Leben. Des andern

Tages bereits wollte ich dieses Schreiben absenden, und jenes Testament gerichtlich niederlegen; da — kannst du errathen, wessen Hand einen Riß in diese Urkunde machte, und den Brief aus seinem Umschlage hervorzog?

Wessen Hand, mein Vater hätte dieß gedurft, wenn es die Ihrige nicht that? Oder wie! sollte Helenens Vorwort vielleicht —

Oberst. Ja wohl Helenens — Helenens allein! Aber nenne es nicht Vorwort bloß. Es verringert zu sehr das, was sie that. Noch ist mir unbegreiflich, woher sie erfuhr oder errieth, was ich glaubte im Stillen beschlossen zu haben und im Stillen auszuführen. Doch daß sie, zu deren größten Vortheil dieser Entschluß gereichte — sie, die ich zur einzigen Erbinn meiner sämmtlichen Habe erklärte, — die das reichste Mädchen sechs Meilen im Umkreis dadurch zu werden vermochte, — daß sie sofort mit Bitten und Flehen dagegen sich stemmte, mehr that, als eine Schwester für ihren geliebtesten Bruder — ja gewiß mehr, als du damahliger Trotzkopf für dich selbst gethan haben würdest; das war bey Gott, doch schön und groß gehandelt! Hier auf eben der Stelle, wo du jetzt sitzest, umarmte sie zuletzt, als ich durchaus nicht wollte, im Feuer ihrer Beredsamkeit meine Knie, und ließ nicht eher ab, bis ich ihr diesen Riß zu machen erlaubte, und ihr Wort und Hand darauf gab, dir wenigstens dieß Mahl zu verzeihen.

„Und davon — davon, mein Vater, schrieben Sie mir nie ein Wort?"

Oberst. Weil gänzliches Stillschweigen hierüber ein Punct mehr war, dessen Zusage mir das edelmü-

thige Mädchen halb abflehte, halb abzwang. Noch jetzt würde sie zürnen, wüßte sie in diesem Augenblicke, wovon wir sprechen. —

Fast mit jedem neuen Worte war Carls Erstaunen gewachsen. Daß sein Oheim vordem zuweilen auf ihn unwillig und Helenens Vorsprache ihm ersprießlich gewesen sey; Beydes wußte er zwar längst. Doch daß die Gefahr der Verstoßung schon so nahe über seinem Haupte geschwebt, daß Helene dann ihre uneigennützige Großmuth so weit getrieben habe, dieß war ihm ganz fremd; und kaum wußte er, was er mehr dabey bewundern sollte: den Edelmuth der That selbst, oder jenen zweyten, der in Verschweigung ihres Verdienstes lag? Jetzt, indem er seine Empfindungen zu lüften suchte, indem er sich fast heiser an Lobeserhebungen sprach, — jetzt kam er allmählig ganz in die Stimmung, auf welche sein Oheim gerechnet hatte. Absichtlich gab ihm Dieser Zeit sich auszubreiten, sich gleichsam an seinem eigenen Feuer zu erwärmen; und erst, als der junge Mann wohl zehn Mahl gezweifelt hatte: ob er auch jemahls Gelegenheit finden werde, Helenen die ganze Größe seines Dankgefühles zu bezeigen? — erst dann griff der Alte mit Gewandtheit wieder in seine Rede; fragte halb ernsthaft, halb lächelnd:

„Aber wie dann, lieber Carl, wenn die Gelegenheit zum Danke wirklich schon da wäre? Wenn du Helenen alles, was sie für dich that, vergelten — ihrem Gefühle nach mit Wucher vergelten könntest?

Carl (aufmerksam werdend.) Und wodurch, mein Vater, wodurch?

Oberst.

Oberst. (den Kopf schüttelnd.) Erräthst du meinen Sinn wirklich nicht? Gelang es wirklich Helenen dir zu verbergen, was sie freylich, aus unzeitiger Scham, gern der ganzen Welt und sich selbst verbürge?

Carl (immer dringender). Was denn, mein Vater, was denn?

Oberst. Daß sie liebt! Dich liebt! — Carl! als sie jene Vorbitte einlegte, sah sie gewiß nur den Vetter und den schutzbedürftigen Jüngling in dir. Doch, daß sie jetzt mit weit andern Gefühlen dich betrachtet, daß Liebe zu dir ihr ganzes Herz füllt, ihre Gesundheit untergräbt, ihre ganze Denkungsart umstimmt, — Carl! ist es Blindheit oder Bescheidenheit von dir, daß du dieß alles bisher nicht merktest? daß ich es dir erst verdollmetschen muß? —

Man sieht, der Oberst war jetzt da, wo er seyn wollte. Was er nun sprach, erräth sich dem Sinne nach leicht, obschon die Worte fehlen. Auch sprach er wohl fünf Minuten hinter einander allein. Seine Plane, seine Wünsche, seine Hoffnungen, — alles drängte er so stark und so genügend als möglich zusammen. In einer Art von stummer Betäubung vernahm ihn der Neffe. Ganz unerwartet in jeder Rücksicht kam ihm diese Wendung, diese Entdeckung. Daß sie ihn nicht gerade mit des Entzückens höchster Wonne überströmte, würde ein ganz unbefangener Zuschauer doch wohl aus seinem Schweigen und einigen unentschlossenen Blicken gespürt haben. Selbst dann blieb er noch ein Paar Augenblicke stumm, als der Oheim nun geendet hatte, und eine Antwort zu erwarten schien. Doch war der Kampf bald zu Helenens Vortheil entschieden. — „Mein Vater!" rief er, „über=

raschender kam mir noch nie eine Bothschaft. Doch wenn Ihre Muthmaßung Sie nicht täuscht; wenn dieses edelmüthige Mädchen wirklich mich liebt; wenn Neigung zu mir der Grund ihrer Kränklichkeit seyn sollte; dann ergreife ich mit Freuden diese Gelegenheit zum Danke; will mit Freuden der Arzt seyn, durch den sie geneset. Wäre es nicht jetzt schon tiefe Nacht, in dieser Minute noch würde ich in Helenens Zimmer eilen, würde Herz und Hand ihr anbiethen, oder Sie, mein Vater ersuchen, Freywerbers-Mühe zu übernehmen."

Am Halse des jungen Mannes hing bey diesen Worten der Greis voll Entzücken. Selbst bey der Rückkehr aus der Fremde, nach jener fünfjährigen Entfernung, hatte er ihn nicht halb so feurig umarmt. Zehn bis zwanzig Mahl ließ er sich die Hand darauf geben, daß Carl Wahrheit spreche. Immer hatte er besorgt, sein Herz würde schon versagt seyn. Er begriff das Gegentheil kaum, aber er freute sich dessen unendlich. Bis nach zwey Uhr in der Nacht wurde noch geschwatzt; jetzt von der künftigen häuslichen Einrichtung, jetzt von Helenens Überraschung, jetzt vom wahren Glücke vernünftiger Ehe, und jetzt von dem Schmause und Feuerwerk, welches der Oberst allen seinen Nachbarn geben wolle. — So redselig war der gute Alte seit dem Abende nach der Schlacht bey Torgau nicht gewesen. Daß er fast allen Punsch allein austrinke; daß er immer hundert Worte spreche, bevor Carl zu einem einzigen komme; dieß und noch mehreres bemerkte er nicht einmahl. Sie schieden mit der Abrede, daß Carl noch vor dem nächsten Mittagsmahle seinen Spruch anbringen soll. Ob schriftlich oder mündlich? ward Carls Willkür überlassen. Er nützte diese

kleine Freyheit, um dem Oheime einen Beweis mehr von seinem Eifer zu geben.

Wahrscheinlich hatte die Freude über sein gelungenes Werk den guten Greis noch einen großen Theil der Nacht wach erhalten; desto müder, desto sanfter war er erst gegen Tages Anbruch eingeschlummert, und schlief um acht Uhr noch, als Helene, ihrer Sitte nach, eigenhändig das Frühstück ihm brachte. Schon daran gewöhnt, ihn dann noch oft auf seinem Lager, doch stets wach zu finden, eilte sie mit einem Papier in ihrer Hand zu ihm hin, und rief: „O mein Vater! was „haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen mein Geheimniß, „und warum haben sie es Carln verrathen? Diesen „Brief — Carl hat ihn geschrieben; aber Sie selbst „haben ihm solchen in die Feder gesagt!" — Aus seinem Schlummer fuhr der Alte empor. Wovon die Rede sey, konnte er zwar leicht errathen; doch überraschte ihn die Eile seines Neffen. Er begehrte den Brief zu sehen, und fand ihn ganz nach seinem Herzen. Carl hatte darin nicht mit der erkünstelten Gluth des Schwärmers, aber wohl mit der Wärme eines gefühlvollen Mannes gesprochen. Er bezog sich auf die Versicherung seines Oheims, daß er hoffen dürfe, Erwiederung zu finden; aber er trug ihr seine Hand nicht etwa als ein Geschenk des Mitleids, selbst nicht als einen Beweis des Danks, sondern als einen längst gehegten Wunsch innigster Vereinigung, als die Folge derjenigen Hochachtung an, die selbst mit bloßer Freundschaft ungern sich begnügt; und er schien desto wahrhafter zu sprechen, je mehr er Übertreibung vermied. — Zwey Mahl überlas der Oberst den Brief; dann

erst fragte er mit gutmüthigem Lächeln: „Nun Lenchen, was wirst du antworten?"

Nichts konnte einfacher seyn, als diese Frage; nichts schwieriger für Helenen, als ihre Beantwortung. Das arme Mädchen stand jetzt am bedenklichsten Scheidewege ihres ganzen Lebens. Unerwartet, neidenswerth, übereinstimmend mit ihren geheimsten Wünschen war der Antrag, der ihr gemacht worden. Ein schöneres Glück konnte ihren Gefühlen nicht winken; — eine größere Gefahr eben so wenig! Alle Gegengründe, womit sie das Aufkeimen der Leidenschaft zu bekämpfen gesucht, standen auch jetzt noch vor ihren Augen, hoben und unterdrückten sich wechselseitig. Daß dieß doch nicht die Sprache innigster Liebe sey; daß Carl bald bedauern werde, was er jetzt, aufgefordert von einem Dritten, thue; daß dann die Kälte ihres Gemahls, der Spott der Welt, die Reue ihres eigenen Herzens sie treffen dürfte; alles dieß verschwieg sie sich selbst keineswegs; alles dieß trug sie auch in die Antwort über, die sie ihrem Oheim — stockend ertheilte. Nicht unerwartet kamen ihm ihre Zweifel; nur ernstlicher, als er vermuthet hatte, wurden sie vorgetragen. Er ließ sie ganz ausreden, bevor er seine Widerlegung begann; auch war sie dann eigentlich nur gegen einen einzigen Punct ihrer Rede gerichtet. Er bewies ihr, daß er einen Antrag dieser Art Carln nie anbefohlen, kaum durch seinen Rath veranlaßt habe; und Helene glaubte es bald; denn sie wünschte, was sie glaubte. Was er darauf von der Nichtigkeit ihrer Besorgnisse sagte, war schwach genug; aber auch dieß unterstützte ein mächtiger Vorsprecher — Helenens eigenes Herz.

Wohin die Entscheidung ausfiel, — wohl auch dann ausgefallen wäre, wenn der Oberste seine ganze Rednerkunst sich erspart hätte! — erräth man leicht. Als bald darauf Carl in's Zimmer trat, um seinem Oheim den Morgengruß zu biethen, vielleicht auch, um Helenen zu finden; als der Oberst im wahren Soldatentone ihm zurief: „Brav, junger Mann, die Festung steckt schon die weiße Fahne aus, und auch mich hast du überflügelt!" Als er sich ihr bescheiden nahte, und um Bestätigung dieser Nachricht bath; als er ihr, die erröthend verstummte, mit Wärme die Hand küßte, und auf den strafenden Ausruf des Oheims: „Höher, Sohn! drey Spannen höher! Ein Bräutigam küßt auf die Lippen!" nun Miene machte, dieser Ermunterung zu folgen; — o dann! bescheidener und wärmer zugleich ward vielleicht nie einem Liebhaber der erste Kuß gebothen! — Und die Thräne im Auge, der leise Seufzer: „Carl, Carl, wenn Sie meiner nur spotteten!" verschönerten das holde Geschöpf so unbeschreiblich, daß Molldorf in diesem Augenblicke nicht begriff, wie er zu einem solchen Glücke erst habe ermuntert werden müssen; daß er sie gewiß mit innigster Zärtlichkeit umarmte, daß es nur eine Stimme, und sicher auch nur eine Empfindung war, mit welcher sie Beyde am Bette des Oheims niederknieeten, und ausriefen: „Ihren Segen über uns, Vater!"

Die Freude des Obersten überstieg allen Ausdruck. Hundertfältig gab er ihnen diesen begehrten Segen; hätte ihnen in dieser Minute, wenn sie es verlangt hätten, seine ganze Habe abgetreten. Allen seinen Dienern und Hausgenossen verkündigte er bald nachher selbst,

was vorgehe. Wer sich ihm diesen Morgen nahte, ward beschenkt. Binnen einer Stunde hatte diese Neuigkeit auf seinem Gute die Runde gemacht; noch vor Sonnenuntergang wußte sie die ganze hochadelige Nachbarschaft. Manche Nase rümpfte, manche Fräuleinswange entfärbte sich. Viele versicherten: diesen Plan des alten Molldorfs hätten sie schon seit zehn Jahren gemerkt. Andere erhielten von guter Hand die sichere Nachricht, daß Carl sich gewaltig gesträubt, fast fußfällig um Verschonung gebethen, und nur bey angedrohter Enterbung nachgegeben habe. Noch andere zogen aus Helenens bisher bleichen Wangen sehr liebreiche Vermuthungen. Mit bedauerndem Achselzucken, mit allwissendem Lächeln bemerkten sie, daß allzu große Nähe von Vetter und Mühmchen freylich zuweilen — ihre Folgen habe; daß in mancher Abenddämmerung ein junger Mann nicht ganz überlege, was er begehre und thue; daß aber auch nicht selten — noch bedeutender ward hier Blick und Ton — die Cur weit schlimmer als die Krankheit selbst ausfalle. — Kurz, fast überall, zumahl vor weiblichen Richterstühlen, war der Urtheilsspruch — Tadel. Aber auch fast überall schmähte man nur auf Helenen, und bedauerte Carl.

Der wahrlich Mitleid nie weniger verdient hatte, als eben jetzt! der sich so heiter und selig fühlte, als nur je ein Bräutigam! Keine Reue, keine Besorgniß nahte sich seiner Seele. Unpassend dürften dieß Manche finden; ein Paar Nebenumstände werden es glaublicher machen. — „Bräute," sagt eine allgemeine Bemerkung, „kränkeln gern." Bey Helenen wandte der Fall sich um. Zufriedenheit und Freude kehrten jetzt in ihrer Seele ein; fast unglaublich, wie schnell Gesundheit

und merklich erhöhter Liebreiz ihnen folgten! Röther und voller ward Helenens Wange, feuriger ihr Blick; heitere Hoffnung schien jeden ihrer Schritte zu beleben. Keinem aus dem Zirkel ihres Umgangs entschlüpfte diese Bemerkung. „Sie ist wirklich zehn Jahre jünger geworden!" flüsterten sich nicht selten ihre Bekannten mit Neide zu. Wem das Verdienst dieser Änderung gehöre, war keine Frage; daß männlicher Stolz sich dadurch geschmeichelt fühlte, unterlag keinem Zweifel. — Aber noch mehr! Carl, dieser schöne, junge, mit dem Tone der größern Welt nicht fremde Mann, durch vielfache Gaben des Körpers und Geistes von der Natur selbst zum Genusse des Lebens ausgesteuert, und diesem Genusse keines Wegs unhold, stieß doch jetzt zum ersten Mahle auf eine Neigung, wie er sie schon oft gewünscht, und noch nie gefunden hatte. Zwar, daß er längst wisse, was Liebe sey; längst ihre feinern Freuden, und auch ihre — sinnlichern kenne, das verläugnete er selbst seinem Oheime nicht. Aber jene Zärtlichkeit, die unendlich mehr wieder gibt, als sie empfängt; jene Gegenliebe, die nur in dem Liebenden und Geliebten lebt und webt; diese kannte er — aus Büchern wohl; doch noch nicht aus Erfahrung. Zwey Mahl sogar schon hatte sein Zutrauen ihn gewaltig getäuscht. Zwey Mahl war er erböthig gewesen, Leib und Leben für Mädchen aufzuopfern, die mit Erwiederung ihm schmeichelten, und am Ende ihn betrogen. Ein reicher reisender Britte und ein gräflicher Geck hatten ihm schmerzhaft die Augen geöffnet. Anfangs hatte er sein Schicksal verflucht, später nachher es gepriesen. Nahe stand er daran, ächte weibliche Liebe ganz zu läugnen, sie nur für weibliche Wollust oder Laune zu halten.

Helene, ganz Liebe für ihn, und doch von echter, eigener Tugend bewacht, überführte ihn eines andern. Daß er ihr dieß von ganzer Seele dankte; daß er einen Kuß ihres Mundes entzückender, als ehemahls durchschwelgte Nächte fand; — unglücklich sind diejenigen, die dieses nicht glauben, und für unwahrscheinlich halten!

Wenn Braut und Bräutigam verliebt, ihre Obern damit einig, und ihre Glücksumstände der Ehe nicht hinderlich sind, so gibt es gewöhnlich bald eine Trauung. Alles dieß war der Fall bey Carl und Helenen; und ihre Verbindung ward daher auch in vier Wochen schon anberaumt; würde es noch früher geworden seyn, hätten den Oheim nicht die vielen Anstalten verspätet, die er zum Hochzeitsmahle für nöthig erachtete. Er nahm sich vor, ein Fest der ganzen Nachbarschaft zu geben, wie es seit zwanzig Jahren nicht gesehen worden sey. Alle Vorstellungen seiner Pflegekinder, die ihre Ungeduld im Mantel der Bescheidenheit hüllten, verwarf er. „Ich will nun einmahl" sprach er oft, „in diesem Puncte meinen Willen haben!" und — hatte ihn nicht. Der letzte Tag der dritten Woche erschien; viele Gäste waren schon geladen. Am Schlusse der Mittagstafel überrechnete scherzend der ältere Molldorf so eben, daß ihm heute über's Jahr ein Enkel schon anlächeln, über zwey Jahre schon anreden könne, als er plötzlich verstummte, wankte, bewußtlos vom Sessel sank. Erschrocken eilte man ihm zu Hülfe, hob ihn auf, trug ihn auf's Lager, rieb, strich, badete ihn gleichsam in stärkenden Wässern. Man brachte ihn zwar in's Leben, — doch nicht ganz zurück. Ein Schlagfluß hatte seine linke Seite getroffen; Fuß und Arm waren

gelähmt. Als der auf's schleunigste herbey gehohlte Arzt erschien, schüttelte er bedenklich den Kopf. „Es sey schon ein seltener Fall," meinte er, „daß ein Schlagfluß in diesem Alter und auf dieser Seite nicht sogleich ende. Baldige Wiederhohlung wäre muthmaßlich, daß er dann tödtlich seyn werde, gewiß."

Mit großer Gelassenheit vernahm der Oberst diese Ankündigung. — „Ich schmeichelte mir freylich," sprach er, „mit noch einigen Freuden hienieden. Doch die größte von allen, die gewisse Aussicht, daß meine Kinder glücklich und vereint durch's Leben gehen werden, erhielt ich schon. Oder wolltest du, Helene, vielleicht selbst diese Hoffnung noch gewisser machen? Wolltest du vor meinem Bette hier die Trauung vollziehen lassen, zu deren Feyer ich so eitle Pläne entwarf?" Es ward ihm nicht ganz leicht, dieß heraus zu stammeln; es ward Helenen noch schwerer, ihm darauf zu antworten. „Ihren Befehlen folgen," rief sie, „war immer mein größtes Glück. Auch liebe ich Carln, wie man seine Seele liebt. Mit Entzücken wäre ich gestern noch seine Gattinn in jedem Augenblicke geworden. Doch jetzt — an Ihrem Sterbebette — in Ihrer Sterbestunde vielleicht, mein Vater! — ich thue, was Sie wollen; aber mein Herz ist zerrissen, — kann jetzt nicht fühlen, was es bey diesem großen Schritte fühlen soll."

Der Oberst drang nicht weiter in sie. Er schien zu befürchten, daß auch ihn diese Handlung zu sehr angreifen, vielleicht sein Ende beschleunigen könne, und er war nun karg geworden mit den Augenblicken, die er noch sein nennen konnte. Ein Rechtsgelehrter ward gerufen. Fast zwey Stunden blieb er mit ihm allein.

Dann verlangte er nach seinem Neffen; Carl kam — „Bist du überzeugt," fragte er, „daß Helene dich innigst liebe?" — „Innigst! Unaussprechlich sogar würde ich sagen, wenn dieß nicht ruhmredig klänge!" — „Und vergiltst du ihr dieß herzlich und gern?" — „Von ganzer Seele!" — „Wird sie also gewiß deine Frau?" — „Mein Vater, diese Besorgniß —" „Ist überflüssig vielleicht; doch verzeihe dem Alter einiges Mißtrauen selbst auf dem Todbette! Dieser mein letzter Wille — belohnt den redlichen Sohn und den Mann von Wort; nur den Wankelhaften und Undankbaren würde er ein wenig beschränken." — „Gott, wenn ich dieß jemahls seyn, jemahls werden könnte —!"

Carl wollte mehr sprechen; ein schmerzhaftes Gefühl hemmte seine Worte; auch der Oheim winkte ihm zu schweigen, und reichte die Hand hin. Carl küßte sie, und eine brennend heiße Thräne fiel darauf. Der Kranke lächelte schmerzlich sanft. — „Ich würde sie," sprach er, „auch dann nicht abtrocknen, wenn ich meiner Linken mächtig wäre. Es glüht wahrhaftes Gefühl in derselben. Rufe nun Helenen! Laß überhaupt jeden meiner Leute herein, der mich noch sprechen will!" — Es geschah; das Testament ward unterzeichnet, mit allen Förmlichkeiten, die das Gesetz gebiethet. Er tröstete von den Umstehenden jeden, der ihn beklagte, oder zu beklagen schien. Trotz seiner Gelassenheit mochte es ihn doch heftig genug angreifen. Wenige Stunden nachher ging des Arztes Wort in Erfüllung. Mitten im Sprechen traf den Obersten ein neuer Schlagfluß. In zwey Minuten war er todt. Die Betrübniß aller derer, die einen guten Vater oder guten Herrn in ihm verloren, bedarf keiner Erwähnung. Des andern Mor-

gens öffnete man seinen letzten Willen; der Inhalt war folgender;

„Meine ganze Habe, wie sie liegt und steht, „erbe mein Neffe, Carl Molldorf, unter diesen Be„dingungen. Er eheliche meine Nichte, seine selbster„wählte Braut, Helene Drewiz, wenigstens binnen „vier Monathen! Er überliefere ihr von den landschaft„lichen Papieren, die er in meiner Casse finden wird, „acht tausend Thaler, als ein Nadelgeld, worüber sie „allein schalte und walte! Er vertheile noch zwey tau„send Thaler unter meine Dienerschaft, nach Maßstab „ihrer Dienstjahre!"

„Wandelbar ist des Menschen Wille bis zum To„de. Sollte mein Neffe davon auch ein Beyspiel ge„ben; sollte er seine jetzt beschlossene Verbindung mit „Helenen bereuen, trennen, oder daß sie getrennt „werde veranlassen, so sey mein, auf sechzig tausend „Thaler geschätztes Rittergut, halb sein, halb Hele„nen. Ob sie es zusammen verwalten, oder ob er es „allein annehmen will, stehe bey ihm. Ob er ihr die „Hälfte dann verzinse, oder allmählig bezahle, wähle „sie! Daß sie diese Freyheit nie zu seinem Untergange „mißbrauchen wird, dafür bürgt ihre Denkart. Alles „übrige bare Vermögen unterliegt gleicher Theilung. „Nur jene acht tausend Thaler bleiben Helenens Vor„erbe, und vergüten Carls Erziehung und Reisekosten."

„Sollte mein Neffe Helenen zwar ehelichen, doch „bald oder spät ein Zwiespalt entstehen, der eine Schei„dung nöthig machte, so trete sie ganz ins vorige Recht, „in den Besitz der Hälfte zurück!"

Vielfaches Geschwätz entstand in der Gegend rund umher, als dieses Testament ruchbar ward. — „Nun

sieht man doch, hieß es, daß der junge Mann zur Heirath gezwungen wird; daß der Oberste nur sein Schooßkind bedenkt!" — „Wodurch sie seine Gunst wohl so vorzüglich gewonnen haben mag? fügten ein Paar Bethschwestern hinzu: Der Alte war freylich noch vor drey oder vier Jahren ein rüstiger Kumpan!" — „An Carls Stelle, lispelte manches mannbare Fräulein, wüßte ich wohl, was ich thäte! Es gibt Fälle, wo die Hälfte mehr taugt, als das Ganze. Eine hübschere, jüngere Frau wäre mir lieber, als eine alternde, mit allem ihren Gelde." — „Nein, nein! schüttelten die Väter dabey haushälterisch den Kopf; ein so verschuldetes Gut wäre freylich ein mißliches Erbtheil; und ein so reich ausgesteuertes Mädchen ist selten! Der Oberste war schlau; Carl kann den Schatz nicht heben, wenn er die schwarze Katze nicht mitnimmt!" *). — Wer bey Allem diesen am gleichgültigsten sich betrug, wer die Maßregeln des Obersten unverbesserlich fand, war — Carl und Helene.

Für warme, ächte Liebe ist ohnedieß jenes gewaltige Mein und Dein, der Quell unsäglicher Zwiste und Kriege, eine sehr geringe Kleinigkeit. Was hier oft Königen selbst — die doch allbekannt für die großmüthigsten Menschen gelten! — eine Zentner-Sorge dünkt, wiegt auf der Liebe höchst empfindlicher Wage, kaum einen Gran von Eifersucht auf. Doch

*) Daß der Aberglaube in verschiedenen Gegenden Deutschlands die Bewachung verzauberter Schätze einer schwarzen Katze — mit Feueraugen, Tellergroß! — anvertraut, ist wohl bekannt genug und auch sprichwörtlich.

auch genau betrachtet, was hatte beyder Verlobten Mein und Dein beym Testament des Oheims verloren? Er hatte ja den unbeschränkten, ruhigen Besitz nur an die Innigkeit und Dauer ihrer Liebe gebunden. Carl, der einzig dabey Gefährdete, war deren sicher, Helene der ihrigen nicht minder. Sie betrübten sich daher Anfangs nur über den Verlust ihres Wohlthäters, und bald darauf — über den verdrießlichen Aufschub ihrer Ehe. Den Sitten ihrer Zeit und ihres Landes nach, mußten sie drey Monathe — wie man es nannte — tief trauern; durften so lange an keine Hochzeit denken; durften überhaupt, dem Wohlstande nach, nicht allein beysammen wohnen. Eine Gesellschafterinn, die Helene zu sich nahm, half freylich dieser Schwierigkeit ab; befriedigte den Schein, und belästigte in der Wirklichkeit wenig. Doch ob Helene — wenn Carl oft, neben ihr sitzend, mit kaufmännischer Genauigkeit die Wochen und Tage zählte, wo dieser Zwang ende; wenn er ihr plötzlich mit verbindlichem Ungestüm vorwarf: nur ein Übermaß ihrer Empfindlichkeit habe sein Glück verzögert; wenn sie ihm dann schnell den Mund durch ihre Hand oder durch einen Kuß verschloß, und hinterdrein mit tausend Gründen ihr Betragen rechtfertigte; ob sie dann nicht selbst wenigstens eben so viel bey diesem Verzuge litt; nicht eben so oft es bereute, jene Trauung am Todbette ausgeschlagen zu haben; das ist eine andere Frage, die nur — ein Mädchen entscheiden kann.

Bey allen dem eine glückliche Zwischenzeit! Erst später erkannten es beyde. Nicht Besitz beglückt den Menschen; und noch minder allzu eifriges Streben. Aber jene nahe Hoffnung, nicht allzu umschränkt,

damit sie nicht in Besorgniß übergehe; nicht ganz ohne Schwierigkeit, damit sie nicht im Voraus sich sättige; — dieses Mittelding von Genuß und Erwartung, dieß oder nichts beseligt den so schwer zu beglückenden Sterblichen. Aber auch dieses dauert nur selten lange; und verfloß hier bald ebenfalls in andere Gefühle. — Nie ward wohl eine Erbschaft, die größte wie die kleinste, die froheste wie die mißlichste, ganz ohne Verdruß angetreten. Immer gibt es dann Menschen, die dem neuen Besitzer sein Erbtheil verkürzen oder verkümmern wollen; die ungültige Ansprüche an ihn zu machen, oder seine gültigen von sich abzuweisen suchen. Auch Molldorf erfuhr dieß. Sein Oheim hatte einem seiner Kriegsgefährten in großer Verlegenheit eine ansehnliche Summe vorgestreckt; hatte sie nachher, als jener zu höherem Rang und Vermögen kam, wieder begehrt; und statt des Geldes, Undank und einen Prozeß erhalten. Capital, Zinsen und Unkosten liefen schon nahe an zehn tausend Thaler. Eben war der Urtheilsspruch für den Obersten ausgefallen, als er starb. Sein unwürdiger Schuldner suchte nun neuen Aufschub; und da gerade die Unwürdigen oft mächtige Freunde an Höfen und Gerichtsstellen haben, schien es ihm auch gelingen zu wollen. Molldorf ward jetzt ermahnt, persönlich nach der Hauptstadt zu gehen. Eine kurze Anwesenheit, sagte man, könne dann einer langen Verdrießlichkeit abhelfen. Er hatte keine Lust zur Reise, denn sie trennte ihn von Helenen. Doch Helene selbst rieth ihm dazu. Er bath um ihre Begleitung; der liebe Wohlstand verwehrte dieß abermahls. Endlich reiste er ab; nachdem er ausgerechnet hatte, daß

er in neun Tagen aufs späteste wiederkommen wolle. Es wurden reichliche neun Wochen daraus.

Molldorf war unschuldig — ganz unschuldig an diesem Rechnungsverstoß. Man spielte das gewöhnliche Spiel der Residenzstädte mit ihm; schickte ihn immer vom Herodes zu Pilatus; versprach viel und hielt nichts. „Nur noch zwey Tage Geduld! Nur noch zu jenem Hofrath, zu jener Exzellenz noch gefahren!“ so hieß es immer; so verlief eine Woche nach der andern. Carl hätte verzweifeln mögen. Sein Herz zog ihn heim nach Helenen. Sein Stolz wollte nicht unverrichteter Sache weichen. Umständlich meldeten seine Briefe zwar alles der Geliebten; doch in den ersten drey Wochen glaubte sie ihm jede Sylbe; in den nächsten dreyen kaum die Hälfte; im letztern Drittheil kein Wörtchen mehr. Auch dieß ging sehr natürlich zu; auch an diesem Mißtrauen hatte eigene Liebe zwar großen, doch fremde Boßheit noch weit größeren Antheil.

Helene hatte sich, wie schon erwähnt worden, eine Gesellschafterinn zugelegt. Es war eine junge Witwe, eine Person von der freundlichsten, gefälligsten Außenseite; nur Schade, das Herz taugte, Trotz jener physiognomischen Empfehlung, verzweifelt wenig. Ein unheilbarer Hang zur Klatscherey herrschte in demselben; alle mit diesem Hauptlaster verschwisterte Fehler, — unbeschränkte Neugier, Sucht zu verleumden, heimliche Schadenfreude, und so weiter — schloßen sich an. Aus einem Funken ein Feuer anzublasen, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen, verstand sie fast so gut, wie der ausgelernteste Höfling. Wer viel mit ihr umging, dessen Vertrauen erwarb sie leicht, und entzweyte ihn dann zum Danke mit der ganzen

übrigen Welt. — Ob sie in ihrem nachherigen Betragen gegen Helenen, außer ihrer gewöhnlichen Denkungsart, noch ein besonderer Grund leitete; ob sie mit einem Dritten im Bunde stand, der nach dem reich gewordenen Mädchen haschte; oder ob sie gar ein günstiges Auge auf Molldorfs eigene Person gerichtet hatte, und dachte: Nur erst sie beyde entzweyt! im Trüben läßt sich dann fischen! das wäre nun schwer zu entscheiden. — Kurz, kaum merkte Madame Tellmann, (so hieß sie,) daß Helene über Carls Ausbleiben unruhig zu werden beginne, so fehlte es ihr nicht an Mitteln, diese Unruhe zu nähren. — Briefe von glaubwürdigen Menschen hatten ihr versichert, daß Molldorf in den besten Häusern Zütritt habe; daß ihn die Männer etwas stolz, aber verschiedene Frauen von feinstem Tone höchst artig fänden; und daß er seine Zeit dort äußerst angenehm hinbringe. — Helene hörte zu, lächelte und — schwieg. Dieses Schweigen genügte; Madame Tellmann bekam bald wieder Briefe. „Molldorf, versicherte sie, wäre von seinem Gegner ein vortheilhafter Vergleich angebothen worden; nur an hundert Thaler noch habe es sich gestoßen; auch diese habe er lieber ausfechten wollen. Schreibt er Ihnen denn davon nichts? fügte sie mit verwunderungsvollem Tone hinzu. Eine sehr ernste Miene und ein kurzes Nein war Helenens Antwort. Am nächsten Mittag schmeckte ihr kein Bissen. — Die Erzählerinn kam abermahls. Molldorf hatte auf einem Ball mit dem schönsten Mädchen in ganz B — viel getanzt; hatte sie zwey Tage darauf bey einer Spazierfahrt begleitet; man sprach schon in der halben Stadt von einem Plane, der sich freylich nach dem Fuße, auf welchem er

mit

mit Helenen stehe, gar nicht denken lasse. — Madame Tellmann lachte hier laut über das mährchenhafte Geplauder der Welt. Daß ihrer Freundinn eine Thräne ins Auge trat, bemerkte sie nicht.

Kann man zweifeln, daß Nachrichten dieser Art, jede unschuldig auf einer, schuldvoll auf der andern Seite, tief auf Helenen wirken mußten? Doch wirkten sie nicht ganz so, wie die Erzählerinn wünschte! Sie sollten Helenen erbittern, und sie betrübten dieselbe nur. Daß Carl sie hintergehe; daß sein Verweilen in der Hauptstadt willkürlich sey; daß er sie nicht mehr so liebe, wie er solle und wie er vorgebe; alles dieß glaubte sie. Aber sie suchte den Grund davon nicht in Carls Charakter, sondern im Charakter der Männer, zumahl der jungen Männer überhaupt, und — in sich selbst. Alles, was sie sonst schon über Ungleichheit ihres Alters und ihrer Gemüther gedacht und gefühlt; was aber ein einziger Kuß des Bräutigams weggetilgt hatte, das entstand jetzt von Neuem. Sie glaubte sich wieder über den Zeitpunct heraus, wo sie Liebe, dauerhafte Liebe erzeugen könne. Sie gab ihrer eigenen Thorheit die ganze Schuld des jetzigen Kummers; ward eine edelmüthige Selbstquälerinn. — Denn, was ihren Charakter ehrt, so sehr Madame Tellmann sich auch bemühte ihr Herz ganz zu lenken, so widerstand Helene doch. Sie traute nur den Nachrichten ihrer falschen Freundinn; ihre versteckten Rathschläge, die auf Wiedervergeltung abzweckten, verwarf sie. Im Stillen, nach manchem Kampfe, faßte sie ihren Entschluß; und die Person, an welche sie sich zuerst wandte, war — Carl selbst.

Sie schrieb ihm alles, was sie von ihm gehört hatte. Nicht der kleinste Vorwurf, nur ein Paar verwundernde Worte: daß er nicht selbst es ihr gemeldet habe, entfielen ihr dabey. Selbst diese Paar Worte versöhnte die Folge. Denn sie ging nun auf ihre gegenseitige Lage über. Alles was Carl, wenn er wirklich wankte, für sich zu sagen vermocht hatte, legte sie mit edler Beredsamkeit ihm in den Mund. Noch mehr! sie billigte seine Gründe. Sie schwur, in ihren Augen sey er gerechtfertigt. — „Wohlan dann, Carl, (schloß sie dieses sonderbare Sendschreiben) „las„sen Sie uns Freunde seyn, Freunde bleiben, als „Freunde handeln! Jedes von uns strebe nach des An„dern Achtung, und — warum sollte ich dieses Wort „nicht in seinem edlern Sinne brauchen? — nach des „Andern Liebe! Um dieß zu bewirken, wollen wir uns „scheiden, bevor wir noch verbunden sind. Was Sie „abhielt, dieses Wort zuerst zu sprechen, war unzei„tige Scham; ich ersparte Ihnen dieselbe. Noch ein „anderes, gewiß viel kleineres Hinderniß will ich eben„falls, und zwar viel leichter heben.

„Das Testament meines Oheims bindet Ihre „Hände. Es ist allerdings sehr gütig gegen mich abge„faßt. Doch allzu große Güte verzog schon manches „Kind. Ich muß eilen, damit ich es nicht auch werde. „Auf jeden Fall dachte mein Oheim; einen einzigen „vergaß er doch. Den, daß ich selbst, — ich zu„erst, — unbeleidigt von Ihnen, — aus ei„gener Regung die Lösung unseres Versprechens be„gehrte. Dieser Fall ist da. Hier kann das Testament „nicht richten, nicht Sie strafen. Ein Vergleich kann „es mitteln. Ich biethe Ihnen denselben hiermit an!

„Entlassen Sie mich meines Worts! Ich trete „Ihnen mit Freuden dafür die Ansprüche auf die an„dere Hälfte der Erbschaft ab. Jene achttausend Tha„ler auf jeden Fall mir bestimmt, und eine Leibrente „von fünfhundert Thalern sind alles, was ich begehre. „Heirathen werde ich nie. Wohnen will ich, wo Sie „es gut finden. Nach meinem Tode sind Sie, oder „Ihr ältester Sohn, mein Erbe!"

Mit größter Ungeduld hatte gerade diesem Briefe Molldorf entgegen gesehen. Den Posttag vorher waren ihm, was noch nie geschehen — was er durchaus nicht begriff, und jeder Leser desto leichter begreifen wird! — alle Nachrichten von Helenen ausgeblieben. Er rieth angstvoll auf eine Unpäßlichkeit von ihr, aufs Verlorengehen ihres Schreibens, auch auf einigen Unwillen seines Verzugs halber. Er griff desto rascher jetzt nach dem Briefe — las — stutzte. Staunen und Unwillen wechselten. Das erstere überwog den letztern bald weit. Sein erster Entschluß war, alles sogleich hier abzubrechen, hinzueilen, sich zu rechtfertigen, gewisser Maßen sie zu beschämen. „Nur mündliche Antwort, rief er, gebührt sich hierauf! Nur der Augenschein widerlegt ganz!" — Er ließ sogleich Postpferde bestellen, ließ dem Anwald seine Abreise melden; half selbst seinen Bedienten packen. Eben war er fertig, als ein neuer Gedanke durch seinen Kopf fuhr. Er glich auf einige Augenblicke einem Menschen, der vom Traume sich aufrafft. Er überlegte, verwarf, überlegte wieder. In diesem Augenblick kam sein Anwald, und bath ihn: nur noch einen Tag zu verweilen. Er glaubte, dieser Tag werde vergehen, wie die neun bisherigen Wochen; doch stellte er sich, als ob dieses ihn be-

stimme; die Postpferde wurden abbestellt; an Helenen erging folgendes Billet:

„Vortreffliches Mädchen!

„Alles was man Ihnen von meinem hiesigen Be„tragen erzählte, ist verfälscht, vergrößert, zum Theil „ganz erdichtet; kurz — es ist unrichtig. Aber tiefge„dacht und vortrefflich sind die Betrachtungen, die Sie „hinzufügen; edelmüthig das Erbiethen, womit Sie „schließen."

„Ich nehme dieses Letztere an. Meine Liebe zu „Ihnen war von jeher rein und echt; sie ist noch jetzt, „was sie war. Mein bester Wille strebte stets dahin, „Sie glücklich zu machen, doch nie Sie zu überlisten. „Dahin, wo Sie Gram und Reue zu finden vermu„then, mag ich weder mit schmeichelnder, noch ernster „Zuredung Sie hinführen. Noch ein Mahl also, ich „nehme Ihren Vorschlag an! — Aber eine Bitte fü„ge ich hinzu. Lassen Sie jenen Vergleich uns so förm„lich und sobald als möglich treffen! — Binnen drey „Tagen aufs späteste reise ich hier ab. Der Rechtsge„lehrte, der das Testament unsers Oheims entwarf, „ist Ihnen nahe; lassen Sie ihn rufen! geben Sie „ihm Vollmacht ein Instrument aufzusetzen. Machen „Sie die Bedingungen nach Gefallen. Alles, was „Sie in Vorschlag bringen, unterschreibe ich un„gelesen."

Gewiß war es Helenen Ernst mit ihrem Erbiethen gewesen; gewiß würde sie auch mit Ernst darauf bestanden haben; doch war ihr eine so rasche Annahme, ganz ohne Gegenrede, ohne Entschuldigung, kurz — ohne das, was man im gemeinen Leben doch einige Umstände machen nennt, etwas unerwartet. —

„Hätte ich mich denn vielleicht ganz in ihm geirrt!" rief sie mit einem Gemische von Wehmuth und Unwillen, als sie zuerst sein Schreiben gelesen hatte. Mit überwiegender Fassung fügte sie stracks hinzu: „Doch „nein! nein, er hat Recht! Gewisse Dinge müssen „schleunig betrieben werden, wenn nicht unzeitige Reue „das Gute in ihnen hindern soll!" — Der Anwald ward gerufen: Keine Abrathung von seiner Seite, keine Vorstellung von Madame Tellmann, die aus einigen entfallenen Worten errieth, was vorging, und gerade diese Wendung unter diesen Maßregeln nicht billigte, fruchteten. Als Carl am Abend des dritten Tages wirklich ankam, fehlte zur Gültigkeit der schon aufgesetzten Acte nichts als die Unterschrift von ihm und einigen Zeugen.

Wolldorfs Betragen gegen Helenen beym Empfange war anständig, doch etwas gezwungen. Überall verrieth sich Hochachtung, doch Liebe blickte nirgends hervor. Er küßte nur wieder ihre Hand, nicht mehr den Mund, Er freute sich sie sowohl zu sehen, und fragte erst gleich darauf hastig: ob sie es auch wirklich wäre? Er berichtete ihr sogleich, daß er noch den Tag vor seiner Abreise mit seinem Schuldner ein Abkommen getroffen habe; schien damit sehr zufrieden, und gestand doch gleich darauf, daß er ein beträchtliches dabey — verloren hätte. Er erzählte ihr noch hundert Neuigkeiten aus der Hauptstadt; Helene mochte wohl neun und neunzig davon überhören; aber er merkte es nicht, oder wollte es nicht merken. Sie meldete ihm mit wenigen Worten: daß in der bewußtem Sache alles fertig sey. Er erwiederte: „er sey ohnedieß Willens, übermorgen eine kleine Gesellschaft von Freun-

den einzuladen. Gewisse Dinge, die zweyerley Auslegungen litten, könne man nicht leicht offen genug vornehmen. Ein Vergleich, in der Gegenwart von Mehreren unterzeichnet, beweise stärker, in wie fern er freundschaftlich geschlossen worden sey oder nicht." — Indem Helene noch auf eine Antwort, vielleicht auch auf eine Einwendung, sich zu besinnen schien, stand er rasch auf und entfernte sich in sein Zimmer. Den nächsten ganzen Tag verbrachte er mit häuslichen Geschäften, die freylich in seiner Abwesenheit sich angehäuft hatten. Helenen sah er nur beym Kaffehtisch und an der Tafel. Jede Rede, an sie gewandt, war verbindlich; nur mit ihrer Gesellschafterinn schnitt er das Gespräche merklich ab.

Des andern Mittags erschienen die geladenen Gäste; fünf oder sechs von Molldorfs besten — man kann freylich nicht sagen, Freunden, denn diese hat man selten in solcher Anzahl! aber doch — Bekannten. Sie freuten sich seiner Rückkehr, und hofften sich nun auch bald über seine Heirath freuen zu können. Helene entfärbte sich bey dieser Rede, und nahm einen Vorwand sich zu entfernen. Molldorf eröffnete jetzt seinen Gästen so kurz und doch so genügend als möglich: welche Abänderung in seinem Lebensplane sich finde; und welchen Vertrag Helene ihm vorgeschlagen habe. Alle verwunderten sich über die Sache selbst, und bewunderten Helenen. Ein Paar thaten es mit einer Miene, die Molldorfen Glück wünschte; ihren Worten wußte er durch einen Blick zur rechten Zeit vorzubeugen. Helene kam bald darauf wieder. Es schien, als habe ihr Auge indessen, wiewohl nun wieder trocken und klar, ein Paar Thränen fallen lassen. Carl sagte

ihr: daß seine Freunde bereits von ihrem Entschlusse wüßten, und ihre uneigennützige Denkungsart bewunderten; eine schweigende Verbeugung war ihre Antwort. Die Tafel selbst war eben nicht die munterste. Zwar trank man, erzählte, scherzte, jagte sogar nach Witz. Doch jene Heiterkeit, die nur ungesucht sich finden läßt, blieb aus. Carls Blick haftete zuweilen mit einem Mitteldinge von Forschungsgeist und Bedauern auf Helenens Antlitz; sie mochte es spüren, und vermied dann aufzuschauen.

Nach Tische hohlte der Anwald die Urkunde des Vergleichs. Sie ward unterfertigt. Mit heiterer Miene und fester Hand schrieb Helene ihren Nahmen nieder; Carl und die Zeugen folgten. Alles war nun, wie man zu sagen pflegt, in Ordnung. Von zwey gleichlautenden Exemplaren wollte der Rechtsgelehrte eines ihm, das andere ihr überreichen. Molldorf schob es zurück. „Nein, Herr, rief er, aus Helenens eigener Hand muß ich dieses wichtige Papier, meinen Abschied, empfangen! Und wenn wirklich zu diesem Schritte nicht eine schnellgefaßte, mir unbegreifliche Feindschaft gegen mich, oder eine unwürdige That von mir selbst sie drängte; wenn sie wirklich bleiben will, was sie zu bleiben versprach — meine Freundinn! — so wird sie mit einem Kusse mir es reichen."

Hel. Das will ich! Sollte es auch der letzte in diesem Leben seyn!

Carl. Der letzte? Da sey Gott vor, Mühmchen! (Er umarmt sie, und wendet sich dann schnell gegen seine Gesellschaft). Meine Freunde! Sie glaubten bis jetzt: nur als Zeugen dieses Vergleichs wären Sie geladen; und wunderten sich vielleicht, daß ich so Viele mir er-

bath, wo schon Zwey zur Gültigkeit genügten. Doch nein, vor ihrer Aller Ohren muß ich noch einige Worte mit diesem seltenen Mädchen sprechen. Richten Sie dann zwischen mir und ihr! — Helene, von dem Tage an, wo unser Oheim unsere Hände zusammen fügte, war oft im Stillen meine einzige kleine Sorge: Wird diese Verbindung nicht Manchen nur ein Schritt des Eigennutzes scheinen? Wirklich drang auch schon manches Geschwätze dieser Art in mein Ohr; drang dann noch unendlich stärker, als unser Vater gestorben war! Doch war es in meinen Gedanken nur Kleinigkeit, denn ich sprach zu mir: Helene selbst kennt dich anders! und nie gab es ein großes Gut ohne ein geringes Übel! — Erst dann, als ich Ihren Brief erhielt, erst dann sah ich mit Schrecken: daß dieser Argwohn auch Sie ergreife! hoffte zwar jetzt noch ihn verscheuchen zu können; aber besorgte auch seine Rückkehr für künftig; sah in ihm den Störer unsers ehelichen Friedens, ihren Quälgeist in mancher einsamen Stunde; und deßhalb — deßhalb nur verzeihen Sie mir, was ich heute that und annahm!

Hel. (etwas schmerzhaft lächelnd). Und warum sollte ich Ihnen verzeihen. —

Carl (einfallend). Noch nicht, liebes Mühmchen, noch nicht! — Jetzt, — meine Herrn, nicht wahr? jetzt wäre ich Besitzer von meines Oheims ganzem Vermögen? Besitzer desselben bis auf einen kleinen Theil, der im Vergleich des übrigen unmöglich in Anschlag, wenigstens nicht in hohen Anschlag kommen kann! Jetzt bin ich ganz Herr über meines künftigen Lebens Plan! Und nun wende ich mich noch einmahl, und frage: theuerste, liebste Helene! wollen Sie mei-

ne Hand annehmen? Meine Hand und mein Herz! Wollen Sie es, mit der vollen Überzeugung: daß ich ohne Eigennutz Sie liebe! daß ich mich stets bestreben werde, Sie so glücklich zu machen, als es in meinen, allerdings nur mäßigen Kräften steht?

Hel. (betreten). Wie, Carl, diese erneute überraschende Frage — trennten wir uns nicht mit beyderseitigem Willen? — Sind meine Gründe, meine Besorgnisse, bloß von diesem geringfügigen Gelde hergenommen? — Räth mir nicht eine andere Ungleichheit weit stärker noch auf meinem Sinne zu bleiben?

Carl. Nun so bleiben Sie auch im Besitz ihres Vermögens, (indem er schnell die Urkunde zerreißt) im Besitz jenes Erbtheils, um welches kein Vergleich Sie bringen soll und darf! Beym Geist unsers Vaters schwöre ich! nie kam in meine Seele der Gedanke, Ihre Habe nur um einen Pfennig zu verkürzen; nur überführen wollte ich Sie, daß Ihre Person, — daß Sie selbst es wären, um die ich warb; — um die ich jetzt noch werbe, im Beyseyn meiner Freunde. — Ja, ja! ich gestehe es frey: nur Hochachtung, nur Dankbegier leitete mich, als ich das erste Mahl meine Hand Ihnen antrug. Doch Liebe, innige Liebe folgte dieser Hochachtung bald. Jene lange Abwesenheit minderte sie nicht, und war nicht meine Schuld. Nie verging ich mich, selbst in Gedanken nicht, an der Treue, die ich Ihnen schwur. Mit unsäglichem Zwang nahm ich die Larve von gestern und vorgestern an; rechnete dabey stets auf Ihr Herz; und fühle mich arm — bettelarm, wenn diese Rechnung mich täuschte.

Zeit und Raum genug hatte Molldorf gehabt, die ganze Summe seiner Empfindungen auszugießen.

Niemand unterbrach ihn. Alle hatte seine Wendung, seine Bitte, das Feuer seiner Rede überrascht. Erst, als er nun eine Minute lang schwieg, dann der unentschlossen scheinenden Helene sich nahte, und ihr die Hand both, um noch einmahl einzuschlagen, da unterstützte ihn jeder von den Anwesenden mit seinem Beyfall, seinem Vorworte. „O Fräulein, Fräulein! wie können Sie sich noch sträuben?" Dieß oder eine ähnliche Formel war der chormäßige Zuruf von allen. — Wohl möglich, daß ihn Helene nicht einmahl hörte! denn schon hing sie an Carls Halse; verbarg an ihm ihr Angesicht und stammelte: „Carl, du machst „mit mir, was dir gut däucht! Du hast mit edler „Grausamkeit mich abermahls überwunden!"

Hier eine Pause, in welcher er mit stummer Inbrunst das holde Geschöpf umarmte, und dann die Glückwünsche der Anwesenden hinnahm, die allerdings diesen Auftritt rührend, seine That schön, seine Belohnung — wenigstens jetzt noch, — neidenswerth fanden! Nicht lange genoß er dieser Wonne; jetzt müßig zu seyn schien ihm thöricht; er wandte sich abermahls zu Helenen. „Warum sollte ich, sprach er, meine Eitelkeit verschweigen? Warum mit der kleinen Bitte zögern, da mir die größere gewährt worden? Daß ich auf Ihr Herz rechnete, theures Mädchen, sagte ich vorhin schon; daß ich Erhörung hoffte, gestehe ich. Daß ich aber nun auch wünschte im Hafen zu seyn, wo es nicht mehr stürmt; wer kann mir dieses verargen? — Helene! hier ist eine Erlaubniß uns zu ehelichen, wann, wie und wo wir wollen. Die Zeit der Trauer ist vorüber. Hier sind Freunde; ganz in der Nähe wartet ein Priester nur auf den ersten Ruf.

Lassen Sie uns nach ihm senden! — Eine Überraschung glückte schon; lassen Sie die zweyte nicht mißlingen! Lassen Sie auf einen so schön gewordenen Tag auch einen fröhlichen Abend folgen!"

Helenens abermahlige Bestürzung ähnelte jener erstern; glich ihr jedoch nicht ganz. Vergebens widersetzte sie sich ernstlich, und verlangte nur zwey oder drey Tage Aufschub. Carl fand wieder Vorsprecher genug. Man übertäubte Helenen. Indem sie zwar nicht einwilligte, doch schon schwieg, ging die Thüre auf, und der Priester trat herein. Wie er seiner Pflicht ein Genüge that; wie gleichsam im Traume noch Helene mit demjenigen verbunden ward, von dem sie sich — vor einer Stunde noch — als geschieden auf ewig betrachtete; dieß bedarf nun keiner Ausführung, ja keiner Erwähnung weiter. Als die Gäste heimkamen, und in ihren Zirkeln die Geschichte dieses Tages erzählten, gab es freylich wieder eine Novelle, die vermehrt und verschönert fast in der ganzen Provinz ihren Kreislauf hielt. Doch ward wenig darüber gespottet: höchstens ein wenig gespöttelt. Vorzüglich half hierbey Madame Tellmann, die am dritten Morgen nach der Hochzeit ein ansehnliches Geschenk, nebst ihrer Entlassung erhielt; und die zum Danke sich öffentlich erboth, ihren Kopf zu verwetten, daß das eheliche Glück des neuverbundenen Paares nicht länger als vier Wochen dauern werde.

Sie hätte ihn verloren, — diesen nichtswürdigen Kopf! denn eilf Jahre lebte Molldorf mit Helenen in einer Ehe, die so friedlich, so traulich, und eben dadurch auch so glücklich war, als man es nur von einer menschlichen Verbindung zu fordern wagen

darf. Zwar, daß diejenige, die vordem als Nichte den alternden Oheim so unabläßig, so ganz ohne eigenen Willen pflegte, als Frau noch inniger, noch unbeschränkter in den Sinn ihres Gatten sich schmiegen würde, — das ließ sich im Voraus vermuthen. Aber daß auch Molldorf nicht einen Augenblick vergessen sollte, was er versprochen hatte; daß er ohne Anspruch auf jedes andere Gefallen nur ganz für seine Gattinn und für sein Hauswesen leben würde; daß er seine eheliche Treue nicht nur unbefleckt, sondern auch unverdächtig erhalten werde; — das hatte man nicht gehofft! das machte ihm als einem Mann von Worte, und als einem Gatten von echter Beständigkeit zweyfache Ehre; und war eine Tugend, in welcher er zwar nicht ganz ohne Genossen, doch gewiß ohne großes Gedränge von Nebenbuhlern da stand.

Das ansehnliche Vermögen, das sie Beyde besaßen, der weise Gebrauch, den Molldorf davon machte, und eine gewisse ihm angeborne Neigung zu geselliger Freude, machten sein Schloß nun oft zum Sammelplatz der Nachbarn rund umher; auch gegenseitig legten sie manchen Besuch ab; genoßen in Gemeinschaft von Mehreren alle Ergötzungen, die das Landleben nach Maßstab und Abwechslung der Jahrszeiten darbiethet. Doch wohin auch Molldorf fuhr oder ging, that er es nur in Helenens Begleitung; für sie hatte er in jeder Gesellschaft vorzüglich nur Auge und Ohr. Den anfänglichen Spott seiner Bekannten hierüber beantwortete er mit einem Ernste, der von fernern Einfällen abschreckte. Den oft listigen Nachstellungen anderer Frauen setzte er unerschütterlichen Gleichmuth entgegen; jeder ihm gefährlich dünkenden

Schönheit wich er von Weitem aus; war höflich gegen alle, Liebhaber von keiner Einzigen. Dadurch, daß er sich gewöhnte, keinen seiner Gedanken vor Helenen zu verschließen; sie in jedem Geschäfte um Rath und Meinung zu befragen; vor ihr auszuschütten alles, was ihn freute oder bekümmerte — dadurch gewann ihre Freundschaft eine solche Festigkeit, daß schon sie allein mehr als zehn eheliche Lieben vom — gewöhnlichen Schlage vermochte. Ein einziger Kummer störte zuweilen ihren häuslichen Himmel. Helene erzog keine Erben. Zwey Mahl Mutter, hatte sie doch nie die grenzenlose Wollust gehabt von einem eigenen Kinde sich angelächelt, sich geschmeichelt zu erblicken. Ein Sohn starb in der Geburt; eine Tochter lebte nur wenige Tage. Die Aussicht zu mehreren verschwand nachher bald. Oft weinte Helene hierüber im Stillen. Oft betrachtete Carl die zwey rüstigen Knaben seines Verwalters, wenn sie des Abends auf den Ackerrossen aus Muthwillen heimgeritten kamen, mit einem Blicke, der sich — zwar schnell in Lächeln verwandelte, wenn ihn Helenens Auge traf; der aber ihr deutlich genug sagte: „Die Hälfte meines Vermögens gäbe ich für solch' einen Knaben!" — Gefühle dieser Art waren freylich Gewitter-Wölkchen an einem Frühlings-Tage. Aber sie hielten auch nie allzu dauernd an, und wechselseitige Liebe machte den Himmel bald wieder heiter.

In der Mitte des eilften Jahres wuchs Molldorfs Haushaltung plötzlich um eine Hauptperson mehr an. Helene nahm ihre Stiefschwester zu sich. — Wenn diese Schwester vielleicht den meisten Lesern gleichsam vom Himmel herabfällt, so sey es zu ihrem Troste gesagt: daß es Helenen selbst damit nicht viel anders

ging. — Zwar, daß sie von ihrem dreyzehnten bis in ihr siebzehntes Jahr unter einer Stief-Mutter gestanden habe, dessen entsann sich Helene noch gar wohl. Denn oft genug hatte sie damahls die harte Hand derselben empfunden; hatte durch solche gewisser Maßen ihren Vater eingebüßt, der, nie übermäßig reich und von etwas schwächlicher Gesundheit, den kurzen Besitz eines schönen, eiteln Weibes mit seinem Vermögen und Leben bezahlte. Doch kaum war er todt, so kümmerte sich seine Witwe keinen Augenblick mehr um ein Mädchen, das freylich durch sie verarmt und verwaist, aber auch dafür mit der unschätzbaren Gabe der Geduld ausgerüstet worden war. Helene mußte eine geraume Zeit das Gnadenbrot bey entfernten Verwandten suchen, bevor sie an ihrem Oheim einen zweyten Vater fand. Frau von Drewiz, noch jung und reizend, warf indeß ihr Netz abermahls aus, und zog einen Baron, der an der N—k anderm Ende ansehnliche Güter besaß. Auch in dieser Ehe trieb sie ihr Wesen, oder ihr Unwesen vielmehr, wie in der erstern. Durch Putz, Spiel und Verschwendung schmolz die Habe ihres zweyten Gemahls zwar etwas langsamer, doch nicht minder. Als er, größten Theils aus Kummer, starb, hinterließ er einen halberwachsenen Sohn, eine sehr junge Tochter, und kaum noch einige Trümmer seines großen Vermögens. Das verschwenderische Weib war nicht ohne Stolz; zu einem dritten Fischzuge fehlte es ihr nun an dem Köder von Jugend und Schönheit; da zu betteln oder zu darben, wo sie bisher geglänzt und geschwelgt hatte, war ihr unerträglich. Sie verkaufte daher sogleich, was sie hatte; zog damit in einen Winkel von Westphalen; lebte nun

einsam und mäßig; und beging doch auch hier einen neuen Fehler. Sie verwandte zwar, was sie nur konnte, auf die Erziehung — doch nicht ihrer Kinder, sondern ihres Sohnes allein. Dieser, dachte sie, wächst früher auf, nährt und ehrt dich einst wieder. Dann ist es noch Zeit bey Euphrosinen nachzuhohlen, was jetzt versäumt worden. Wirklich war es ein Jüngling von seltenen Gaben. Im achtzehnten Jahre ging er als Fähnrich in H—sche Dienste, und mit nach Amerika; im ein und zwanzigsten ward er durch seinen Muth schon Rittmeister; wenige Tage erschoß ihn im Zweykampf einer seiner Gefährten, den er übersprungen hatte. Die Verzweiflung der Mutter, bey dieser Nachricht, übersteigt alle Worte. Kurz vorher hatte sie ihren letzten Ring verkauft; hatte noch davon einen Theil ihm zugesendet. Zur Auszehrung schon seit einiger Zeit geneigt, verfiel sie nun wirklich in dieselbe; und zwar in eine von der schnellern Art. Euphrosinens Schicksal stand jetzt qualvoll vor ihren Augen. Das Mädchen war zwölf Jahre alt, verabsäumt, verarmt, in einem Lande, wo sie weder Verwandte noch Freunde hatte. Wer sollte sich ihrer annehmen? Jetzt gedachte die Sterbende an Helenen. Nicht an das, was sie bey ihr verschuldet hatte; sondern was aus ihr geworden war. Sie hatte einige Mahl von ihrem Glücke mit Neide reden gehört; hatte seit zwanzig Jahren sie nicht eines schriftlichen Wortes gewürdigt. Im Anfange war Stolz, späterhin Scham die Ursache ihres Stillschweigens gewesen. Ihre jetzige Lage setzte sich über Stolz und Scham hinweg. Sie schrieb an dieselbe, als an eine ältere Pflegetochter; sie empfahl ihr Euphrosinen als eine jüngere Schwester — wiewohl sie

kaum den Nahmen einer Stiefschwester verdiente; sie wollte sogar hier noch mit einer Art von Würde sprechen, und fiel dann plötzlich wieder, was ihr auch besser ziemte, in eine demüthige Klage, in ein aufrichtiges Geständniß ihrer Fehler herab. — Schwer ward ihr gewiß dieser Schritt. Wenige Tage vor ihrem Tode sandte sie den Brief ab. Er kam an dem Ort seiner Bestimmung erst an, als die Schreiberinn schon ausgelitten hatte. — Helenens Verwunderung war groß; sie wußte wirklich kaum vom Daseyn dieser Stiefschwester. Aber ihr Mitleid war noch größer. Sie eilte mit diesem Briefe zu ihrem Gemahl. —" Was ist zu thun?" fragte sie ihn nach Lesung desselben. — „Zu retten, was noch zu retten ist. An Euphrosinen zu thun, was der Oheim an meiner Kindheit that!" — „O Carl, Carl! du sprichst, wie immer, aus meiner Seele."

Molldorf reiste wirklich des andern Tages schon nach Westphalen, und hohlte Euphrosinen. Es war ein Mädchen, — oder noch ein Kind vielmehr — von der Natur mild bedacht; von angenehmer Gestalt, von einem sanften, willigen Herzen, und auch von dem, was man Mutterwitz nennt, nicht entblößt; aber noch ganz ungebildet, — ja ungesittet beynahe. In ein Paar leichtern weiblichen Arbeiten, im Nähen,; Stricken u. s. w. bestanden ihre ganzen Kenntnisse; von Lesen und Schreiben wußte sie nicht viel mehr, als die Anfangs-Gründe. Als sie Helenens Hand zuerst mit kindischer Wärme küßte; als sie ihr ausrichtete, was die sterbende Mutter noch am letzten Tage ihr aufgetragen hatte, schwur jene, von nun an ihr mehr als Mutter zu werden, und auch

ihren

ihren Unterricht, ihre Bildung selbst zu übernehmen. Sogleich legte sie Hand ans Werk, — und nicht unwirksam. Der rohe Diamant war des Schleifens werth. Euphrosine fügte sich willig nach jeder Lehre, jedem Unterricht. Helene fand in dieser neuen Arbeit neues Vergnügen. Ihr häusliches, etwas einförmiges Leben gewann eine Abwechslung mehr. Sie glaubte gerade jetzt noch nicht an demjenigen Zeitpuncte zu stehen, wo es mit ihrem Glück bergabwärts gehen sollte.

Das Altern ist eine Veränderung des menschlichen Körpers, die fast jedem, den sie betrifft, noch viel zu frühzeitig kommt. Man ehrt das gealterte Gesicht zuweilen bey andern, an sich selbst würde man es — aus bloßer Bescheidenheit! — gern entbehren. Vorzüglich soll dieses der Fall bey den Frauen seyn; und gleichwohl trifft wieder sie dieses Altern am sichtlichsten und am eilfertigsten. Doch auch diese Eile hat ihre Grade und ihre Launen. Schon manche Mutter stand neben ihrer mannbaren Tochter, wie eine jüngere Schwester. — Helene schien zu dieser kleinen begünstigten Anzahl zu gehören. Sie war nun schon einige Jahre über den fürchterlichen Zeitpunct hinaus, den die Dame gutwillig nie einräumte; das heißt, sie war fast vier und vierzig; wer sie zum ersten Mahl sah, hätte nicht auf so viel dreyßig gerathen. Ihr häuslicher Friede und ihres Geistes sanfte Stimmung schienen ihr diese fortdauernde Jugend noch auf lange zu verbürgen. Sie war sogar etwas rothwangig, etwas stärker geworden, als im ehelosen Leben. Da erkrankte sie plötzlich an einer Ruhr, die in der Gegend umher ging, und die sie sich selbst durch einen gutmüthigen Besuch am Bette einer ihrer Kammerfrauen gehohlt

haben mochte. Nach einer Todesgefahr von vierzehn Tagen genaß sie zwar wieder; war aber, dem Anschein nach, um so viel Jahre älter geworden. Die Farbe ihrer Wangen, das Fleisch ihres Gesichts und ihrer Hände war weg, und kam nicht wieder. Als sie das erste Mahl vor ihren Spiegel schlich, glaubte sie ein fremdes Antlitz in demselben zu erblicken. Sichtlich und stark war ihre Bestürzung. „Habe ich denn schon im Grabe gelegen? Oder lieg' ich noch in demselben?" seufzte sie halblaut. Der Trost ihres Arztes und ihres Gemahls, daß sie sich bald wieder erhohlen werde, fand bey ihr wenig Glauben, und ging vielleicht eben deßwegen auch um so weniger in Erfüllung.

Aber nicht in Helenens Gestalt allein, auch in ihrem ganzen Betragen, — in ihrer Denkart sogar ergab sich von nun an ein merklicher Abstand gegen ehemahls. Verschwunden war jene gefällige Heiterkeit, welche ihren Umgang so angenehm gemacht hatte. Ein gewisses stilles Mißtrauen, ein sichtliches Zurückziehen herrschte in allem, was sie sprach und that; herrschte gerade am sichtlichsten gegen ihren Gemahl selbst. Jede kleine Liebkosung von ihm, jeden verbindlichen Ausdruck in seiner Rede nahm sie nicht mehr mit froher Erwiederung, sondern mit einer Miene hin, als besorge sie seinen — Spott. Immer sprach sie nun, daß diese oder jene Freuden für sie sich — nicht mehr ziemten; daß diese oder jene Farben für ihr Alter nun — nicht mehr paßten. Jedem gesellschaftlichen Vergnügen außerhalb ihres Hauses starb sie ab; war verlegen, wenn irgendwo zwey Menschen leise zusammen sprachen, oder irgend ein Blick sie länger als zwey Secunden ansah. Bey der Abendtafel eines ihrer Nachbarn

wollte sie gehört haben, daß zwey Fremde sich zugeflü-stert: Ein sonderbarer Einfall, seine Großmutter zu heirathen! Daß dieß auf sie gegangen sey, davon war sie überzeugter, als ein eifriger Katholik von der Unfehlbarkeit der Kirche. Seitdem brachte Molldorf sie zu keinem Gastmahl weiter, kaum zu einer Spazierfahrt an seiner Seite. „Ich mache dir jetzt doch nur Schande!" war ihre ewige Antwort, gesprochen mit einem Tone, der sich zwang scherzen zu wollen, und dadurch desto ernstlicher ward.

Molldorf befremdete diese Änderung gewaltig. So viel weibliche Eitelkeit — denn dafür hielt er es Anfangs — hatte er nicht bey diesem sonst anspruchlosen Weibe vermuthet. Er wußte sich schuldlos, sie durch keine Unvorsichtigkeit in seinem Betragen gereizt zu haben. Er that alles Mögliche, sie zu beruhigen; — vergebens! — „Nein, Carl, nein! rief sie oft, wenn „er sie schmeichelnd zu widerlegen suchte: unmöglich „kannst du diesen Körper noch lieben. Aber gönne „mir den einzigen Trost, daß unsere Seelen noch „Freunde bleiben! den einzigen Stolz, freywillig zu „entsagen, eh' ich verstoßen werde!" Sogar die Hoffnung, daß es eine rückständige Krankheits-Grille sey, die von selbst sich zerstreuen werde, verschwand. Helenens Entsagung wuchs, statt sich zu mindern. Bald ward der Garten am Schloß ihr einziger Spaziergang; Gäste, die sie zu besuchen kamen, empfing sie mit Höflichkeit, aber mit einem so bange bescheidenen Wesen, daß nur wenige sich wieder einstellten. Sogar, wenn Molldorf ihr nur im Beyseyn eines Dritten beym Eintritt oder Abschied einen freundschaftlichen Kuß both, zauderte sie sichtlich, und zischelte ihm oft ins Ohr:

„Wir machen uns lächerlich, Carl! Laß das!“ — Er mußte auch hierin endlich ihrer Grille nachgeben.

Wäre Molldorf ein Mann vom neuesten, feinsten Tone gewesen, wie leicht hätte er sich in alles dieses, und wohl noch in mehr geschickt! Eine Frau und doch auch keine zu haben, ist ja in gewissen Zirkeln das alltäglichste Ding unter der Sonne! Mit einer Gemahlinn, mit der man nun schon eilf Jahre lang lebt, — die nie bildschön war, und nun fast häßlich geworden; die uns an Alter stets voraus ging, und nun selbst gesteht, daß sie diese Unschicklichkeit fühle — sich mit dieser auf einen so genannten bloß anständigen Fuß zu setzen, ist ja eher wünschenswerth als unangenehm zu nennen. Noch mehr! Wiewohl Helene für sich selbst ein fast klösterliches Leben erwählte, war sie doch nicht so unbillig zu fordern, daß Molldorf den Einsiedler mitmache. Immer erinnerte sie ihn selbst bald an die Jagd, und bald an den Spazierritt; bald an den Besuch bey einem nachbarlichen Freunde, und bald an eine kleine Reise in die umliegenden Städte oder auch nach der Hauptstadt. Daß er ja nichts versäumen solle, was Wohlstand und Gesundheit heische, was ihm Vergnügen oder Zerstreuung bringe, das war ihre alltägliche Bitte. Kam er dann von einem kleinen Ausfluge zurück, so erwartete ihn die gefällige Hausfrau gewiß mit dem freundlichsten Gesichte, mit seinen Leibgerichten, mit allen dem, was seine Bequemlichkeit oder seine Laune nur fordern konnte; dankte ihm herzlich, wenn er ihr erzählte, was er gehört und gesehen habe; rieth ihm auch immer am Schluß, bald wieder eine ähnliche Reise zu machen, mit dem einzigen Bedinge, daß — sie daheim bleibe. Setzt

man nun endlich hinzu: daß Mollдorf gerade jetzt erst in seines Lebens Mitte stand, ein Mann von fester, geschonter Gesundheit war, Herr über ein ansehnliches Vermögen, gern gesehen, wohin er nur in Gesellschaft kam, und wahrscheinlich für Manche in der Gesellschaft noch lieber, wenn er allein, als wenn er mit andern eintrat; so wird man muthmaßlich finden: Molldorf hatte jetzt noch weniger Grund, mißmuthig mit seiner Lage zu seyn, als vormahls.

Dennoch begann er es bald zu werden! Molldorfs empfindsame Seele hätte gern alle seine Freunde rings um sich glücklich gemacht; und daß seine älteste, bewährteste Freundinn, wenn nicht unglücklich sey, doch sich unglücklich fühle, das sah er nur allzu deutlich; konnte sich des Gedankens nicht entschlagen: daß sie es, Trotz seiner Unschuld, seinetwegen sey; glaubte, daß er doch ehemahls statt edel zu handeln, unbesonnen gehandelt habe, und machte sich deßfalls Vorwürfe. Nur höchst selten erlaubte er sich den Genuß fremder gesellschaftlicher Freuden, dachte dann immer zurück: ob wohl Helene jetzt leidet? und litt dadurch selbst. —

Auch dabey blieb es nicht lange. Was der Arzt vorher gesagt und Molldorf vorher gesehen hatte, geschah. Die eingezogene Lebensart, wozu Helene sich selbst verurtheilte, und wahrscheinlich noch mehr die Stimmung ihrer Seele wirkten jetzt eben so ungünstig auf den Körper zurück, als körperlicher Verfall vorher auf die Seele gewirkt hatte. Helene ward, so wie der Winter eintrat, zwar nicht tödtlich krank, aber äußerst kränklich. Ein unaufhörliches Hüsteln und Frösteln stellte sich ein. Größere Unannehmlichkeiten folgten. Bisher hatte sie oft aus Eigensinn das Zimmer gehü-

thet, nunmehr mußte sie es aus Nothwendigkeit thun. Auch beym rückkehrenden Frühling blieb sie siech. Jeder Witterungs-Wechsel hatte in ihrem Körper sein Wetterglas. Fast in jedem Monathe war sie wenigstens eine Woche bettlägerig.

Drey Jahre verfloßen auf diese Art. Sie drängen sich freylich auf dem Papiere in einen sehr kleinen Umfang zusammen; sie mochten einen desto größern in der Wirklichkeit selbst für den armen Molldorf einnehmen. Er suchte zwar sein Loos auf jede anständige Art zu erleichtern. Er setzte es durch, daß Helene wieder, so bald etwas gesündere Zwischenräume kamen, Gesellschaft bey sich sah. Die Bekannten aus der Nachbarschaft wurden wieder fleißig eingeladen; selbst kleine Hausbälle wurden zuweilen gegeben. Doch waren Erhohlungsfristen dieser Art immer nur kurz und abwechselnd. Wenn neue Krankheitsanfälle bey Helenen sich einstellten, entfernte sich Carl oft Monathe lang nicht fünf hundert Schritte weit vom Schlosse. Keine noch so gelinde Klage hierüber entschlüpfte seinem Munde; selbst jede ernste trübe Miene suchte er — wenigstens vor ihr — zu verbergen.

Doch indeß Helene so allmählich hinwelkte, und Molldorf so treulich Gesellschafter in ihrem Krankenzimmer war, wuchs in der Nähe — ja, fast möchte man sagen, in der Mitte von Beyden, Euphrosine zu einem der reizendsten Mädchen im ganzen Lande empor; und auch um diese hatte Molldorf sich in jenem Zwischenraume manches Verdienst von höchster Wichtigkeit erworben. Nicht bloß, weil er ihr alles, was Nothdurft und Wohlstand erforderten, so reichlich als möglich, anwies, sondern weil er auch an ihr that,

was Geld nie, und selbst der wärmste Dank nur halb bezahlt, weil er — ihren Geist bilden half.

Von Neuem befand sich dieses liebenswürdige Geschöpf in Gefahr, auch hier aufzuwachsen, wie einst unter mütterlichen Augen; das heißt, halb verwildert, sich selbst überlassen. Zwar war sie seit dem ersten Augenblick ihrer Ankunft Helenens Günstling, ihre fast stäte Gesellschafterinn am Tage, ihre Schlafgenossinn des Nachts geworden; zwar hegte Helene den ersten Vorsatz, sie selbst in allem zu unterrichten, was ein Mädchen empfiehlt und vervollkommt; zwar machte sie schon, wie wir oben erwähnten, einen Anfang, der viel versprach; doch ihn auszuführen vermochte die Kränkelnde nicht. Körperliche Schwäche und verhehlter Mißmuth untersagten ihr bald alles, was einige Anstrengung erforderte. Fremden Miethlingen die Schwester anzuvertrauen, trug sie Bedenken. Immer wollte sie selbst wieder Hand ans Werk legen, und immer mißlang es. Von Mitleid bewogen, von seiner Gemahlinn ersucht, von eigener langen Weile aufgemuntert, schlug sich endlich Molldorf ins Mittel. Von ihm empfing Euphrosine Unterweisung in einigen neuern Sprachen, in Musik, in leichter, faßlicher Geschichte, Naturkunde, und andern ähnlichen, beyden Geschlechtern nützlichen Kenntnissen. Daß er seinen Unterricht nicht nach pädagogischer Kunstform, nicht als eigentlicher Gelehrter, sondern nur als ein Liebhaber von Künsten und Wissenschaften einrichtete, versteht sich von selbst. Aber wirklich besaß er durch Privatfleiß in manchem Fach nicht alltägliche Kenntniß; und unglaublich war es beynahe, wie glücklich und rasch Euphrosine seine Anleitung zu nützen vermochte.

Bald sprach sie französisch, italienisch und englisch, wenigstens so gut, als ihr Lehrmeister selbst; sang mit Seele zum Flügel; las mit Nutzen die geistreichsten Schriften der Neuern; begriff, ganz entfernt vom Zirkel der großen Welt, die schwere Kunst, liebenswürdig ohne Anspruch, kenntnißreich ohne Pedanterey zu seyn. Wenn sich zuweilen auf Molldorfs Schloß der nachbarliche Adel versammelte, zeichnete sich unter den übrigen Fräuleins, — selbst unter denen, an welchen weither verschriebene Erzieher und Erzieherinnen geschnitzt und gekünstelt hatten! — Euphrosine so vortheilhaft aus, daß fast jede Mutter eine solche Tochter, fast jeder Jüngling eine solche Braut sich wünschte.

Wohl mußte es Molldorf freuen, zu sehen, welche reichliche Zinsen seine aufgewandte Mühe trage! Wohl mag es überhaupt zu der Menschheit süßesten Gefühlen gehören, beym Blick auf ein gebildetes reizendes Mädchen zu sich selbst sagen zu können: „An diesem Reiz hast auch Du Theil! Natur gab nur Stoff „und Körper; Du gabst ihr Form und Seele." Doch daß dieses Gefühl nicht Anmuth allein, sondern auch Gefahr bey sich führt, ist eben so unbezweifelt. Der Abälards, die ihre Schülerinnen lieb gewannen, gab es schon unzählige; der Heloisen, die es mit Gegenliebe vergalten, nicht viel minder. Männliche Freundschaft gegen ein schönes Mädchen geht oft pfeilschnell in Liebe, warmer Dank des Mädchens nicht viel langsamer in Zärtlichkeit über. — Wahr genug sind diese Sätze schon im Allgemeinen; noch anwendbarer wurden sie hier im Besondern! Man denke sich Molldorf zwischen einer gealterten, unausgesetzt kränkelnden, von ihm aus eigener Willkür abgetrennten Gattinn,

und einem aufblühenden, sich täglich verschönernden und an ihn anschmiegenden Mädchen! Man denke sich Euphrosinen, wie sie oft Wochen und Monathe lang fast keinen andern Mann ihres Standes, als Molldorf erblickt; wie sie ihn als ihren Wohlthäter, Erhalter, Freund und Lehrer betrachtet, wie sie alltäglich sein Lob aus Helenens Munde vernimmt; wie sie Stoff genug findet, mit eigenen Augen seine häusliche Tugend zu bewundern; wie er im kleinen Zirkel ihrer Bekannten zwar von Manchem an Jugend und Liebreiz, doch von keinem an Verstand und männlicher Wohlgestalt übertroffen wird. Man denke sich die gefährliche einsame Nähe, die unbefangene Unschuld erst aufblühender Reize, die traurige lange Weile, die oft Beyde drückte, die Nothwendigkeit bey Ihr und Ihm, sich doch an einen Gegenstand anzuschließen, der das Herz beschäftiget; und man wird es sehr begreiflich, oder vielmehr sehr natürlich finden: daß, als Euphrosine jetzt ihr achtzehntes Jahr antrat (ein Zeitpunct, wo Molldorf gerade sein sieben und dreyßigstes schloß!) Er in ihr mehr als nur seiner Frau Schwester, — Sie in ihm mehr, als nur ihrer Schwester Mann erblickte; daß zärtliche Neigung hier und dort gleichsam im Hinterhalte lauschte, bereit, auf den ersten Wink vollen Besitz von Beyder Herzen zu nehmen.

Unter funfzig Lesern dürften sich neun und vierzig nun auf verliebte Abenteuer vorbereiten, auf Liebesgeständnisse, auf Gewissensbisse, die — bald besänftiget werden, auf Spaziergänge im Mondenschein, auf Tugend, die — strauchelt und vielleicht gar sinkt; auf eine Überraschung, wo Helene plötzlich das Zimmer öffnet, oder unerwartet in die Laube

tritt, und Arm in Arm die Sorglosen findet. Doch alle diese Vermuthungen werden — sich irren. So leicht auch den aufmerksamsten Mann eine zärtliche Leidenschaft zu überschleichen, sobald sie ihn auch zu überraschen vermag; ganz überwinden kann sie doch nur denjenigen, der nie auf sich selbst hört. Molldorf wenigstens warnte eine Kleinigkeit, vielleicht in den letzten Minuten, wo Warnung noch Raum fand. Als er, der eine geraume Frist hindurch keinen größeren Wohllaut gekannt, als ein Lob, das man Euphrosinen beylegte; dem nichts süßer geschmeichelt hatte, als ein Beyfall, den sie erhielt, — als er plötzlich bemerkte, daß er doch minder gern aus männlichem als weiblichem Munde sie rühmen höre; als ihn die Rose, die Euphrosinen einst Baron Wells, ein junger Geck aus der Hauptstadt, darboth, und die sie gedankenlos an den Busen steckte, um die Heiterkeit bey der Tafel, und ein deutscher Tanz, den sie mit Ebendemselben tanzte, um zwey oder drey Stunden Schlaf in der nächsten Nacht brachte; als er am andern Morgen mit etwas kälterm Blute an diesen Vorfall denken und darüber lächeln wollte, da warf er rasch einen aufmerksamern Blick in sein Innerstes und stutzte; dachte genauer nach und begriff kaum: warum er nicht eher alles das gesehen habe, was er jetzt sah. — Jene Duetts am Flügel, wo er sich so gern und so vertraulich über ihren Nacken bog; wo sich so oft schon ihre Seelen in sanften Melodien zu begegnen schienen; — jene Unterrichts-Stunden, wo schon einige Mahl ein Sonnet von Petrarca, eine Scene aus Shakspeares Romeo oder aus Racine's Berenice sie zu ästhetischer Zergliederung der feineren Gefühle gelockt hatte; jene kurzen abge-

brochenen Gespräche, wenn Helene Mittagsschlummer hielt, wo sie schon oft gegenseitige gelinde Beschwerden über den Eigensinn der Kränkelnden ausgewechselt und durch einen Händedruck sich mehr noch als durch Worte gesagt hatten; jene halbkindliche Freude, mit welcher Euphrosine ihn zu umarmen pflegte, wenn sie für irgend ein Geschenk, für irgend eine Güte ihm danken wollte; selbst die Bemerkung, daß sie seit Kurzem oft Gelegenheit zum Dank erhalten habe! — alles, alles dieses, so unbesorgsam bis jetzt in seinen Augen, bekam nunmehr plötzlich eine ganz andere Beleuchtung. Es schien ihm, als stehe er auf einem gefährlichen Scheidewege, wo ein einziger Schritt weiter alle Umkehr unmöglich mache. Der Entschluß, den er faßte, war Entschluß eines edlen Mannes.

Mit Recht dünkte ein plötzlicher Abbruch ihm bedenklich. Er würde dadurch eine Unschuldige gekränkt, den Verdacht der Hausgenossen geweckt, vielleicht der Gattinn selbst das Geheimniß seines Busens verrathen haben. Auf ähnliche Art entdeckte vordem der Oberst ihre eigene Liebe; warum sollte Helene nicht auch so scharfsichtig seyn, wie er? — Gleichwohl hielt Molldorf auch jedes längere Zaudern für gefährlich. Aufschub beschließt immer nur derjenige, dem es mit seiner ganzen Besserung kein Ernst ist. Molldorfs Absicht war daher allmähliger Rückzug — aber von Stund an. Manche Schwierigkeit sah er dabey voraus, noch mehrere fand er.

Denn nicht genug, daß sein eigenes Herz jeden Schritt ihm erschwerte! Euphrosinens Betragen that es noch stärker. Was seine Bescheidenheit gern — wenn nicht ganz, doch größten Theils sich abgeläugnet hätte,

ward ihm bald unbezweifelt. Das holde Mädchen liebte nicht nur wieder, sondern sogar vielleicht inniger noch, als sie geliebt ward. Sehr natürlich auch! denn es war ihre erste Liebe. — So unmerklich daher Molldorf die Stunden des Unterrichtes, oder vielmehr des gemeinschaftlichen Lesens abzukürzen suchte; so sorgfältig er den Vorwand wählte, warum er minder als sonst zu ihrem Gesang den Flügel spielte; so dringend die Geschäfte waren, die ihn auf sein Zimmer riefen, wann Helene ruhen wollte; — Euphrosine spürte diese Veränderung, und das Absichtliche in derselben gar bald! Daß Molldorf ungehalten seyn müsse, war ihre erste Vermuthung. Worüber? ihre angelegentlichste Untersuchung. Was sie seit einigen Tagen, Wochen, Monden sogar, gesagt, gethan, — gedacht nur habe, alles durchlief sie bey sich selbst mit ängstlicher Eile. Nichts, was ihr Gewissen beschwören könne, fand die Schuldlose. Um aber auch unbewußte Schuld wieder auszusöhnen, verdoppelte sie ihre Freundlichkeit, ihre Liebkosungen, ihre besten Künste. Daß sie eben dadurch Molldorfs Verlegenheit, den Kampf seines Herzens, das Bängliche seiner Lage vermehre, kam ihr freylich nicht in den Sinn. Sie war unschuldig genug, bey Helenen selbst sich über diese Veränderung zu beklagen; sich bey ihr zu erkundigen: ob sie nicht wisse, warum Molldorf zürne? — „Und warum fragst du ihn, erwiederte diese, nicht selbst?" — „Ich that es! Wohl zwey oder drey Mahl schon. Immer hat er eine Ausrede in Bereitschaft. Gestern, indem er sich abermahls losmachte, hätte ich schwören wollen, es stände ihm eine Thräne im Auge."

Helene schien hier selbst ein wenig befremdet; forschte genauer: Wie? und seit wann? ward ein Paar Augenblicke nachdenkend, und versicherte dann Euphrosinen lächelnd: Molldorf zürne gewiß nicht. Eine Laune dieser Art sey Männern gewöhnlich, doch selten dauernd. — Noch diesen Abend eröffnete sie ihrem Gemahl die schwesterliche Beschwerde. Etwas unerwartet kam sie ihm in diesem Munde. Helenens freundlicher und doch dabey fester Blick mehrte seine Verlegenheit. Dennoch faßte er sich bald. Was er antwortete, war nicht die vollste, alleinige Wahrheit; aber noch minder ganz erdichtet. — „Er halte es," sagte er, „für überflüssig, vielleicht auch für unschicklich, „bey einer schon so erwachsenen, schon so gebildeten „Person den Unterricht noch fortzusetzen, der freylich „vor Jahr und Tag noch Statt gefunden habe. Er „glaube bey einigen seiner Bekannten schon Verwunderung über diesen Punct verspürt zu haben. Er scheue „die Auslegungssucht, die so gern aus Nichts Etwas, „und dann wieder Viel aus diesem Etwas mache. Er „scheue" — — — Stockender ward hier seine Rede; Helene selbst unterbrach ihn. „Carl," sprach sie, indem sie mit Wärme seine Hand ergriff, — „Carl, bedurfte „es dieses Beweises erst, daß in dir das Herz eines „Biedermannes schlägt? Wohlan! ich will Euphrosinen zu beruhigen suchen. Versuche das Gleiche mit dir „selbst!" — Plötzlich entfernte sie sich bey diesen Worten in ihr Cabinett. Ihr zu folgen — sie jetzt, oder später um den genauern Sinn ihrer Rede zu befragen, hatte Molldorf nicht Muth genug. Was sie nachher mit Euphrosinen gesprochen, erfuhr er eben so wenig. Doch war die Miene des holden Mädchens am nächsten

Morgen ernster als gewöhnlich, beynahe traurig. In ihren Blicken zeigte sich etwas Übernächtiges, in ihrem ganzen Betragen Zurückhaltung. Jene jugendliche Heiterkeit, mit welcher sie an Molldorfs kleiner Mittagstafel oft selbst der kränkelnden Schwester ein Lächeln abgezwungen hatte, war verschwunden, und — kam auch nicht wieder.

Wer nur einiger Maßen auf das menschliche Herz und auf die Riesenkräfte der Leidenschaft sich versteht, wird bekennen müssen, das Opfer, das jetzt Molldorf brachte, war ein großes Opfer! Doch auch der trefflichste Mann ist nur ein Mensch, und unterdrückte Liebe ist deßhalb noch nicht vertilgt. Einem Feuer gleich, das in Kohlenschachten brennt, kann dem Ausbruche in freyer Luft zwar vorgebeugt werden, doch seinem Fortglimmen in der Tiefe fast nimmer. Dieß auch Molldorfs Fall! Er war durch Nachdenken und Anstrengung Herr über seine Handlungen geworden, doch keineswegs über seine Gefühle. Daß die Entsagung, die er sich selbst auflegte, den letzten Überrest seines Glücks zertrümmerte; daß es Augenblicke gab, wo er einem Rückfalle — ja wohl mehr als Rückfall noch! — mit gewaltigen Schritten sich nahte; Augenblicke, wo eine lockende Stimme ihm zuzurufen schien: „Thor, warum quälst du dich mehr, als tausend Andere an deiner Stelle thun würden!" Augenblicke, wo Fantasie und Gefühl der Pflicht mit sehr ungleichen Kräften zusammen rangen; Augenblicke endlich, wo am Siechbette seiner Gattinn eine täuschende Hoffnung ihm Möglichkeiten vorspiegelte, die er schnell verwarf, und noch schneller wieder haschte, — o dieß alles konnte in Molldorfs Lage nicht zum Vorwurfe, sondern vielmehr

zum größern Verdienste seiner Selbstbezwingung ihm angerechnet werden! Wenn zuweilen bey kleinen Festgelagen ein ganzer Kreis von adeligen Jünglingen um das holde, jetzt noch durch einen gelinden Anstrich von Schwermuth verschönerte Mädchen sich drängte; wenn schale oder auch feine Schmeichelegen von jeder Seite her sie bestürmten; wenn Euphrosine zwar allen eine höfliche, doch keinem Einzigen eine günstige Antwort ertheilte; und dann mitten durch diesen Bienen- oder Wespenschwarm ein halber Blick von ihr auf Molldorf fiel, dann stockte ihm oft, — wie er nachmahls gern gestand! — mitten im Gespräche der Athem; dann war ihm, als müßte er hin zu ihr, und ausrufen: „Auch ich habe einen Anspruch auf dieß reizende Geschöpf!" — Gewöhnlich entfernte er sich dann ein Weilchen ganz aus der Gesellschaft, und erzwang sich durch manchen Gang auf und ab in seinem einsamen Zimmer, wenn auch nicht Ruhe, doch Anschein der Ruhe wieder. Fast unbegreiflich dünkte es ihm in Minuten dieser Art, daß keiner seiner Freunde und Bekannten den Sturm seiner Seele merkte; unbegreiflicher noch, daß ihm nie ein beobachtender Blick von Helenen begegnete; am unbegreiflichsten endlich, wo er Kräfte für die Zukunft hernehmen sollte, da mit jedem Tage das Gewicht seiner Lasten wachse.

Wohl zehn Mahl schon stand er im Begriffe, sich einen Vertrauten seines Kummers zu wählen; und dieser sollte — Helene selbst seyn. Ihr, ihr allein wollte er gestehen; nicht zwar, daß er Euphrosinen schon wirklich liebe; aber wohl, daß er das Gefährliche dieser Nähe spüre, und Mißtrauen in sich selbst setze; wollte sie bitten, ein Mittel auszusinnen, wie man

unter schicklichem Vorwande dieses reizende Mädchen wenigstens eine Zeit lang entferne. In wachen Mitternächten hatte er schon oft deßhalb seine Rede bis zum letzten Wörtchen durchdacht und geordnet; immer schob er seinen Vorsatz am nächsten Morgen für — heute noch auf; that es, (wie er sich selbst überredete) nicht seinetwegen, sondern Helenens halber. Daß es sie doch kränken würde, wenn sie seine Neigung für eine andere spüre; daß ihr heimlicher Kummer wachsen, ihr Argwohn wieder alles schwarz sehen dürfe; daß es ihr schwer fallen müsse, sich von einer Freundinn, einer Schwester — ihrer einzigen Verwandtinn sogar, zu trennen; daß es auf jeden Fall Aufsehen machen werde; — dieß alles überlegte er von Neuem, und beschloß, noch ferner seinen Gram allein zu tragen, seinen Kampf allein zu kämpfen! Ob er in diesem letztern doch nicht endlich die Waffen gestreckt, und — wenigstens ohne Sieg sich zurück gezogen haben dürfte, ist schwer zu bestimmen; denn ein unvermutheter Umstand änderte plötzlich alles.

Schon drey Jahre hatte — wie früher erwähnt worden, — Helene gesiecht. Am kränklichsten war ihr dritter Winter verflossen. Es gab Wochen darin, wo man glaubte und glauben mußte, binnen ein Paar Tagen verlösche sie! Und doch gerade mit Anbruch des vierten Frühlings schien eine heilende Kraft in ihren Köcper zurück zu kehren. Sie wagte sich wieder zu halben Tagen in die freye Luft, versuchte Spaziergänge ein auch zwey Stunden weit; hüstelte nicht mehr bey jedem Windhauche, und gewann in ihrem ganzen Leben und Weben ein etwas froheres Ansehen wieder. Doch nicht etwa dem Frühlinge selbst, bloß der Ver-

ände-

änderung ihres Arztes schrieb Helene diese Besserung zu. Sie hatte einen alten, bedächtigen, von ihrem Oheime noch geerbten Praktiker, der fast alles nur mit Krebsaugen und Tamarinden heilen wollte, mit einem jungen, entschlossenen Anfänger vertauscht, der, was an Erfahrung ihm abging, durch unternehmenden Eifer ersetzte, oder vielmehr zu ersetzen suchte; der zwar hier und da dem Todtengräber schon einen unverhofften Gewinn zugewandt haben mochte, aber auch durch einige glückliche Curen bereits aufgegebener Kranken Ruhm zu erwerben begann. Er hatte sofort die ganze Litaney von Brustthee, Kräutersäften und Pulvern bey Helenen abgeändert; und das Zutrauen, womit die Kranke seine Arzneyen genoß, mochte die Wirksamkeit derselben allerdings kräftig stärken. Auch sonst im Gespräche war D. Wendler ein artiger Mann, mit welchem man sich gut unterhalten konnte. In tausend derley Dingen, die den eigentlichen Arzt nichts kümmerten, fragte ihn Helene zuweilen um seine Meinung. Molldorf pflegte ihn oft im Scherze ihren Gewissensrath zu nennen.

Gleichwohl folgte sie auch seinen Worten nicht ganz ohne Beschränkung. So oft Wendler sie besuchte, so oft sie ihn versicherte, daß sie wieder um ein Beträchtliches sich gebessert fühle, und mit dankbarer Seele das ganze Verdienst davon seinen Arzneyen zuschrieb, so oft gestand er mit rühmlicher Bescheidenheit: daß immer noch seine Cur ein bloßes Einstweilen sey; daß ein Paar kalte Herbsttage alles wieder verderben könnten. Um dem vorzubeugen, um der anfangenden Besserung auch Dauer zu geben, halte er kein Mittel für so zweckmäßig, als — Gebrauch der Bäder zu

Pisa. Diese allein, zu gehöriger Zeit, und mit Anhaltung von einigen Monathen besucht, könnten mehr als tausend Chinatränke bewirken; könnten ihr Leben und Gesundheit auf zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch sichern.

Zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch! Welcher Ehemann könnte es Molldorf verdenken, wenn er einen gewaltigen Mißton in diesem Versprechen gefunden hätte? Und doch war es gerade wieder Molldorf zuerst, der Wendlers Vorschlag gut hieß. Nicht nur, weil auch hier seine Freundschaft, seine Sorgfalt für Helenen aller übrigen Rücksicht zuvor ging; sondern weil er auch, des ewigen Nistens auf seinem Landgute müde, von einer solchen Reise Zerstreuung, Aufmunterung, Richtung seiner Gedanken auf andere Gegenstände hoffte. Ernstlich und freundlich zugleich drang er daher sogleich in seine Gemahlinn. Binnen drey oder vier Wochen sollte seiner Seits alles zu einer halbjährigen Entfernung bereit seyn. Mit möglichster Bequemlichkeit sollte gereist werden; zu jedem schicklichen und anständigen Aufwand war er willfährig, und dennoch blieb Helene unentschlossen. Ohne ein bestimmtes Nein zu sagen, wandte sie bald die Weite des Weges, bald ihre Ungewohntheit zu reisen, bald ihre geringe Kenntniß der welschen Sprache — kurz immer solche Bedenken ein, die, genau betrachtet, wenig bedeuteten, und bey welchen doch, nach dem Tone ihrer Stimme, nach der Miene ihres Gesichtes zu schließen, eine größere Ursache im Hintergrunde obwaltete.

Einst, als Wendler wieder seinen Rath erneuerte, und mit einigem Nachdrucke erinnert hatte: daß bey fortrückender Jahrszeit, was man thun wolle, bald

zu thun sey; als Molldorf, nach Wendlers Entfernung, auch sein Anerbiethen und seine Vorstellung wiederhohlte, schien Helene erst einige Minuten einen Kampf mit sich selbst zu unterdrücken, und brach dann schnell in die Worte aus:

„Nun ja, mein Gemahl! Ich selbst glaube es, daß mein Arzt Recht hat, daß die Bäder zu Pisa nach dem, was ich von ihnen hörte und las, mir viel nützen würden. Ich danke dir zugleich für eine Bereitwilligkeit, für einen Eifer, der gerade hier doppelt schön, doppelt verdienstlich ist. Aber wenn du wirklich so besorgt für das Leben einer Person bist, die nach der Dinge gewöhnlichem Laufe dir nur zur Last fallen sollte, so mußt du zu der mannigfachen Nachsicht, die du schon hegtest, noch eine fügen; mußt noch etwas mir versprechen."

Und was? Wozu die Eingänge erst? Rede, fordere doch!

„Daß ich — allein — oder wenigstens ohne dich nach Pisa reisen darf!"

An mancherley Launen war Molldorf schon gewöhnt; diese Forderung überraschte ihn doch. — „Wie, Helene," rief er, „ist es dahin gekommen, daß meine Gesellschaft sogar — —"

Hel. (einfallend). O sie war seit funfzehn Jahren mein höchster Trost, mein schönstes Glück! Sie däucht mir in dieser Minute noch so neidenswerth, als damahls, da ich zuerst am Lager unsers Oheims in deine Arme sank! Aber was so oft schon in der Heimath meinen Kummer weckte, würde zweyfach stärker noch in der Fremde mich kränken. — Nein, Carl, ich kenne ihn nur allzu gut — diesen gewaltigen Abstand zwi-

schen deiner und meiner Gestalt; kenne mein Alter und deine noch fortdauernde männliche Schönheit. Ich weiß nur zu gut, wie viel Überwindung mich es kostet, hier, im kleinen Zirkel längst daran gewöhnter Bekannten, neben dir sichtbar zu seyn; und fühle es nur allzu stark, in welche peinliche Verlegenheit jeder einzelne, zum ersten Mahle eintretende Gast mich versetzt! Und nun — nun sollte ich auch auswärts mich an deiner Seite zeigen? Nimmermehr! Wie oft würde ich dann die Frage beantworten müssen: ob du mein ältester Sohn vielleicht wärest? Wie manches bedeutende Lächeln, wie manches höhnische Flüstern würde mich beym ersten Eintritte in jeder etwas zahlreichen Gesellschaft empfangen? In wie manchem Gehirne und Gehirnchen würde vielleicht der ernste Gedanke aufsteigen, daß es doch grausam sey, ein Todtengerippe an lebende Körper zu binden! Und ich, wenn ich dann dieß alles sähe, hörte, muthmaßte nur, — Molldorf, soll ich dir erst sagen, was ich dann empfinden würde? Die wirksamste Arzney würde mir dann zum Gifte, das heilsamste Bad zur Lebensverkürzung werden! — Nein, nein, Carl! soll mir Pisa nützen, so muß ich es ohne dich besuchen.

Molld. Aber, Helene, wäre es wohl anständig, — wäre es möglich sogar, daß du eine so weite Reise, ohne männliche Begleitung, ohne Begleitung eines schützenden Freundes unternähmest?

Hel. Auch will ich das nicht! — Vielleicht, — oder mehr als vielleicht, wahrscheinlich ließe Wendler sich durch ein anständiges Geschenk bewegen, mein Führer zu werden. Unschicklich wäre seine Ge-

sellschaft auf keinen Fall; nützlich könnte sie für mich in mancher Rücksicht werden.

Molld. Aber Euphrosine — ist ihr Mitreisen dann rathsam? ihr Daheimbleiben geziemend?

Hel. Keines von Beyden! Aber Euphrosine könnte indessen — wenn es dir gefällt, einige Monathe in der Hauptstadt, bey unserer Freundinn, der Baroninn W* zubringen. So mannigfache Kenntnisse sie auch bereits deinem Unterrichte verdankt, so gewiß sie Tausend und abermahl Tausende ihres Standes an Bildung beschämt, so ersprießlich kann es ihr doch seyn, nun bekannter mit städtischer Sitte zu werden, den großen Abstand unsers Landlebens vom Tone einer Residenz kennen zu lernen.

Molld. (etwas beleidigt). Vortrefflich! und ich — ich soll indeß ganz allein — gleichsam verwaist haushalten, und abwarten, bis ihr zurückkehrt?

Hel. Nicht doch, lieber Carl; wer begehrt dieß? Auch dir steht ja indeß die ganze weite Welt offen! auch deine Gesundheit erfordert eine Abwechslung, eine Veränderung von Ort und Lebensart. So lange schon hing dein Herz an dem Wunsche, wieder einmahl London zu sehen; reise dort-, reise anders wohin! Nur nicht mit mir!

Molld. Aber das Aufsehen, das es unter allen unsern Bekannten machen würde, wenn ich nach Norden steuerte, und du nach Süden? Die mannigfachen Auslegungen, der falsche Argwohn —

Hel. (rasch). Bester Gemahl, den nehm' ich auf mich! Zwar wird er wahrscheinlich nie uns treffen. In der ganzen Provinz gilt unsere Ehe für musterhaft, giltst du für einen Bidermann von seltener Art. Wenn man sieht, wie

traulich wir bis zum letzten Augenblick zusammen leben; mit welcher Wärme wir uns trennen, wer könnte dann auf einen Zwiespalt argwohnen? Aber spüre ich nur die kleinste mißtrauische Miene, dann sollen aus meinem Munde alle unsere Bekannten erfahren, daß du bloß einer Grille von mir nachgabst; daß du ernstlich zu meiner Begleitung dich erbothen, lang auf ihr beharrtest, und nur — kurz, Lieber, dann sollst du entschuldigt werden, besser, als je ein Mann; besser sogar, als es nöthig wäre!

Molld. Besser, als nöthig!

Hel. Allerdings! denn was darf eigentlich ein Mann von deinem Werthe um ein leeres Geschwätz sich bekümmern, so bald sein eigenes Herz ihn losspricht, und der innige Dank seiner Gattinn ihm lohnt? Willst du mich lieber in stäter Unruhe wissen, lieber die letzte Hoffnung der Genesung mir vereiteln, als einem Gerüchte trotzen, das nach wenigen Wochen sich selbst widerlegt? Wolltest du wohl — —

Doch unnütz wäre es, länger dieses Gespräch wörtlich zu verfolgen! Schon ergibt sich der Gang des Übrigen von selbst. Immer kam Helene auf die Behauptung zurück: In Carls Nähe werde sie auswärts ein Gegenstand der Verspottung werden! Immer beharrte sie fest auf der Erklärung: ohne ihn nach Pisa zu reisen, oder gar nicht! Molldorf mußte sich endlich bequemen nachzugeben. Zwar that er es unter der Bedingung: wenn er erst mit Wendlern gesprochen habe, und Helene auch nach acht Tagen noch nicht eines Bessern sich besinnen sollte. Doch Beydes war unnütz. Helene blieb auf ihrem Sinne; Wendler, ganz zum Vertrauten gemacht, billigte zwar ihre Grille nicht; doch

zuckte er gegen Molldorf bedeutend die Achsel, und erklärte: ein ruhiges Herz sey freylich das erste unumgänglichste Erforderniß zu einer Badecur! — Ja, Molldorf selbst, je länger er im Stillen es überdachte, je mehr fand er, — wiewohl in anderer Rücksicht — daß Helenens Vorschlag doch besser sey, als er anfangs geglaubt habe. Eine Reise in Euphrosinens Gesellschaft sey noch ein sehr zweifelhaftes Heilungsmittel; eine fast halbjährige Entfernung dürfte ausgibiger seyn. Für die Entbehrung von Italiens Anblick könne er ein anders Mahl und anderswo sich schadlos halten; und der Verwunderung seiner Bekannten lasse sich durch eine kleine, schuldlose Nothlüge vorbeugen. — Leicht war diese letztere gefunden. Daß Molldorf Verwandte im Holsteinischen und einen alten, reichen, kinderlosen Vetter in Copenhagen habe, wußten viele seiner Bekannten; daß dieser ihn oft zu sich geladen, sich oft zu einem vortheilhaften Testamente erbothen, war ungezweifelt. Wenn er ihn jetzt abermahls und zwar dringend schreiben ließ; wenn Helene sich zwar nicht über's Meer getraute, doch gerade, Molldorfs Entfernung halber, sich eher noch zu dem ihr oft empfohlenen Pisa entschloß; wer konnte jenes unwahrscheinlich, und dieses tadelnswerth finden?

Mit möglichster Eile betrieb Helene nun die Anstalten zur Abreise. Es ward festgesetzt, daß sie und Molldorf diese an einem Morgen antreten, in einer Stunde sie (seinem Ausdruck nach) südlich, er nordwärts steuern wolle. Zwar trug er sich an, Euphrosinen und sie wenigstens bis nach Berlin zu begleiten; doch festen Sinnes weigerte sich Helene es anzunehmen. „Begleitungen dieser Art, sagte sie, vervielfachen den

Abschied. Man fühlt minder, was schnell geschieht!" — Überhaupt schien es, als bewährten die Bäder zu Pisa ihre Heilungskraft im Voraus schon; so heiter war wieder ihr Geist, so zutrauungsvoll alles, was sie sprach und that, geworden. Nur erst am Tage vor ihrer Abfahrt entschlüpften ihr einige Spuren schwermüthiger Ahndung. Sie besuchte mit merklicher Rührung noch einmahl alle ihre Lieblings-Plätzchen in der Gegend umher; sie bediente sich gegen einige ihrer Hausgenossen des Ausdrucks: wenn wir uns auch für immer trennten! sie theilte an einige ihrer Dienerschaft beträchtliche Geschenke, als — ein Andenken aus; und beym Abendessen, wo verschiedene ihrer besten Bekannten sich ungeladen eingestellt hatten, als am Ende der Tafel die Gesundheit ausgebracht wurde: Glückliche Rückkehr und völlige Genesung! — both sie, statt der Antwort, ihrem Gemahl schief überm Tisch die Hand, und sprach: Wenigstens, lieber Carl, vergiß unserer Freundschaft nie! — Eine sonderbare Wirkung folgte so einfachen Worten. Helene sah, als sie rund umher schaute, Aller Augen feucht; auch Carl blieb wohl zwey Minuten stumm; seine Hand bebte in der ihrigen. Sie selbst war die Erste und Einzige, die sogleich wieder zu lächeln vermochte. Leicht und schnell genug wandte sie das Gespräch auf einen frohern Stoff, und entfernte sich bald darauf unbemerkt in ihr Schlafgemach, um allem förmlichen Abschiednehmen vorzubeugen. Der Arzt versicherte: es sey auf seinen Rath geschehen.

Noch mehr Fassung bewies sie am andern Morgen. Sie sprach beym Frühstück von zwanzigerley gleichgültigen Dingen, bis man ihr meldete: es sey

angespannt. Am Arme ihres Gemahls stieg sie dann die Treppe hinab, und keiner ihrer Schritte wankte. — Wir wollen uns die Trennung nicht erschweren!" sagte sie schon dicht am Wagen: „Mein Herz verkün„det mir, wir sehen uns wieder, und sind dann froher „als jetzt." — Ein Druck der Hand, eine Umarmung „und noch ein Lebewohl war ihr ganzer Abschied. „Auch diese umarme! auch diese vergiß indessen nicht!" fügte sie hinzu, und zeigte auf Euphrosinen, deren Augen weit sichtlicher thränten. Molldorf gehorchte mit einem Erröthen, mit einem Ungestüm, das, wie er sich schmeichelte, gleichwohl nur er und die Umarmte bemerkten. — Eine Minute später, und der Wagen flog fort; noch zehn Minuten, und auch Molldorf saß in seiner Halb-Chaise eingepackt. Ein unbeschreibliches Gewirre von Empfindungen füllten sein Herz. Ihm war, er wußte selbst nicht, wie?

Wirklich erkannte Molldorf jetzt erst ganz: wie mächtig schon die Leidenschaft in seiner Brust, wie unentbehrlich zu seinem Glücke Euphrosine geworden sey. Emsig suchte er nun in der Fremde jene Zerstreuung, worauf er so zuversichtlich gehofft hatte; aber er fand sie nur halb, und die entflohene Ruhe der Seele nirgends. Bekanntschaften in Menge erwarb er sich zwar; manche davon war reitzend; doch wenn er sie mit dem Bilde verglich, das seinem Gedächtniß und seiner Einbildungskraft vorschwebte, dann verlor stets die Gegenwart, und die Entfernung gewann. Oft wähnte er, es wären die häuslichen Freuden, die er vermisse, oder war Selbstheuchler genug, sich zu überreden: er verlange nach Helenen; wenn er es genauer untersuchte, war es — nach Helenens Schwester. Von ihr

träumte er im Schlaf; sie sah er selbst im Wachen überall und auch nirgends.

Alles dieß hinderte ihn nicht, auch an seine Gemahlinn oft und nie ohne Theilnahme zu denken. Sorgfältig hatte man die Abrede getroffen, sich fleißig zu schreiben. Jedes **Wohin** war bestimmt, jedes **Wann** und **Wie** so genau als möglich berechnet worden. Bey jedem erhaltenen Schreiben freute sich Molldorf, wenn er las: daß es ihr wohl gehe; und sieben oder acht Briefe hindurch war dieß unausgesetzt ihre Nachricht. Sie konnte kaum Worte genug finden, ihre Zufriedenheit mit Pisa's Brunnen nach Würden zu schildern; selbst in scherzenden Ton ging sie oft über. „Wenn es so fortgeht, schrieb sie einst, so komme ich „wenigstens um zehn Jahre jünger zurück. Diese Bäder „scheinen mir Medeens Kessel zu gleichen, der den „Äson neu belebte. Nur sorge nicht, mein Gemahl, „daß ich mich für allzu jung halten dürfte! Du bleibst „mein **erster Freund**; mehr zu fordern wäre un„gerechte Begehrlichkeit." — Auch Wendlers Sorgfalt erwähnte sie fast in jedem Briefe mit großem Lobe.

Reichliche zwey Monathe war sie nun in Pisa; in ein Paar Wochen gedachte sie ihre Cur zu beschließen. Molldorf, der indeß Schleswig und Holstein durchstreift, eine Zeit lang in Copenhagen gelebt, und fast eben so lange in Hamburg verweilt hatte, dachte gleichfalls auf Rückkehr, als plötzlich Helenens Briefe ausblieben, und bald darauf ein Schreiben von Wendler eintraf, himmelweit im Inhalt von allen bisherigen unterschieden. „Ein heftiges, gefährliches „Fieber, durch Erkältung veranlaßt, schrieb er, habe „Frau von Molldorf mitten auf dem schönsten, anschei-

„nendsten Wege zur Genesung überrascht. Ihm „sey, freygestanden, für ihr Leben bange. In zwey „Mahl vier und zwanzig Stunden nach Abgang des „Briefes müsse sich alles entscheiden. Noch habe die „Kranke bisher ihre Umstände nicht für gefährlich ge= „halten; habe durch ausdrückliches Verboth alle frühere „Meldung verhindert; doch heute sey sie gesonnen, „Vorbereitung auf jeden Fall zu treffen. Der Nahme „ihres Gemahls und ihrer Schwester wären Worte, „die fast immer auf ihrer Zunge schwebten."

Mancher Bräutigam mag minder beym plötzlichen Verlust der geliebten Braut erschrecken, als Molldorf bey dieser Nachricht. Zwar hatte er sich oft genug in diesen letzten drey Jahren die Möglichkeit von Helenens Tode, und (aufrichtig gesprochen) auch mit Fassung gedacht. Doch nie minder, als gerade jetzt! Daß seine eheliche, treueste, geprüfteste Freundinn gerade in ei= nem fremden Lande, fern von Glaubensgenossen und Verwandten, vielleicht ohne lindernde Wartung, ohne tröstende Theilnahme, leiden, schmachten, langsam er= sterben solle — zur wahren Folter ward ihm dieser Gedanke. Tausend Vorwürfe, sie allein fortgelassen zu haben, stiegen jetzt empor. Mit höchster menschlicher Raschheit wäre er so gern zu ihr hingeeilt. Nur die augenscheinlichste Unmöglichkeit, nur die sichere Über= zeugung: daß in diesen Augenblicken ihr Schicksal schon entschieden seyn müsse, hielt ihn von schneller Hin= reise zurück. Desto bänglicher, desto ungeduldiger sah er der nächsten Briefpost entgegen. Sie kam, und brachte — was er vermuthet hatte — Nachricht von Helenens Tode.

Auch dieser Brief von Wendler war nur kurz. — „Frau von Molldorf, meldete er, sey schon des andern Morgens mehr eingeschlummert als verschieden. Wenige Stunden vor ihrem Tode habe sie ihm noch inliegende Zeilen an ihren Gemahl, und ein ähnliches Briefchen an ihre Schwester in die Feder gesagt; habe beyde mit schon zitternder Hand unterzeichnet, und dann an nichts Weltliches mehr gedacht. Viel Schwierigkeiten mache ihm das Begräbniß in einem katholischen Lande; doch ein redlicher Priester, der einige Mahl die Kranke besucht, und ohne Rücksicht auf Dogma und Glaubensspaltung ihr Trost zugesprochen, habe ihr endlich die Erlaubniß einer anständigen Beerdigung im so genannten geweihten Boden ausgewirkt. Morgen geschehe diese; dann werde er sich sogleich wieder auf den Weg machen, und mündlich Manches nachtragen, was jetzt zu schreiben unmöglich sey." — Helenens Abschied war dieser:

„Ich sterbe, mein Gemahl, fern von Dir; freylich mit dem Wunsche, Dich nur noch ein Mahl zu sehen, doch ohne Murren. Deine Liebe erheiterte mein Leben; Deine Gegenwart würde vielleicht meine Todesstunde mir erschweren; der Nahme des Ewigen sey gelobt! Auch sterbe ich ja nicht unerwartet. Seit mehreren Jahren wünschte ich mir oft im Stillen das Ende meiner Wallfahrt; nicht weil sie mir bitter war, sondern weil ich die deinige zu verbittern sorgte. Habe Dank dafür, daß Du nie mir dieses merken ließest! Längst ist mein letzter Wille fertig; suche ihn in meinem Pulte! Er ist ohne gesetzliche Förmlichkeiten; diese wären Beleidigung für Freunde, wie wir waren. — Lebe noch lange! Lebe glücklich! und mache, wenn es

Dein Herz erlaubt, auch Euphrosinen glücklich. Kein schöneres Vermächtniß kann ich der Schwester hinterlassen, und keinen redlichern Wunsch dem Gatten."

Nicht ein- oder zwey Mahl nur — unzählige Mahl las und wieder las Molldorf diesen Abschied. Häufig und rein floßen seine Thränen. Noch diesen Abend verließ er Hamburg, und nahm seinen Weg gerade nach Berlin. Nicht Liebe, nur der Wunsch, in Euphrosinens Gesellschaft Helenens Verlust zu beklagen, und die Schwester zu trösten, führte ihn jetzt hin. Er traf sie, wie er vermuthet hatte, in tiefster Trauer. Auch ihr war diese Nachricht höchst überraschend gekommen; sie hatte sogar Helenens Tod früher noch als ihre Krankheit erfahren. Denn ein Zufall hatte Wendlers ersten Brief verspätet; und ein anderer Zufall hatte gewollt, daß sie unter zwey zugleich erhaltenen Schreiben dasjenige zuerst entsiegelte, in welchem Helenens Scheidegruß sich befand. Ohnmächtig war sie nach Lesung der ersten Paar Zeilen hingesunken; noch jetzt am sechsten Tage, seit jener empfangenen Nachricht, mußte sie unpäßlich das Zimmer hüthen. Aber eben diese Unpäßlichkeit, diese Trauer und der Zwischenraum einiger Monathe — wie mächtig erhöhte dieß alles zusammen ihren Reiz! Kaum vermochte Molldorf, nach dem ersten wechselseitigen Erguß ihrer Schmerzen, sein Auge nur eine Secunde lang von dieser — Trösterinn wieder abzuwenden: und als sie zumahl sein Anstarren mit einiger Verlegenheit bemerkte: als sie ihren Blick halb schamhaft, halb thränend zur Erde senkte; als sie ihn bath, er möchte nicht aufhören, auch fortan für sie — väterlich zu sorgen; da fehlte nicht viel; Molldorf hätte alles vergessen,

Zeit, Ort, Anstand und Vorsatz; hätte jetzt schon alles, was er bisher so sorgsam verschwieg, vor ihr ausgeschüttet. Nur ein Blick auf die Dame, in deren Hause sich jetzt Euphrosine befand, gab ihm die Besinnung wieder; und er stotterte, statt der Antwort, ein Paar Sylben her, die er selbst kaum verstand.

Höchstens zwey oder drey Tage hatte Molldorf anfangs in Berlin bleiben wollen; es wurden zwey Wochen daraus: denn er fand es am schicklichsten — Wendlers Ankunft hier abzuwarten. Wo er seine ganze Zeit zubrachte, ergibt sich eben so leicht: denn es war ja seine Pflicht — Euphrosinen zu trösten. Als endlich Wendler wirklich kam, ihm noch verschiedene Papiere der Verstorbenen, die Schlüssel ihres Pultes, und eine genaue Nachricht von ihrer letzten Krankheit überbrachte; da fand Molldorf selbst, daß es nun unschicklich sey, länger hier zu verweilen; fand, daß jenes Testament, wovon ihm Helene geschrieben, Eröffnung, und sein Hauswesen verschiedene Einrichtung bedürfe. Er reiste daher ab, doch mit dem ausdrücklichen Versprechen, den größten Theil des nächsten Winters in Berlin zuzubringen. Euphrosinens funkelndes Auge dankte ihm für diese Zusage.

Sein erstes Geschäft bey der Heimkunft war, einige gültige Zeugen laden zu lassen, in deren Gegenwart er Helenens Pult eröffnete. Noch kurz vor ihrem Tode hatte sie das Fach, in welchem ihr letzter Wille befindlich sey, Wendlern so deutlich bezeichnet, daß es keines Nachsuchens bedurfte. Man fand in demselben ein Quartblatt, folgenden Inhalts:

„Mein gütiger Gemahl überlieferte mir am Hochzeittage acht tausend Thaler in landschaftlichen Papieren

zum unbeschränktesten Gebrauch; und fragte seit diesem Augenblicke auch mit keinem Worte weiter nach Zinsen, oder Verwendung derselben. — Nun, so wird er hoffentlich auch, wofern ja der Tod mich überraschen sollte, sich nicht wundern, wenn er hier nur noch vier Tausend davon wieder findet; wird nicht ängstlich nachforschen, zu welchen mildthätigen, gewiß guten Endzwecken ich nach und nach die Halbscheid davon verwandte; wird endlich nicht zürnen, wenn ich diesen Überrest meiner Schwester zum Heirathsgut vermache; doch nur unter der Bedingung: Wenn diese Verheirathung meines Gemahls Beyfall erhält! — Heirathet sie ohne seine Beystimmung, wohl gar gegen seinen Rath, so falle die ganze Summe an ihn zurück! — Möchte sie doch so glücklich seyn, daß er selbst — — Doch nein! Diesen Wunsch wage ich nicht niederzuschreiben. Er, der so oft meine kleinsten Gedanken unausgesprochen in meinen Mienen las, wird mich auch hier verstehen; wird am besten wissen, was er thun oder lassen soll. — Alle meine übrige Habe, mein Schmuck, mein ganzes bewegliches Vermögen, und gewiß auch mein Andenken jenseits, ist sein."

Unverbindlicher war, seiner Form nach, wohl noch kein Testament; gegen jegliches Erforderniß der Landesgesetze war gefehlt. Genau genug wußte dieß Molldorf: doch bedachte er sich keinen Augenblick, es anzunehmen. Schon des andern Morgens schickte er Euphrosinen eine gerichtliche Abschrift. Nicht eben reich an Worten, doch desto reicher an Sach-Inhalt war der Brief, den er hinzufügte. Jener Einschränkung entsagte er förmlichst. — „Sie sey, erklärte er, über

„dieses Erbtheil eben so unbeschränkte Gebietherinn,
„als über ihr Herz. Aber wenn dieses Herz den Wunsch
„einer zärtlichen Schwester nicht ungern vernähme;
„wenn eine längst im Verborgenen glimmende, nur
„durchs Gefühl der Pflicht unterdrückte Neigung;
wenn eigene Empfindung —". Seine Feder schien hier
gestockt, seine Hand gezittert zu haben; unvollendet
war diese Periode geblieben. Selbst dem Anspruch auf
schriftliche Antwort entsagte er in einer Nachschrift.
„In wenigen Tagen, fügte er hinzu, komme er, um
sie mündlich zu hohlen. Einsam an einem Ort zu leben, wo jedes Bäumchen im Garten, jedes Hausgeräthe im Schloß, ihn jetzt an Helenens Verlust, jetzt
an Euphrosinens Entfernung erinnere, — dieß sey
ihm selbst für den Monath unmöglich, den er sich anfangs vorgeschrieben habe."

Was Euphrosine empfand, als sie diesen Brief
erhielt; wie sie diesen neuen Beweis von Molldorfs
Edelmuth und das Geständniß eines Mannes aufnahm,
der ihrem Herzen lange genug schon theuer war; was
sie ihm antwortete, als er persönlich erschien; wie gern
sie Liebe mit Gegenliebe vergalt; — dieß alles weitläuftig zu erzählen, wäre Überfluß. Binnen kurzer
Zeit machte die Trauer ganz einer fröhlichen Aussicht
Platz. Sobald es Wohlstand und Gebrauch erlaubten,
reichte sie Molldorf am Altar die Hand. Mit Anbruch des Frühlings kehrte er dann an der Seite seiner
jungen Gemahlinn auf sein Schloß zurück; wo ihn
seine Unterthanen mit Sehnsucht erwarteten: wo ihn
manche seiner Freunde mit Glückwunsch besuchten; wo
er in den gesellschaftlichen Zirkeln der Gegend wieder
ganz den ehemahligen geachteten Platz einnahm, und

wo

wo seinem Glücke nichts zu fehlen schien, was nur ein weiser Sterblicher vom Geschick begehren kann. Ein Sohn und eine Tochter wurden ihm binnen zwey Jahren geboren. Seine Gattinn stand aus ihren Wochenbetten mit unverminderten Reizen auf. Sein eigener Körper schien mit der Gesundheit, ihr beyderseitiger Geist mit der Heiterkeit ein festes Bündniß errichtet zu haben. Durch Wohlthätigkeit machten sie sich bey ihren Unterthanen, durch Geselligkeit bey ihres Gleichen beliebt. Auch fand es Mollderf allerdings leichter, einen schönen Körper und eine schöne Seele zugleich, als bloß diese letztere mit bewährter Treue zu lieben.

Gleichwohl, selbst im Schooße der Ruhe und des Glücks, blieb Helene ihnen beyden unvergeßlich. Immer dachte Euphrosine an dieselbe, als an eine liebevolle Schwester, und Mollдorf, als an eine würdige Gattinn. Wenn sie sich oft ihrer vorigen Lage erinnerten; wenn sie wechselseitig manche einzelne Worte der Verstorbenen sich ins Gedächtniß zurückriefen; dann war es ihnen sonnenklar: die Redliche hatte ihre heimliche Neigung gemuthmaßt. Daß sie, so sanften Geistes, stille geschwiegen, daß sie auf ihrem Sterbelager noch an Beförderung dieses Wunsches gedacht hatte, verdiente billig Dank. Oft, wenn Molldorf ihr Bild, das immer noch über seinem Schreibepulte hing, betrachtete, rief er aus: „Wahrlich eine edle Frau, die wohl verdient hätte, nie zu altern und nie zu sterben!" — Auch Wendler trug viel dazu bey, ihr Andenken nie verlöschen zu lassen. Er war Molldorfs Haus-Arzt geblieben; er hatte um Euphrosinen sich bey ihrer zweyfachen Niederkunft durch Eifer und Sorgfalt einiges Verdienst erworben; er stattete, auch ungerufen,

wenigstens jeden Monath seinen Besuch ab: aber er kam nie auf's Schloß, blieb nie einen Mittag zur Tafel, daß nicht Molldorf oder seine junge Gemahlinn sich jenes Abschieds erinnert haben sollten. Gewiß zwanzig Mahl schon hatte er die Schilderung von Helenens letztem Krankenbette entworfen: immer noch blieb etwas ihnen zu fragen übrig.

Einer von den guten Vorsätzen, mit welchen Molldorf seinen zweyten Ehestand begonnen hatte, war: nicht mehr, wie sonst, das ganze Jahr auf seinem Schloße still zu sitzen, oder nur ein oder zwey Meilen in der Runde sich herum zu treiben. Alle Winter wollte er ein Paar Monathe in der Hauptstadt zubringen, alle Sommer ein acht oder zehn Wochen auf eine kleine Reise verwenden. Das erste Jahr hatte er pünctlich Wort gehalten: im zweyten konnte er den Sommer-Ausflug nicht durchsetzen; seine Gemahlinn befand sich eben damahls in Umständen, die einer heftigen Bewegung widersprachen. Mit Anbeginn des dritten Frühlings hoffte er es einzubringen. Längst hing ihm sein Herz an der Schweiz. Meiners unterhaltende Briefe über dieses merkwürdige Land, die er im letzten Winter gelesen, hatten sein Verlangen gemehrt und neu entzündet. Daß doch Zeiten einbrechen dürften, wo seine körperlichen Kräfte sich mindern, seine Füße nicht rüstig genug seyn würden, die Gletscher und den Gotthard zu besteigen, besorgte er heimlich, und wollte daher bald genießen, was ihm noch genießbar sey. Weit schwerer ward es Euphrosinen, sich von ihrem kleinen, erst eben entwöhnten Sohn einige Monathe lang zu trennen. Doch auch sie hatte die Beschreibungen des Rheinfalls, des Genfersees, der Teu

felsbrücke, und der tausend andern Naturschönheiten entzückt; ihren Gemahl allein reisen zu lassen, kam ihr nicht einmahl schlafend in den Sinn. Alles ging von statten, wie Molldorf wünschte. Was er dort sah, erfuhr, empfand, gehört nicht hierher. Kurz, nie war ihm ein Sommer so schnell verschwunden. Er mußte zu der anfangs bestimmten Zeit noch ansehnlich zulegen. Erst in der Mitte des Herbstes befand er sich auf dem Rückwege, und dieser ging über — Basel.

Noch war Basel nicht der Ort, wohin die Augen von halb Europa mit banger Erwartung und mit dem Wunsche: ach, gib uns den Frieden! blickten; noch lockte kein glänzendes Gefolge von fremden Bothschaftern und kein Gewühl von eiteln, selbst im Unglück unverbesserlichen Cidevant's die Neugierigen hierher. Doch hatte sich Molldorf absichtlich diese Stadt bis zu guter Letzt aufgespart. Er kannte sie schon aus Büchern und Erzählung als eine zwar ansehnliche, schön gelegene, doch etwas stille und menschenleere Stadt. Er glaubte, daß sie eben daher sich doppelt gut zu einem Abschiedsort schickte. Er wollte hier zwey, höchstens drey Tage verweilen, wollte hier feyerlich der freyen, (oder wenigstens sich freydünkenden) Schweiz und seinem lieben Rheine an einer Stelle, in einer Minute Lebewohl sagen, und dann quer durch Schwaben ohne Aufenthalt, ja wo möglich ohne Rückblick, seiner Heimath zueilen. Etwas Schwärmerey mischte sich freylich in diesen Plan. Doch welcher empfindsame Mann schwärmte nicht, wenigstens dann und wann, wenn er aus den Alpen und Gletschern zurück kam! — Molldorf, als er jetzt zu Basel im Gasthof der drey Könige einkehrte; als er aus seinen

Fenstern den ersten Blick wieder auf jenen herrlichen Strom warf, der hier in stolzester Größe unübersehbar herabrollt, und mit majestätischem Ernste die Grenze von drey großen Ländern und von fast zahllosen kleinern Staaten bildet — Molldorf, war jetzt seiner Gefühle kaum mächtig. Indem er Euphrosinen rasch mit ans Fenster zog, sie fest an seine Seite drückte, rief er aus: Sieh, liebes Weibchen, dort ist Deutschland wieder! Doch noch stehen wir auf helvetischem Boden! Oft werden wir wahrscheinlich im nächsten Winter an diesen Anblick und diesen Tag mit einer Mischung von Freude und Sehnsucht denken! — Wie viel ahndende Wahrheit in diesen Worten lag, erkannte er erst später.

Sie waren kurz vor der Mittagszeit in Basel angelangt, und bald darauf erging daher der Ruf zur Wirthstafel. Molldorf fand in jenem, schon so oft gerühmten, halboffenen, über dem Strome schwebenden Speisesaale eine zahlreiche, mannigfache, zum Theil muntere Gesellschaft. Seine eigene Seele war dieses Letztere doch nicht ganz. Eben diese große, sich hier vor seinen Augen spiegelnde Wasserfläche weckte unabläßig in ihm die Idee: nun geht es heimwärts! Mißvergnügt konnte zwar hierüber der Mann nicht werden, den so manches häusliche Glück theils begleitete, theils erwartete; doch ernsthaft, oder vielmehr gemischt war dabey seine Empfindung. Erst bey der ersten Schüssel begann er um sich herumzuschauen: mit wem er eigentlich speise? — Ihm schief, Euphrosinen gerade gegenüber, hatte der einzige Mann, von welchem Molldorf schon einige historische Kenntniß besaß, seinen Sitz genommen. Er hatte, gleich bey der An-

kunft, ihn ins Zimmer neben dem seinigen gehen sehen, und gelegentlich vom Kellner erfahren: daß es ein Geistlicher aus Graubünden, Nahmens Nitscher sey, der schon seit acht Tagen sich hier befinde, weil seine Gattinn erkrankt, nun zwar schon wieder genesen, doch noch zu empfindlich für die freye Herbstluft wäre. Die Kleidung dieses Geistlichen war höchst einfach, doch sauber; sein Gesicht ließ auf ein Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren schließen, und konnte — nie schön gewesen seyn: doch war es eines von denjenigen Gesichtern, die gleich beym ersten Anblick sich Zutrauen erwerben, so viel treuherzige Güte lag in jedem Zuge. Mit einer gewissen bescheidenen Aufmerksamkeit hatte er schon einige Mahl Euphrosinen betrachtet, und mit unzudringlicher Höflichkeit Molldorf durch ein Paar Fragen ins Gespräch zu bringen versucht. Als dieser endlich auch — um doch nicht für stolz oder stumm zu gelten, von Basels schöner Lage etwas ziemlich Alltägliches zu sprechen begann, wußte jener bald ungezwungen genug das Gespräch auf den großen Unterschied der schweizerischen Gegenden, in Vergleich mit den nachbarlichen Ländern, zu spielen; und sieh da! Molldorf spürte bald mit Verwunderung, daß dieser einfache Mann, in welchem er einen braven Landgeistlichen und nichts mehr zu finden vermuthet hatte, das ganze südliche und westliche Europa durchreist und mannigfache Kenntnisse eingesammelt haben müsse. Kunstlos und doch wohlgewählt war sein Ausdruck; Anmaßung befand sich in keiner einzigen Rede, und doch Scharfsinn in jeder Sylbe. Molldorfs Achtung wuchs gerade durch die geringe Meinung, die er

anfangs gehegt hatte; und noch ein Umstand mehrte die Theilnahme.

Mit Unparteylichkeit hatte ihm Nitscher zu sprechen geschienen, so lange er von Italien, dem mittäglichen Frankreich und Ober-Deutschland sprach; doch als er auch den nördlichen Theil dieses letztern Reiches berührte; als er das Urtheil fällte: daß die Natur hier oft stiefmütterlich gehandelt zu haben scheine; und auf die einförmigen Waldgegenden in Westphalen, die große Heide-Steppe zwischen Hannover und Haarburg, und die Sand-Ebene des Churkreises sowohl als der Marken sich berief; da dünkte Molldorf doch dieser Ausspruch allzu streng. Er glaubte sich seines Vaterlands annehmen zu müssen. Die Lage von Dresden und Kassel, so manche romantische Gegend in Holstein, am Harz und am Riesengebirge ward jenen Beyspielen entgegengesetzt. Von unbelebter Natur ging er dann zur belebten über. So kam es zu einem Wortwechsel, der warm war, und doch kein Streit ward. Eine reichliche Stunde verlief; Molldorf wußte nicht, wohin. Erst, als von der übrigen Tischgesellschaft schon drey Viertheile allmählig verschwunden waren, als Euphrosine ihn leise erinnerte, daß sie diesen Nachmittag noch gewaltig viel zu thun und zu sehen hätten; da brach er zwar endlich ab, doch nicht, ohne den lauten Wunsch zu äußern: eine so interessante Bekanntschaft während seines Aufenthalts in Basel fortsetzen zu können.

Mit sichtlichem Vergnügen, mit verbindlichster Gegenversicherung beantwortete Nitscher diese Höflichkeit: Euphrosine, auf jedes Wort ihres Gatten aufmerksam, brachte es in Vorschlag, ihre Theestunde ge-

meinschaftlich zu halten. „Wir sind ja Nachbarn! sprach sie. Gegen Abend kommen wir heim. Die Riegel auf beyden Seiten der Nebenthüre werden weggeschoben; aus zwey Zimmern wird eines. Ich lerne ihre Gattinn kennen, auf die ich mich, wenn sie Ihnen gleicht, im Voraus freue; die Herren setzen, wenn's beliebt, ihren Streit fort." — Man fand dieß vortrefflich, und schied von einander, mit der Hoffnung, sich bald wieder zu sehen.

Der Nachmittag ward nun mit Herumgehen und Anschauen zugebracht. Ob Holbeins berühmter Todtentanz ihrer Erwartung ganz entsprach? Welches Gemählde sie in der vortrefflichen Faschischen Sammlung für das vortrefflichste hielten? Wie viel oder wie wenig sie in Mechels Kunsthandlung einkauften? Dieß zu erzählen wäre unnütz. Genug, daß Molldorf, im Kleinsten wie im Größten ein Mann von Wort, wenigstens um eine halbe Stunde früher, als er sonst gethan haben würde, heimkehrte; und daß dann eine seiner ersten Beschäftigungen war, an die gemeinschaftliche Thür seines Nachbars zu klopfen. Ritscher schien gleichsam auf dieses Zeichen gepaßt zu haben. Denn noch in der Minute schloß er auf, und trat hinein. Sein erstes Wort war eine Entschuldigung, daß er noch allein komme. Seine Gattinn, sagte er, habe es doch gewagt, heute schon einen kleinen Besuch in der Nachbarschaft zu machen. Binnen wenigen Minuten erwarte er sie zurück, und werde sie dann aufführen." —

„Aber — aber, mein Herr, fuhr er fort, mit welcher neugierigen Ungeduld habe ich Ihrer Rückkunft entgegen gesehen! Als ich unten an der Tafel das

Vergnügen hatte, mit Ihnen ins Gespräch zu kommen, schloß ich aus ihrer Mundart zwar bald, daß ich mit einem Unterthanen jenes großen Königs — und aus mancher ihrer Äußerungen, daß ich mit einem Bidermann spräche; doch nach mehreren mich zu erkundigen, Sie selbst nach Ihrem Nahmen zu fragen, hielt ich für unbescheiden. Erst in ihrer Abwesenheit erfuhr ich denselben; und seitdem —

Molld. (etwas hastig). Und seitdem? Ich heisse Molldorf, mein Herr!

„Das weiß ich. Aber ist ihr Vornahme nicht Carl? Heißt das Rittergut, das Sie von einem Oheim ererbten, nicht D**z, unweit B—g gelegen?

Molld. Allerdings!

„Nun dann — dann haben heute zwar meine Augen zum ersten Mahle Sie kennen gelernt; doch mein Herz kannte und schätzte Sie schon seit geraumer Zeit! — Sie staunen mich an? Zehn oder zwölf Worte werden Ihnen alles erklären. Ich war vor drey Jahren in den Bädern von Pisa. Ich lernte dort eine brave, treffliche Frau kennen; Helene von Molldorf! War es nicht ihre Gemahlinn?"

Molldorf und Euphrosinen überraschte diese Frage gleich schnell. — „Sie vor drey Jahren in Pisa? Sie meine Gattinn — meine Schwester — gekannt?" riefen beyde mit Einem Munde. „O wie? wodurch? wie lange?"

Nitsch. Fast könnte ich sagen, daß ich nicht bloß sie kannte! Könnte mich rühmen, daß ich ihres Zutrauens, ihrer Freundschaft genoß; daß sechs Wochen durch fast kein Tag verging, wo ich nicht einige Stunden in ihrer Gesellschaft verlebte. — O wie

oft habe ich damahls die Nahmen Carl und Euphrosine von ihren Lippen vernommen! Wie oft hat sie mir mit dem Pinsel der Liebe und der Wahrheit zugleich das Bildniß von Beyden entworfen! wie oft mir mit dem Feuer des innigsten Gefühls jenen edlen Zug erzählt, als Sie nach ihres Oheims Tode mit einer neuen Bewerbung sie überraschten, und vor mehreren Zeugen die kaum freygewordene Hand von Neuem ihr bothen!

Molld. Wie, auch dieß? Ich gestehe Ihnen, mein Erstaunen wächst. Sie mußten allerdings mehr, als Helenens Bekannter, — mußten ihr Freund seyn! Doch daß Wendler mir nie ihren Nahmen nannte —

Nitsch. (einfallend). Wundert mich selbst! denn daß ich auch ihm nicht fremd seyn konnte, mag dieses Blatt bezeugen! —

Er hielt, indem er dieß sprach, ein aufgeschlagenes Stammbuch hin. Molldorf erkannte beym ersten Blick die Handschrift Wendlers, und fast noch schneller auf dem Blatte darneben die Handschrift Helenens. Die einfachen Worte dieser Letztern: „Ich bin Freundinn von Wenigen; aber ich bin es auch über's Grab hin!" trieben ihm rasch, mit einer Kraft, die er selbst kaum begriff, eine Thräne ins Auge.

„Sie hat Wahrheit geschrieben!" rief er, und wies Euphrosinen diese Stelle. — „Sie hat solche an uns bewährt. — Ehrwürdiger Herr, Sie denken sich's kaum, welche zahllose Erinnerungen Ihre Erzählung und diese Schrift in mir wecken! Zwar sehen Sie in uns Beyden eines der glücklichsten Paare auf weiter Erde. Zwar hat selbst Helenens Tod dieses Glück ge-

wisser Maßen befördert und befestigt! Aber noch lebt auch ihr Andenken unvertilgbar in meinem Herzen. Ja selbst dieses herrliche Weib liebe ich deßfalls noch weit stärker, weil sie Helenens Schwester ist, und sich bey jeder Gelegenheit derselben dankbar erinnert!

Euphr. Und wer wär' ich dann, wenn ich dieß jemahls unterließe? War sie mir nicht mehr, als tausend Schwestern? Meine Freundinn, Wohlthäterinn, Mutter? War mein Glück nicht ihre letzte Sorge? Mochte nicht oft ihr Blick bis ins Innerste meines Herzens dringen; sehen, was ich mir selbst verbarg, und doch —

Übermaß des Gefühls hemmte ihre Stimme. Sie verbarg ihr Gesicht, auf eine Minute nur, in der hohlen Hand. Auch Nitschers Augen thränten. — „Bey Gott, rief er, eine schönere Leichenrede ward noch nie am Grabe eines Fürsten, — ward wenigstens nie von reinern Herzen gehalten!"

Mehr wollte er wahrscheinlich noch sprechen, als plötzlich im Nebengemach die Stimme ertönte: „Nein, nein! Ich vermag es nicht länger über mich!" Der bekannte, nur allzu bekannte Ton durchbebte Molldorfen und seine Gattinn. Sie blickten starrend nach jener Gegend; die Thür des Zimmers flog auf; eine weibliche Gestalt stürzte heraus — stürzte auf sie zu. Nur einen Schritt noch von ihnen hielt sie an sich; stand vorgebeugt, mit ausgebreiteten Armen. — Es war Helene! — Mit stummem Entsetzen sprang Molldorf empor; bewußtlos sank Euphrosine hinter sich. — „Gott, warum jetzt? warum so schnell schon?" rief Nitscher.

Molldorfs erste Empfindung mochte allerdings seyn: er sähe einen Geist. Doch bald verschwand dieselbe, An seinen Hals warf sich Helene, umklammerte ihn fest. Er fühlte und mußte es fühlen, es sey ein lebendes Wesen. Doch dann auch ein neues Erstaunen — ein Zurückbeben — eine dunkle Empfindung von Wahrheit und Zweifel — ein Nichtbegreifen und doch Ahnden; — alles, alles dieß schmolz in den Zeitraum von zwey oder drey Secunden zusammen. — „Kehren, rief er endlich — kehren Todte aus ihren Gräbern zurück? Oder welcher unbegreifliche Betrug ist sonst hier vorgegangen?"

Sie ließ ihn los; sie blickte ihm mit einer Art von Wehmuth und doch auch Entschlossenheit ins Auge. — „O nenn' es keinen Betrug! erwiederte sie: Nur der Wille heiligt ja das Opfer; und bey dem Allsehenden! mein Wille war gegen dich rein und gut." — Sie wollte ihn von Neuem umarmen; schnell, als besänne sie sich eines Bessern, eilte sie zur Schwester.

Noch lag dieselbe ohnmächtig da: Mitscher bestrebte sich sie wieder zu ermunteen. Vorsichtig genug war seine erste Sorge gewesen, die Thür zu verriegeln, damit kein Zeuge von außen herein kommen, wenigstens sie nicht überraschen möge. Seine zweyte Absicht war etwas Fassung und Ordnung im Zimmer selbst herzustellen. Nicht kalt an sich selbst, doch hier der Kälteste unter allen, ermahnte er Helenen leiser zu sprechen, bath Molldorf sich zu sammeln, und suchte durch stärkende Wasser Euphrosinen ins Leben zurück zu bringen. Das Letztere gelang ihm. Sie schlug die Augen wieder auf: doch wenig fehlte, so hätte sie die-

selben von Neuem geschlossen; denn ihr erster Blick fiel auf Helenen.

„Euphrosine! Euphrosine! rief diese: erwache! Es ist kein Gespenst, das dich schreckt. Deine Schwester lebt! Auch kommt sie nicht, um dein Glück zu stören. Nur noch ein Mahl es in der Nähe betrachten, sich dessen freuen, — das will sie! Vergib ihr diese Schwäche! Du wirst sie hoffentlich desto stärker in anderer Rücksicht finden."

Langsam, doch anhaltend gewann jetzt Euphrosine Farbe und Bewußtseyn wieder. Ihr Blick starrte, doch ohne Furcht, auf Helenen. Sie litt die Umarmung derselben; sie erwiederte solche endlich, doch noch stumm. Gegen Molldorf aber, der, unweit von ihr, immer noch mehr einer Bildsäule, als einem belebten Wesen ähnlich stand, streckte sie die Hand aus, und sprach: Carl! wessen bist du jetzt? Wessen wirst du von nun an seyn?

„Und das kannst du erst fragen?" antwortete rasch, statt seiner, Helene. „Du sein rechtmäßiges, ihm angetrautes Weib? Geliebt von ihm; Mutter zweyer Kinder! nach göttlichen und menschlichen Gesetzen ganz sein! Besinne dich erst, und dann wär es hart meiner zu spotten; dann wäre es grundlos, etwas für dich selbst zu besorgen!" — Sie sank, indem sie dieses sprach, auf einen nahen Stuhl, schwieg zwey Secunden, richtete dann ihr Auge auf Nitschern und rief lauter als bisher: o mein Freund, jetzt fühl' ich ganz die Wahrheit Ihres Rathes! Ich durfte entweder nie von diesem Schauplatz abtreten, oder nie auf ihn, wär' es auch auf Minuten nur, zurückkehren. Mein Anblick erregt jetzt bloß Furcht und Grausen. Ich habe

alles — selbst meinen größten bisherigen Trost, das liebevolle Andenken meiner Freunde verloren! Wer, wer gibt mir jemahls das Gefühl der vorigen Viertelstunde wieder!

In diesem Augenblick flogen Molldorf und Euphrosine zu ihr hin. Ihre rechte Hand faßte die Schwester, ihre linke der ehemahlige Gatte. — „Meine Mutter! meine Wohlthäterinn, zürne nicht auf mich!" flehte jene, und warf sich vor ihr aufs Knie. — „Edles Weib, sey nicht ungerecht gegen dich und uns! stammelte Molldorf: Bedenke, daß uns allerdings dein Anblick überraschen, — ja noch mehr, daß er uns erschrecken mußte! Vielleicht seit Jahrtausenden befand sich kein Gatte noch in meiner jetzigen Lage! Wär' es zumahl so, wie es vor meinem Geiste dämmert; wo nähm' ich Worte her, dir meine Empfindung auszudrücken? Wie könnte ich dann — o rede! erkläre uns, wie, warum und wohin du verschwandest!"

Helenens Auge ward wieder klar. Mit Liebkosung hob sie die Schwester vom Boden auf. Mit einem Blick voll Zärtlichkeit haftete sie, eine kleine stumme Pause hindurch, abwechselnd, jetzt auf Euphrosinens, jetzt auf Molldorfs Antlitz. — „Es euch erklären, warum ich verschwand! Ja, ich will es! Aber sagt mir vorher: sagt es mir einsylbig: Seyd ihr jetzt glücklich? glücklich in eurer Ehe?"

Beyde (zugleich). Ja! Ja!

Hel. Waret ihr es damahls schon, als ihr an meinem Krankenlager euch liebtet, schwieget und littet? Als ihr in der Gegenwart nur Entsagung und Zwang, in der Zukunft nur ungewisse, immer wieder schwindende Aussicht sahet?

Molld. Gute Helene, wozu —

Hel. Keine Ausflüchte! Sagt Wahrheit! Wäret ihr damahls glücklich? — Ihr verstummt? Nun, so hast du auch, Carl, den Grund dir selbst angegeben, warum ich den Entschluß ergriff, mich loszureissen; warum ich nicht länger der Dorn in deinem Herzen, nicht länger die Scheidewand seyn wollte, die euer Glück und Unglück schied! — Alles war ich dir schuldig, was eilf Jahre hindurch mein Leben froh, die letzten drey wenigstens erträglich machte! Schändlicher Undank wäre es nun nach meinem Gefühle gewesen, wenn ich dich länger durch mein Daseyn gefoltert hätte, da bloß meine Abwesenheit dich beglücken konnte.

Molld. Gott, welche Übertreibung von Großmuth! Welche Selbstquälerey, wiewohl im Grunde so edel!

Hel. Nein! nenne es nicht so! Es war Gefühl meiner Pflicht, und nichts weiter. Zeitig bemerkte ich die Neigung, die für Euphrosinen in dir — für dich in Euphrosinens Herzen entbrannte. Ich selbst suchte sie zu fördern. Nun sterbe ich ruhig, sprach ich oft in Geheim, denn die zwey Menschen, die mir am theuersten sind, belohnen sich wechselseitig. — Noch glaubte ich damahls: das Öhl meines Lebens müsse bald ausgebrannt seyn. Bey jedes Monaths Anfang versah ich mir desselben Schluß nicht zu erleben. Doch als ich spürte, daß mein Kränkeln doch noch nicht Krankheit zum Tode sey; als sogar meine gesunkenen Kräfte sich wieder zu ermuntern begonnen, und du doch dein Schicksal mit Selbstverläugnung ertrugst, da schwur ich mir: Nein, ich will nicht harren, bis diese Geduld ermattet! — Tausend Plane gingen vor meiner Seele vorüber. Die

Schwermüthige zu machen, und zu verschwinden, war bereits mein Entschluß: mehr aus Furcht, dich mit zu kränken, als aus Scheu vor Pöbelgeschwätz und vor eigener Schmach, stand ich mit dessen Ausführung noch an; da gab ein günstiges Geschick Wendlern den Gedanken ein, mir Pisa zu verordnen; und ich — ergriff ihn. Warum ich doch zum Scheine zögerte, bedarf wohl keiner Erklärung?

Moll d. Aber weßhalb, seltnes Weib, weßhalb wähltest du gerade den Weg des gänzlichen Verschwindens, und nicht das weit einfachere Mittel der Scheidung? Lebten wir nicht in einem Lande, wo weise Gesetze eine freundschaftliche Trennung erlauben? Mußtest du deßwegen dich ganz entfernen, weil du aufhören wolltest, meine Gattinn zu heissen?

Hel. Ich mußte! — Hättest du jemahls einstimmig mit mir diese Trennung begehrt? Frage dein Herz! Ich schmeichle mir, dasselbe zu kennen. — Gedenke jenes letzten Willens, was er auf diesen Fall bestimmte! Hättest du in einen neuen Vergleich gestimmt, da der ältere vernichtet werden war? — Überlege noch eines, und dann entscheide! — Nur eure Liebe zu beglücken, war meine Absicht. Die Schwester deiner gestorbenen Frau konntest du ehelichen, — ohne Bedenken, mit Anstand und Ehre! auch die Schwester deiner geschiedenen? Ich zweifle! — Dich vollends scheiden zu lassen, damit du sie ehelichen könntest? Noch einmahl, Carl! ich kenne deine Denkart, deinen großmüthigen Eigensinn. Du hättest eher die Ruhe deines Lebens auf immer Preis gegeben, als deine Ehre befleckt. Dein Glück, das Glück meiner Schwester, be-

durfte ein Opfer. Konnte ich ihm ein geringeres bringen, als mich selbst?

Molld. Und diesen, diesen Entschluß konntest du fassen, ohne daß dich beym Abschied eine Thräne, ein bedeutendes Wort nur verrieth? Konntest du von Vaterland, Freunden, Haus und Hof, von allem, was bisher dir werth und theuer war, freywillig, — vielleicht auf immer dich trennen, und doch im letzten Gespräche des Trostes mehr austheilen, als empfangen?

Hel. Ich konnte es! Denn nie trennen sich Menschen, wie wir sind, auf ewig; und wozu soll uns je das Bewußtseyn unserer reinen Absicht nützen, wenn es uns nicht muthig macht, eine kleine Prüfung — —

Molld. Aber wie — Helene, vergib, meine Augen sehen, meine Ohren hören dich; aber meinem Geist ist noch so Manches dunkel! — wie vermochtest du alle diejenigen zu täuschen, die dich umgaben? Wie konntest du dem Anschein nach erkranken, sterben, begraben werden, und doch —

Hel. (halblächelnd). Leichter, als du wohl glauben dürftest. Denn ich lebte an einem Orte, wo nicht dein treues, sorgsames Auge, nicht Euphrosinens schwesterliche Zärtlichkeit mich bewachte; unter Menschen, denen entweder mein Daseyn gleichgültig, oder die bereits mit mir einverstanden waren; in einem Lande endlich, wo alles für Gold feil ist, der Weg zum Himmel und zur Hölle, — Ablaß der Kirche sowohl, als der Dolch des Banditen! — Nur einer Börse mit zwey hundert Zechinen bedurfte es, und Pater Eusebius, ein ehrwürdiges Mitglied vom Orden Dominiks, leistete mir, unter dem Vorwand für meine ketzerische Seele zu sorgen,

allen

allen möglichen Beystand; verschaffte uns ein eigenes kleines Haus zur Wohnung; entfernte von meinem angeblichen Sterbelager alle lästigen Zeugen, von meinem Leichenbrete alle Untersuchung, bewirkte meinem ledigen Sarge ein ehrbares Begräbniß, und öffnete mir indeß die Zuflucht in einem Nonnenkloster, bis ich gemächlich mich weiter entfernen konnte. — Dieß, lieber Carl; dieß ist zugleich der kurze Abriß meiner Flucht aus Pisa. Meine zwey männlichen Bedienten fern zu halten und zu täuschen, war nicht schwer. Leonore, meine Kammerfrau und treue Wärterinn, war gewonnen, Wendler mein Arzt und — mein Freund.

Molld. (mit etwas gekränktem Tone). Dacht ich's doch! — Dacht' ich's doch, daß dieser Heuchler —

Hel. O nein, schmähe nicht auf ihn! du könntest sonst Undank und Irrthum zugleich begehen. Nicht durch Geschenke oder Versprechen, nur durch Bitten und Gründe gewann ich ihn. Kein Wort von meiner Absicht war ihm, als wir abreisten, bekannt. Mächtig stutzte er, als ich, schon auf Italiens Boden, sie ihm entdeckte. Für eine romantische Grille hielt er sie anfangs; desto ernstlicher bekämpfte er sie nachher. Erst, als er mich unerschütterlich fand, als ich mit den heiligsten Schwüren mich verpflichtete, einen freywilligen Tod zu wählen, wenn dieser verstellte mir nicht gelänge, da gab er endlich nach, und ward von nun allerdings meines Plans thätiger Beförderer. Er half mir mit dem Pater Eusebius unterhandeln. Er hielt durch seinen Rath von mancher Übereilung mich zurück. Er half mir, — was schon allein Verdienst im Übermaße wäre! — zur Bekanntschaft desjenigen Biedermannes, dessen Freundschaft mir fortan für einen Beweis galt,

daß dem Himmel selbst mein Vorhaben nicht mißfalle; dem sich bald mein ganzes Herz aufschloß, und der mir edelmüthig eine Freystätte anboth — eine Freystätte, wie sie meine Einbildungskraft zwar schon oft zu finden gewünscht, aber kaum jemahls gehofft hatte.

Molld. Und dieser Biedermann — diese Freystätte? Wer und wo sind sie?

Hel. Fast wundere ich mich, daß du nach dem Erstern noch fragst. Sieh ihn hier vor dir, meinen greisen, braven Nitscher!

Molld. Wie? auch Sie, ehrwürdiger Herr — auch Sie konnten hülfreiche Hand zur Ausführung eines Vorhabens biethen, bey welchem sich doch, — auf's glimpflichste gesprochen! — noch manches Zweifelhafte fand? Ein Mann von Ihrem Stande konnte einer Gattinn rathen —

Nitsch. Ich rieth ihr nicht dazu! Ich fand, als ich Frau von Molldorf kennen lernte, ihren Entschluß nicht erst im Werden, sondern schon geworden und gereift. Pater Eusebius war schon gemiethet. Daß jede Einwendung vergeblich sey, sagte mir Wendler voraus, und spürte ich bald selbst. Wie ich über Unauflöslichkeit der Ehe, Trotz meinem Stande, denke, gehört nicht für diesen Augenblick. Aber in jedem Betrachte war ich früher Mensch als Priester; zagte hier mehr, daß ein edles Weib unglücklich, als daß ein Kirchengesetz gekränkt werden möchte; deßhalb wünschte ich wenigstens zu verbessern, was ich nicht ganz umzuschaffen vermochte. Deßhalb suchte ich wenigstens einen Auswuchs jenes Plans zu vernichten, weil es noch Zeit sey. — Sich für den Überrest ihres Lebens in einem

Kloster zu begraben, war damahls ihrer Gemahlinn Absicht.

Molld. (einfallend). Wie? auch dieß sogar —

Nitsch. Auch dieß sogar entsprang aus reiner Quelle, entsprang aus dem schönen, an sich wahren Grundsatze: daß man ja überall den ächten, einigen Gott anzubethen vermöge! Doch wie bald diese sanfte, gefühlvolle Seele in so öden Mauern sich elend fühlen werde, und wie sie es dann bleiben müsse, ohne Linderung und Hülfe, dieß sah ich voraus, dieß schilderte ich ihr, so kraftvoll ich konnte; und fand desto stärkern Eindruck bey ihr, da ich ihren Hauptzweck zu billigen schien. In den stillen, abgelegenen Thälern meines Vaterlandes, in dem Flecken, wo ich selbst lebe, trug ich ihr eine Wohnstätte, sey es auch nur für einstweilen, an. Daß sie dort als eine Blutsverwandte meiner aus Schwaben gebürtigen Gattinn leben, einer sichern Ruhe genießen, und doch leicht, wenn es ihr mißfalle, in die geräuschvolle Welt zurückkehren könne: dieß machte ich ihr anschaulich, und versprach ihr jeden Beystand, den Redlichkeit und — Armuth zu gewähren vermögen. Sie ergriff meinen Vorschlag mit Freuden; sie befolgte ihn mit mehr als männlichem Muthe. Sie lebte diese drey Jahre bey uns, mit mehr als — Doch nein, mein Lob soll ihre Bescheidenheit nicht kränken! Doch ob auch wir ihr hielten, was wir versprachen, das mag sie selbst bezeugen.

Hel. Ja wohl! ja wohl bezeuge ich es Ihnen! Jedes Glück, das man, entfernt von Vaterland und — Jugendfreunden zu finden vermag, fand ich dort. Friede von innen und außen, — die Seligkeit eines halbländlichen, halb einsamen Lebens, ein gutmüthi-

ges Menschengeschlecht um mich rund herum, und mit zur Seite biedere Freundschaft, die meine Schwächen trägt, meine siechen Stunden erheitert! — Zwar dein Bild, lieber Carl, ist mir auch dorthin gefolgt; allstündlich gedenke ich deiner, gute Euphrosine! Bey jeder untergehenden Sonne, in mancher stillen Mitternacht umschweben euch meine Gedanken. Doch niemahls noch hat mich der Schritt, den ich that, gereut. Das Gefühl, euch glücklich gemacht zu haben, tröstete mich bey jedem anwandelnden Gram. Die Nachrichten, die mir Wendler von eurer Verbindung, eurer sich gleichbleibenden Zärtlichkeit, euerm ehelichen Segen ertheilte, füllten mich oft mit Freuden, wie sie sanfter und stärker zugleich kaum der Beseligte in jenem Leben fühlen kann. Wenn ich zumahl las, daß ihr auch meiner noch oft mit Wärme und Liebe gedächtet; dann — ja dann erwachte freylich in meiner Seele oft die Begierde, ein, nur ein einziges Mahl euch wieder zu sehen. Eigenes Nachdenken, und meines redlichen Nitschers leises Kopfschütteln hielten mich stets zurück, aber jetzt — jetzt, da ich euch so nahe bey mir wußte — o vergebt, vergebt, daß ich nur ein Weib bin; daß ich doch meinen innern Trieben nicht ganz zu widerstehen vermag; daß ich eure Ruhe vielleicht mit Unbesonnenheit störte! — Vergebt! Morgen kehre ich in mein Thal zurück, und wir sehen uns nur jenseits wieder.

„O nein! nein! das soll, das darf nicht geschehen!" riefen hier, wie mit einem Munde, Euphrosine und Molldorf aus. Beyde flogen wieder zu ihr hin; Beyde umarmten sie wechselweise.

„Du mußt wieder mit uns, edles — edelstes Weib!"

Ich lasse dich nicht mehr aus meinen Augen, theuerste Schwester!

„Wir weichen so wenig, als dein Schatten von „dir. Nur der wirkliche Tod soll uns trennen!"

Wir bringen dich zurück, und du sollst unser größter Stolz, unser höchster Reichthum seyn!

So scholl es durch einander. Fest schloß sie Molldorf mehr als zehn Mahl an sein Herz; hundert Küsse drückte ihr Euphrosine auf Hand und Lippe. Helenen selbst entging auf einige Minuten jede Kraft der Sprache. Auch Nitscher nahte sich ihr; ergriff leise ihre rechte Hand, und flüsterte ihr zu: „Seltne, treffliche Frau! kehren nun die Augenblicke wieder, die Sie auf ewig verloren zu haben wähnten?" Ganz fühlte sie das Gewicht dieser Rede. Nur mit einem Drucke der Hand, mit einem Blicke voll Seele vermochte sie ihm zu antworten; doch schnell hob sie sich empor. In ihren schwächlichen Körper kam eine festere Haltung; in ihrem Gesichte herrschte eine Miene von Hoheit.

„Ja, ja!" sprach sie, „dieser Augenblick ist süß, „und — noch mehr gestanden! — er ist einer von de„nen, auf welche ich rechnete; deren Ausbleiben mich „geschmerzt haben würde. Aber, meine Lieben, wenn „ihr anders mich recht liebt, wenn ihr wirklich glaubt, „daß ich etwas der Rede Werthes für euch that; wenn „ihr wünscht, mir zu danken, so gewährt mir eine „einzige Bitte!"

Molld. und Euph. Welche? Welche?

Hel. Versprecht sie mir an Eides Statt! Daß ich nichts Unbilliges bitten werde, könnt ihr glauben.

Beyde. O wir versprechen — wir versprechen es dir auf's heiligste.

Hel. Nun, so mische sich fortan in unsere Gespräche auch nicht ein Wort von — Heimkehr in's Vaterland! Alles Übrige begehrt von mir; ich gewahre es im — —

Molld. O halt ein! Dieses Begehren ist unbillig; unser Versprechen ist ungültig.

Hel. (äußerst ernst). Es gilt! Und um es zu sichern, schwöre auch ich beym allmächtigen Gott: Nie setze ich freywillig wieder einen Fuß über vaterländische Grenze! — Haltet dieß nicht für Starrsinn oder Übereilung. Die Letztere dürfte gar bald euch selbst zum Vorwurfe gereichen. Konntet ihr wohl, recht überlegt, bey echter Liebe von mir fordern, daß ich die Fabel meiner Mitbürger, ein Geschichtchen in der Zeitung abgäbe? Vergeßt ihr, daß meine Handlung gewisser Maßen die Ahndung der Gesetze reizt; und wenn auch diese schweigen, oder geschweigt werden sollten, gewiß dem strengern Richterstuhle der großen und kleinen Welt nicht entgehen könne? Würde mich nicht jeder Strenggläubige für eine Sünderinn, der Spötter für eine Schwärmerinn, und der große Haufen für eine Thörinn schelten? Würde man nicht muthmaßen, ich hätte dieß alles nur gethan, um die Romanenheldinn zu machen, und kehre jetzt in's Vaterland zurück, den Lohn der Anstaunung zu genießen? Würde man nicht argwohnen, ich hätte mit euch nur ein verdecktes Spiel gespielt? Würden nicht tausend Erdichtungen euern eignen guten Leumund kränken?

Molld. Und würdest du von allem diesen, wenn es sich ja ereignete, auch eine Sylbe nur, auf deinem Landgute, im Zirkel einiger Freunde, in unserm Umgange spüren?

Hel. Ich fürchte — ich fühle: Ja! denn ich kenne meine Schwäche, und auch ihr müßt sie kennen. Urtheil meiner Nebenmenschen, selbst wenn es Geschwätz nur war, wirkte stets — nicht auf meine Handlungen, doch desto mehr auf Stimmung meiner Seele; und diese Stimmung nur macht, wie ihr wißt, unsern Himmel oder unsere Hölle. Entsinnet ihr euch, wie sehr ich schon bey meinem plötzlichen Altern vor dem Hohnlächeln der Gesellschaft bebte? Soll ich abermahls euere Zirkel zerreissen, euere ganze Lebensart ändern? — Mäßigen Genuß der städtischen Welt mit ländlicher Einfalt zu verbinden, durch kleine Reisen den Geist zu nähren, die nachfolgende Ruhe zu würzen — dieß ist, wie ich aus Wendlers Briefen weiß, der klügliche Plan euers Lebens. Soll ich diesen stören? Ich, die euch glücklich machen wollte, sollte nun euer Glück mindern? Selbst, wenn ihr dieß alles mit Freuden mir opfertet, würde nicht eine innere Stimme — — Nein! nein! ich kehre übermorgen schon in mein Graubündnerthal zurück, wo mein redlicher Nitscher und seine treffliche Gattinn sich verpflichteten, mit meinem Siechthum, meinen Schwächen fortdauernd Geduld zu haben; wo ich unbemerkt dem Grabe zuschleiche, und wo mein Tod einen Monath früher oder später das Wohlseyn meiner Freunde weder mehrt noch mindert.

Euphr. (schmerzhaft). Helene, dieser Gedanke nur —

Hel. (einfallend). Soll unsern heutigen Abend nicht vergiften! Laßt uns diese wenigen Stunden, so lange entbehrt, und von mir so sehnlich erwartet, — laßt sie uns weislich genießen, und um es desto besser zu können, erlaubt mir jetzt auf ein Weilchen euch zu

verlassen. Daß dieser Auftritt meine schwachen Nerven angreift, ist natürlich: daß sie fieberhaft zittern, fühle ich Trotz der Freude über euer Wiedersehen und euere Liebe. Eine kleine Ruhe auf meinem Lager wird mich stärken. Du, gute Euphrosine, begleite mich! aber du, lieber Carl, könntest vielleicht indeß für den übrigen Abend deinen Bedienten entfernen. Wenn ich anders vorhin seine Stimme recht unterschied, so ist der alte Franz dein Begleiter. Daß dieser seine vorige Gebietherinn weder sehen noch hören darf, ist augenscheinlich. —

Sie wankte jetzt in ihr Gemach, von der Schwester unterstützt und begleitet. Molldorf traf die verlangte Vorsicht. Auch er bedurfte einiger Frist sich zu sammeln. Einem Manne gleich, dessen Augen in einem dunkeln Keller sich allmählig erweitern, faßte er zwar den Gang des Ganzen; doch mancher von den Nebenumständen blieb ihm dunkel. Einige derselben erklärte ihm Nitscher. Unter andern erfuhr er mit Befremdung: daß er vor acht Wochen kaum tausend Schritt weit beym Flecken, wo Helene wohne, vorüber gereiset sey; daß sie durch Wendlern ziemlich genau gewußt, wann er eintreffen könne, schon damahls entschlossen gewesen sey, ihn zu überraschen, und es doch absichtlich dort unterlassen habe; theils aus Furcht, ein solcher Auftritt möchte an einem kleinen Orte Aufsehen erregen, und zur Kundschaft von Mehrern kommen; theils aus der zärtlichen Besorgniß, seine übrige Reise zu kürzen oder zu stören. Eben deßhalb habe sie gerade das entferntere Basel gewählt, wo sie nun schon acht Tage seiner harre. — Was hier stärkere Bewunderung verdiene; der kalte prüfende Blick, oder jenes

wärme, bey jeder Gelegenheit seiner schonende Gefühl, vermochte Molldorf nicht zu entscheiden, und empfand daher, wie billig, Beydes mit gleichem Danke.

Nach einem halben Stündchen meldete Euphrosine den Männern, daß die Schwester sie erwarte. Sie fanden diese auf ihrem Bette sitzend, doch heiter. Molldorf ward von ihr empfangen, wie man einen Freund empfängt, dessen Besuch man alltäglich mit Theilnahme genießt. Doch bald ward das Gespräch wieder wärmer. Wie schnell diesen seltnen vier Menschen der Abend verfloß; was sie alles sich zu fragen und zu erklären hatten; wie vielfältig die Empfindungen des Vergnügens mit Empfindung einer gelinden Wehmuth wechselten; — dieß alles umständlich zu schildern, wäre doch wohl — Überfluß. Bedauerungswürdig ist der Leser, der nichts sich selbst hinzu denkt, und fast noch mehr der Erzähler, der alles erzählen muß. Genug, daß man erst spät um Mitternacht sich trennte; daß mit frühem Morgen Molldorf und Euphrosine wieder in Helenens Zimmer sich einfanden; und daß man ihren Augen wohl ansah, ihr Schlaf könne nicht lange und nicht anhaltend gewesen seyn.

Sie wichen auch diesen Tag so wenig als möglich von Helenens Seite. Noch fünf oder sechs Mahl versuchte Molldorf, Trotz seines Versprechens, den Wunsch, daß Helene mit ihnen in's Vaterland zurückkehre! geltend zu machen. Immer brach sie dann so kurz, so ernstlich das Gespräch ab, daß er endlich wohl spürte, ihr Entschluß sey unwiderruflich. Nicht minder entschieden, doch mit sanftern Worten verwarf sie es, als Molldorf so anständig und doch auch so warm als möglich in sie drang, ein beträchtliches Jahrgeld von ihm

anzunehmen. — „Entsinnst du dich nicht," erwiederte sie lächelnd, „jener fehlenden vier tausend Thaler? Be„greifst du nun, zu welchem guten Werke ich sie ver„wandte? Auch erstreckte sich meine Vorsicht noch wei„ter. Meinen Schmuck zwar ließ ich dahinten. Seine „Wegnahme wäre ein offenbarer Raub und Verdacht „erweckend gewesen. Doch seit fünfzehn Jahren hatte ich „kein Jahr meine Zinsen ganz verwendet. Beträchtlich war „mein Ersparniß. Was P. Eusebius an bedungenem Loh„ne, Leonore und Wendler an freywilligen Geschenken „erhielten, verzehrte kaum ein reichliches Drittheil mei„ner Barschaft. In meiner Freystätte, unter einem „so kleinen, freundschaftlichen Zirkel bedarf ich nur „wenig. — Wenn ich jetzt, — ja, wenn ich binnen „drey oder vier Jahren erst stürbe, bliebe meinen bra„ven Wirthsleuten immer noch, zwar keine Erbschaft, „doch hoffentlich ein kleines Andenken übrig. Sollte „auch dieß allmählig sich verzehren, und doch dieser „kränkliche Körper noch nicht verwelkt seyn — daß ich „dann, lieber Carl, zu dir meine Zuflucht nehmen „darf; nicht wahr, diese Hoffnung, oder vielmehr die„se Zuversicht, ist nicht eitel?" — Molldorfs Antwort hierauf, mit thränendem Auge und mit Umarmung verbunden, ergibt sich wieder von selbst.

Daß der dritte Morgen zur Trennung bestimmt sey, hatte Helene gleich anfangs erklärt. Ihre Freunde bathen nur noch um ein Paar Tage. Sie blieb auf ihrem Vorsatz; Ritscher selbst stand ihr dieß Mahl bey. Ihn rief sein Amt; auch besorgte er, daß gerade die vorsichtige Art, womit man sich stets ohne Zeugen zu sprechen suche, bald Verdacht erwecken, und man im Gasthofe muthmaßen könne, es sey nicht seine Gattinn,

die er — ein Geistlicher! — dafür ausgebe. In einem einzigen Puncte gab Helene nach; denn festgesetzt ward, daß man sich von nun an alljährig wieder sehen wolle. Selbst über Ort, Zeit und Art traf man im Voraus Abrede. Beym wirklichen Abschiede bewährte Helene ganz denselben Muth, den sie schon einmahl bewiesen hatte. Höchstens ein Paar einzelne Thränen stiegen in ihr Auge. Um so inniger weinte Euphrosine; um so stärker fühlte Molldorf sein Innerstes bewegt! Auch sie verließen noch an eben dem Morgen Basel. Keine von dessen übrigen Merkwürdigkeiten — selbst das nahe Arlesheim nicht! — schien ihnen in jetziger Stimmung des Besehens würdig. Vom Rhein und von der Schweiz nahm Molldorf nun, zwar nur für ein Jahr, doch mit ganz andern Empfindungen, als er vermuthet hatte, Abschied. Ihr beyderseitiges stätes Gespräch auf der Heimreise blieb — Helene. Heilig hatten sie noch versprechen müssen: Keinem, so lange sie lebe, ohne höchste Noth diese Geschichte mitzutheilen. Schwer genug ward es ihnen, dieses Versprechen zu halten, dennoch hielten sie es. Nur gelinde, doch oft wiederhohlte Vorwürfe wurden Wendlern gemacht; sich zu entschuldigen fiel ihm nicht schwer.

Zwey Sommer hindurch sahen sie sich versprochener Weise; ein Mahl in Helenens neuer Heimath, das zweyte Mahl zu Costanz am Bodensee. An beyden Orten verweilte dann Molldorf und Euphrosine ungefähr eine Woche hindurch; wußten alle Begleitung, die etwas verrathen könne, zu entfernen, und allen übrigen Argwohn zu vermeiden. Bey der ersten Zusammenkunft fanden sie Helenen fast munterer und stärker, als jemahls. Ihre Gesundheit schien wieder

auf zehn, zwölf Jahre gegründet zu seyn. Doch merklich verändert, merklich schwächer war sie das zweyte Mahl. Ihr Athem war wieder stockend, ihre Wange hagerer geworden. Sie sprach ein Paar Mahl von ihrem, nun hoffentlich nahen Tode mit einer solchen Ergebung, mit einer solchen Mischung von Gelassenheit und doch auch freudiger Hoffnung, daß selbst der gelassene Nitscher sie bath: ihn und ihre übrigen Freunde mit dieser Rührung zu verschonen. Auch schien sie beym zweyten Abschiede sich von Euphrosinen kaum losreissen zu können. Jener sonst gelassene Kuß ward eine lange, lange, drey Mahl wiederhohlte Umarmung; und beym Lebewohl erstickte ein Schluchzen die Stimme. Die nachfolgenden Briefe — denn sie schrieben sich oft — klagten zwar eigentlich nie, doch ließen sie zuweilen einige Worte von einer Ermattung fallen, die sich fast täglich mehre.

Endlich, in der Mitte des nächsten Jänners, meldete ein Schreiben von Nitschern: „Wahrscheinlich „werde ihre gemeinschaftliche Freundinn bald — nicht „mehr leben. Zu ihrer bisherigen Kränklichkeit geselle „sich nun auch Wassersucht. Dem Urtheil eines verständigen, aus Chur herbeygerufenen Arztes zu Folge, „sey die längste Frist ihres Leidens noch ein Monath. „Mit eben der Gelassenheit, womit sie gelebt, sehe „sie nun auch ihrem Ende entgegen; wisse nichts von „dieser Meldung, und habe sie sogar ausdrücklich untersagt; doch scheine es ihm Pflicht, ihr hierin „nicht zu gehorchen. Was Molldorf noch thun wolle, „überlasse er seinem eigenen Ermessen.“ — Es war eben, wie schon der Monath anzeigt, in der Mitte des Winters, zu einer Zeit, wo Niemand gern —

selbst der das Reisen, die Schweiz und das Seltsame in Handlungen so sehr liebende Britte nicht! — nach Graubünden zu reisen pflegt. Noch mehr, die zum dritten Mahl schwangere Euphrosine versah sich binnen wenigen Wochen ihrer Niederkunft; dennoch bedachte sich Molldorf keinen Augenblick. Er reiste des nächsten Morgens ab. Gern hätte Euphrosine ihn begleitet. Ihre Umstände verbothen es; aber sie drang selbst in ihn, sie zu verlassen, und wenigstens ihren Scheidegruß noch zu überbringen. Keine Witterung störte, kein rauher Weg schreckte ihn; Tag und Nacht eilte er fort; und ein gewisser Maßen günstiges Geschick begleitete ihn. Denn als er in **, dem Flecken, wo Nitscher Pfarrer war, ankam, hatte Helene nur noch — sechs und dreyßig Stunden zu leben.

Sie staunte nicht wenig, als sie ihn vor ihr Bett treten sah. Eine kurze Röthe flog über ihre schon vom nahen Tode gebleichten Wangen. Mit wenigen, dankenden Worten both sie ihm die abgezehrte Hand. „Ich hoffe, sprach sie unter anderm, du kommst nicht um meinen letzten Auftritt durch weibische Thränen zu trüben, sondern vielmehr durch ein kleines Beyfallszeichen zu verherrlichen; und dann sey mir willkommen!" — Sie schalt ihn zwar bald darauf, indem sie sich besann, in welcher bedenklichen Lage er die Schwester zurückgelassen haben müsse; aber sie gestand doch eben so schnell, daß sie seinen Anblick als ihre letzte irdische Freude betrachte; und in seinen Armen verschied sie in der nächsten Nacht; verschied, als gerade der Morgen — das schönste treffendste Sinnbild vom Tode eines Tugendhaften! — anzubrechen begann. Daß sie Trotz ihres Verboths beweint wurde, kann

man sich denken. Ein einfacher Stein mit der einfachen Aufschrift: Eine edle Frau, die Wenige kannten! bezeichnete ihren Grabhügel.

In ihrer Verlassenschaft befanden sich noch ungefähr tausend Thaler bar. Diese, wie auch alle ihre übrige Habe hatte sie Nitschern vermacht. Molldorf fügte hierzu noch ansehnliche Geschenke. Auf wiederhohltes Bitten dieses biedern Geistlichen verschwieg er zwar an dem Orte, wo Helene gestorben war, sorgfältigst ihren wahren Nahmen, ihren Stand, und die nahe Verbindung, die einst zwischen ihnen obgewaltet hatte. Doch mindern Zwang legte er sich dann auf, als er ins Vaterland nach fünf oder sechs Wochen zurückkam. Hier, wo seine Gemahlinn indeß wieder eines Sohnes genesen war; wo man seine Abwesenheit während dieser Zeit kaum begriff, und von seiner schnellen winterlichen Reise, von den Thränen, die Euphrosine nicht immer verbergen konnte, und von der ernsthaften Miene, als er zurückkehrte, die abenteuerlichsten Vermuthungen ausheckte, — hier glaubte er gegen einige seiner besten Freunde den Geheimnißvollen nicht länger spielen zu dürfen. Er entdeckte ihnen Helenens erst jetzt erfolgten Tod. Sie glaubten ein Mährchen zu hören, und schätzten, nach Verschiedenheit eigener Denkungsart, auch Helenens That an Verdienstlichkeit sehr abweichend. Doch daß die Aufopferung groß gewesen sey, gestanden sie Alle. Das Siegel der Verschwiegenheit ging bald verloren. — Molldorf schrieb unter Helenens Bild jene Worte, die sie selbst in Nitschers Stammbuch geschrieben hatte: Sie war Freundinn von uns, auch über's Grab hin!

Montesquieu und der junge Schriftsteller.

Wahre Anecdote.

Montesquieu, — der ehrwürdige Verfasser jenes berühmten, um die Gesetzgebung und Gesetzkunde aller Folgezeiten so verdienten Werkes — gehörte zu dem kleinen, wenigstens nicht überzähligen, Häuflein von Gelehrten, die auch im Umgange ihren Schriften gleichen. Seine sanfte, edle, prunklose Seele liebte zwar die anscheinende Ruhe eines einsamen Nachdenkens, doch auch nicht minder die Freuden weiser Geselligkeit. Sein Haus stand Jedem offen, der ihn kennen zu lernen wünschte. Munterkeit und Menschenkenntniß übertrug er in jedes seiner Gespräche. Andern Schriftstellern ging er mit Rath und That an die Hand. Niemanden drang er unverlangt seine Meinung auf; aber auch Keinem, der hn darum befragte, verschwieg er dieselbe. Neid oder Besorgniß durch fremden Ruhm verdunkelt zu werden, kannte er nicht; aber jedes aufkeimende Genie bemerkte er mit Freude und mit dem innigsten Wunsche, dessen Wachsthum wo möglich zu befördern. So war er in der Blüthe seines Lebens; so blieb er auch im höhern Alter.

Einst kam zu ihm ein junger Mann, den er vorzüglich liebte, und der auch allerdings diese vorzügliche Liebe durch manche Eigenschaft des Geistes und Herzens verdiente. Kaum zwey und zwanzig Jahre mochte jetzt D** seyn, und schon hatte er die Bühne seines Vaterlandes mit einigen Schauspielen bereichert, die — wenigstens in einzelnen Scenen — mit Racine's zauberischer Anmuth und Crebillons hinreissender Darstellungsgabe zu wetteifern vermochten. Zu noch größern Werken in der Zukunft machte die Wärme seiner Phantasie und der rastlose Eifer seines Geistes gegründete Hoffnung. Nur einen einzigen Fehler (der nicht selten der Fehler guter Dichter zu seyn pflegt), konnte er sich nicht abgewöhnen; und dieser bestand — in etwas Vorliebe gegen die Kinder seines Kopfes. Freundschaftliche Erinnerungen, unter vier Augen ihm ertheilt, nahm er zwar, zumahl wenn es Erinnerungen eines Montesquieu waren, mit aufrichtigem Dank an; doch jede öffentliche Kritik hielt er für den Ausspruch eines unbefugten Richters, und jedes etwas strenge Urtheil drang ihm durch das Herz.

Heute, als er so ernsthaft, wie die Muse des Trauerspieles selbst, in Montesquieu's Zimmer eintrat, errieth dieser sogleich: daß ein litterarischer Kummer ihn drücke; und D** selbst machte aus der Ursache seines Verdrusses kein Geheimniß. Sein letztes, und wie er glaubte, bestes Schauspiel war in Frerons neuestem kritischen Hefte nicht angezeiget, nicht beurtheilt, sondern zerfetzt und gemißhandelt worden. Aus kleinen Übereilungs-Fehlern hatte man Ungeheuer gemacht, Schönheiten in Flecken verwandelt; manche Stellen absichtlich verdreht, mit auffallendster Bitter-

keit

keit nichts gebilliget, und alles verworfen. Dieß — dieß alles belegte D** mit mannigfachen Beweisen; und in seinem Munde ward diese, nur zu gewöhnliche, kritische Sünde ein Beyspiel ohne gleichen. Der kältere, an den Lauf der Dinge schon gewöhnte Montesquieu hatte freylich bey diesem elegischen Tone dann und wann Lust ein wenig zu lächeln; aber er schonte seines jungen Freundes, und fragte, am Schluß seines Vortrages ihn vielmehr mit bedauernder Theilnahme: Was er zu thun gesonnen sey?

D. Mich zu verantworten! Das glaube ich, versteht sich von selbst. Auch habe ich bereits meine Rechtfertigung aufgesetzt. Doch weil ich fühle, daß ich mich nicht ganz ohne Leidenschaft vertheidiget haben dürfte, so hätte ich erst an Sie noch, würdiger Mann, eine Bitte.

„Und die wäre?"

D. Meinen Aufsatz in der Handschrift durchzulesen! Mir zu sagen; ob und wo ich Blößen gab? Zu bestimmen, worin ich der Sache allzuviel, oder vielleicht auch, wo ich deren noch zu wenig that.

„Wenn ich es thun kann, von Herzen gern! Lassen Sie mir Ihre Handschrift bis Morgen da! Etwas Abkühlung und Ausrastung dürfte ja wohl auf keinen Fall Ihnen schaden."

D** ließ ihm die Schrift. Als er des Tags darauf zur bestimmten Stunde pünctlich wiederkam, fing Montesquieu selbst davon zu sprechen an, und ertheilte ihm das Zeugniß, seine Sache mit Einsicht und Billigkeit zugleich geführt zu haben.

„Und glauben Sie also — fragte D** mit sichtlicher Freude: — daß ich meinen Kritiker widerlegt habe?"

Mont. Vollkommen!

„Daß er sich schämen müsse?"

Mont. (mit der Achsel zuckend.) Wenn er dessen noch fähig ist!

„Daß ich es drucken lassen soll?"

Mont. (lächelnd) Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! — Daß es Ihnen Schaden thun sollte, besorge ich allerdings kaum.

„Wie? nur keinen Schaden? — Sollte ich denn nicht auch auf Nutzen rechnen können, wenn ich anders — — "

Montesquieu stand hier auf; liebreichen Blicks ergriff er die Hand seines Gesellschafters; mit noch liebreicherm Ton sprach er: „Kommen Sie — kommen Sie, mein junger, theurer Freund, mit mir in meinen Büchersaal! Dort hoffe ich mich Ihnen deutlicher zu machen, als hier. — Sie gingen. — Sehen Sie dort jene drey obern Fächer meines Bücherschranks, gedrungen voll Bücher?

„Nun ja! Ich sehe sie."

Mont. Und wissen auch bereits, was dieselben enthalten?

„Wie könnte ich das?"

Mont. Lauter Widerlegungen, Kritiken — zum Theil auch Schmähungen meines Werks über den Geist der Gesetze. Sollten Sie solche gar nicht kennen?

„Vielleicht zwey oder drey; und auch diese nur dem Nahmen nach."

Mont. Hätten Sie aber nicht Lust, sie noch jetzt durchzulesen?

„Nein wahrhaftig nicht! Und wenn ein Preis

von zwanzig tausend Livres auf dieser Belesenheit stände!"

Mont. Aber mein Buch selbst? Lasen Sie jemahls dasselbe?

„Ob ich es las? Welche kränkende Frage! Drey oder vier Mahl wenigstens, und noch gewiß nicht zum letzten Mahle."

Mont. (mit Wärme.) Junger Mann, erkennen Sie hier an Ihrem eigenen Gefühle das gewöhnliche Loos, das Bücher und Schriften betrifft, die nicht sowohl über eine Materie selbst, als wieder über ein Buch, und zumahl gegen dasselbe geschrieben worden sind! Erkennen Sie das Schicksal, das über allen Werken schwebt, welche gallsüchtige, oder bloß spitzfindige Kunstrichterey, Tadelsucht und Streitbegierde verfaßt hat. Sie finden allerdings zuweilen im ersten Monathe, im ersten Jahre ihrer Erscheinung mannigfache Leser; aber sie verlieren sie bald in den nachfolgenden Jahren. Ist vollends das Werk, gegen welches sie zu Felde ziehen, wirklich gut, und wohl gar vortrefflich: haben die Aristarchen eine Ilias, die Akademiker einen Cid bekrittelt, dann gleichen ihre Bemühungen dem Schaum, mit welchem sich die Meeres-Welle an einem Felsen bricht. Der Schaum vergeht bald, aber der Fels bleibt stehen! — Nur ein Mittel, das Andenken jener Angriffe zu verlängern, gewisser Maßen wohl gar es zu verewigen, kenne ich; und dieses ist: wenn der gelästerte Schriftsteller sich selbst mit der Rechtfertigung gegen seine Lästerer abgibt; wenn er seine Feinde der Widerlegung oder der Satyre würdig achtet. Denn, dann kennt man solche wenigstens so lange, als man ihn selbst kennt.

„Vortrefflich, vortrefflich auf einer Seite, und doch desto schlimmer auf der andern!"

Mont. Warum das?

„Diesen Grundsätzen zur Folge befände man sich also in der traurigen Nothwendigkeit zu dulden — stumm erdulden zu müssen, was jeder Klügling oder Schelsüchtige, jeder Halbwisser oder Boßhafte gegen uns auszusprudeln für gut findet? Für manche halb schlaflose Nacht, für manche mühevolle Stunde müßte man es gelassen leiden, daß ein Schwall von Troßbuben uns mit Gespötte verfolgte? Man müßte es ganz ungerächt ertragen, daß feiner, boßhafter Witz wenigstens die Meinung unserer Zeitgenossen spaltet; und uns da Schmach zubereiten will, wo wir Ruhm verdienten?

Mont. Ungerächt? Ich zweifle doch! — Auch schon der stille, gleichgültige Blick ist oft Rache genug an jenem Zoilus, der — sich wohl bewußt, was er verdiene! — in dieser Gleichgültigkeit auch so fort Verachtung zu finden wähnt. Gegenwehr würde ihn ehren; schweigender Gleichmuth kränkt. Und endlich bleibt ja dem geschmähten Schriftsteller auch — zumahl in Ihren Jahren, bey Ihren Geisteskräften: — noch eine, und vielleicht die einzige löbliche Rache übrig.

„Welche?"

Mont. Ein neues, besseres, oder wenigstens eben so gutes Werk, als das Erstere war, zu schreiben; solches vielleicht in eben den Stunden zu schreiben, die er mit Vertheidigung des Erstern nur verschwendet haben würde. —

Ein ungemeldet eintretender Besuch hinderte Montesquieu weiter zu sprechen; auch hatte er wahr-

scheinlich gerade jetzt ausgesprochen. Indem er den Neuangekommenen begrüßte, trat D** zum Bücherschrank hin; zog aus jenen drey erwähnten Fächern, halb gedankenlos, eines und das andere Buch hervor; durchblätterte sie; schob sie wieder hinein; und wandte sich dann schnell wieder zu Montesquieu.

„Mich rufen, sprach er, und drückte mit stummem Danke die Hand des Greises, — mich rufen jetzt Geschäfte. Dürfte ich Sie aber wohl bitten, jene Blätter, die auf Ihrem Tische liegen blieben, und von welchen wir vorhin sprachen, selbst in den Kamin zu werfen? Es ist ehrenvoll genug für dieselben, wenigstens durch eine solche Hand zu sterben!"

Ehe Montesquieu noch antworten konnte, war D** schon zur Thür hinaus. Als er nach einigen Tagen wieder kam, gedachte er der ganzen Sache nicht weiter. Aber jenen Rath befolgte er treulich. Freron ward keines Buchstabens gewürdigt; und noch jetzt nennt Frankreich dankbar D**s Gedicht unter den ersten Gedichten dieses Jahrhunderts, indeß die Schriften seiner Kunstrichter nur in sehr vollständigen Bibliotheken — ungelesen bestäuben.

Warnung zur rechten Zeit.

Daß Zufälle, die sich nicht vorher sehen lassen, oft noch lasterfreye Seelen allmählig ins Verderben verwickeln können, davon zeugten so manche vorhergehende Fälle; doch zu zweifeln, daß auch schier eben so oft ein Zufall günstiger Art den angehenden Verbrecher zurückschrecken, — auf dem Marsch des Lasters gerade da zurückschrecken kann, wo beym nächsten Schritt ein tieferer Fall nothwendig, und Rückkehr unmöglich gewesen wäre — daran zu zweifeln, wäre einer Gotteslästerung ähnlich; und auch hier biethet sich dem Geschichtschreiber, dem Dichter und dem Menschenkenner ein weites, noch ziemlich ungenütztes Feld an. Eine kleine Anecdote, die ein berühmter, nun verstorbener Schauspieler — wir wollen seinen Nahmen mit St* bezeichnen, — seinen Freunden dann zu erzählen pflegte, wenn er bey guter, und ich will hoffen, auch bey wahrhafter Laune sich befand, scheint mir darauf zu passen.

St* jugendliche Aufführung war nicht die beste. Nur allzu oft bewies er Ungehorsam gegen älterliche Vermahnung, Trotz gegen den Ernst seiner Lehrer, und einen Hang zu wilden Ausschweifungen in seinen Ergetzlichkeiten; auch dann und wann eine Kleinigkeit zu

entwenden machte er sich kein Gewissen, so scharf ihn beym Entdeckungsfall sein Vater zu züchtigen pflegte. Er war ungefähr funfzehn Jahr alt, als dieser Vater starb. Mütterliche Zucht dünkte ihm nun eben so streng, und noch um ein gutes Theil schimpflicher. Er hatte mehrmahls von einem Onkel reden gehört, der in einer Entfernung von nicht weniger als dreyßig Meilen wohne; dorthin sich zu flüchten, beschloß er; freylich war es ein unsinniger Einfall; doch auf unsinnigen Einfällen beharrt die Jugend ja gerade am liebsten. Schon am zweyten Morgen entlief unser Jüngling wirklich; daß sein ganzes Vermögen nur ein Paar Gulden, und sein ganzes Fortkommen in seinen Füßen bestehe, das dünkte ihm eine Kleinigkeit zu seyn; am dritten Abend, als er ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne einen Bissen Brot für den Mund, sich auf des Weges Hälfte sah, begriff er die Wichtigkeit gar wohl. Zwar sah er ein Dorf und eine feine Schenke vor sich; doch auch da einzukehren wagte er nicht, weil der Schlafgroschen ihm gebrach. In dieser Verlegenheit sah er an der Thür einer Mühle den Müller stehen, grüßte ihn, und erhielt einen so freundlichen Gegengruß, daß er plötzlich Herz und Zutrauen faßte, hinging, mit ein Paar Worten seine Lage, freylich unter etwas verschönerten Umständen, entdeckte, und zum Beschluß um ein Nachtquartier ihn ansprach.

Der Müller, der in seiner Miene einen leutseligen Mann nicht nur versprach, sondern in seinem Betragen auch hielt, besah sich einige Augenblicke den Jüngling, und mußte doch mit dessen Äußerlichem zufrieden seyn, denn er antwortete lächelnd: „Meinetwegen! seyd mir, Herr Abenteurer, zum Abendbrot

und zum Frühstück obendrein willkommen. Auch an ein Paar Federbetten solls nicht fehlen; doch müßt Ihr mit der Ofenbank vorlieb nehmen; an einer Bettstelle für Gäste gebricht mirs gerade." — Ein solcher Vorschlag ward mit Dank angenommen. Die Abendmahlzeit war reichlich; nach gesättigtem Hunger nahm St* von seiner Ofenbank Besitz.

Es war ein geraumes Zimmer, die Nacht mondhell, unser Jüngling befand sich ganz allein im Unter-Stockwerke. Das Getöse der nahen Mühlgänge war ihm etwas Ungewohntes; sein Geist hatte der Sorgen, der Pläne, der Hoffnung, der Furcht, vielleicht auch schon der Reue so äußerst viel. Sehr natürlich, daß er wenig oder gar nichts schlief. Indem er so lag, und was er gethan, und was er noch zu thun habe, überdachte, vernahm er, Trotz dem Lärmen der Mühlräder, noch ein kleines, ihm weit näheres Geräusch. Bald erkannte er dasselbe für das Picken einer Taschen-Uhr; richtete sich auf, sah genauer um sich herum, und erblickte sie an einen Schränkchen hängend. Noch waren Uhren damahls nicht so allgemein und so wohlfeil, wie jetzt. Der Handwerksmänner, zumahl auf dem Lande, gab es äußerst wenig, die zehn bis zwölf Dukaten auf einen solchen Hausrath verwandten. Unser Jüngling wunderte sich daher allerdings hier eine zu erblicken; seine Neugier trieb ihn zu ihr hin; seine Unwissenheit schätzte ihren Werth zweyfach hoch; und seine Bedrängniß spann sogleich einen weitläuftigen Faden von Gedanken an. Er sah sich unbemerkt, unbewacht; in der Nacht war es schon spät und alles todt; die Fenster des Zimmers gingen in den Garten; den Garten umgab

eine kleine, leicht übersteigbare Mauer; die Mauer lag an der Landstraße. Er selbst war ohne Geld, ohne Hoffnung. Wenn er dieser Uhr sich bemächtigte; sich damit entfernte; sie im nächsten Städtchen verkaufte oder versetzte — würde er dann nicht reichliche Wegzehrung haben? Wer würde wohl hier ihn kennen? Wer ihm nachsetzen? — O es war unbeschreiblich, wie nützlich und wie leicht ein solcher Schritt ihm dünkte!

Doch wieder die Einwendungen seines Gewissens! Dieser Fremde hatte so liebreich ihn aufgenommen, so gütig ihn bewirthet; ihm ganz allein sein Zimmer anvertraut, selbst diese Uhr nicht weggenommen. Welche Menschlichkeit und welch eine Zuversicht! Es war nicht Diebstahl allein, es war Verletzung der Gastfreyheit, es war der strafbarste Undank, wenn er sie raubte! — Freylich bloß ein Schritt der Bedrängniß, aber doch in den Augen der Welt eine schändliche That! Nur Menschen, bey denen schon auf ähnliche Art Noth und Pflicht, Laster und Redlichkeit kämpften, können die Lage fassen, in der St* sich jetzt befand. Zwanzig Mahl streckte er seine Hand darnach aus; zwanzig Mahl zog er sie zurück. Jetzt auf einen Ruck, möchte man sagen, ward sein guter Geist Überwinder; daß in der Flucht allein noch Rettung von seinen Begierden sey, das empfand der Jüngling, und beschloß daher eben so schnell, wirklich zu fliehen; im Hui waren seine Kleider angelegt; im Hui öffnete er das Fenster, sprang zu ihm hinaus; überstieg die Mauer; befand sich auf der Landstraße. So schnell ist nach vollbrachtem Raube kaum je ein

Dieb geflohen, als St* es jetzt that, um keiner zu werden.

Auch hier der menschlichen Leidenschaften gewöhnlicher Gang! Dann erwachen sie noch einmahl und oft am heftigsten wieder, wenn sie alle Hoffnung zur Befriedigung sich abgeschnitten sehen. Kaum war St* von der Mauer herab — die von außen wohl noch einmahl so hoch als von innen war — kaum hatte er ein Paar hundert Schritte immer noch in vollem Gallop zurückgelegt, so hätte er gern wieder — vor jenem Schränkchen sich befunden. Die vollständigste Reue wandelte nunmehr ihn an; er glaubte ein sicheres, und noch dazu leicht verzeihliches Mittel zu seinem Fortkommen verschmäht, glaubte die lächerlichste Gewissenhaftigkeit begangen zu haben. Schon war er nahe daran, wieder umzukehren, die Mauer, wo möglich, wieder hinan zu klimmen. Doch ihre Höhe schreckte ihn ab. Die Hunde im Dorfe bellten. Weitere Flucht schien ihm unumgänglich; er legte binnen einer Stunde fast eine Meile zurück. Ein neuer Umstand erschwerte dann sein Fortkommen. Die Nacht war bisher hell und wolkenleer gewesen. Jetzt, da der Morgen noch fern war, ging der Mond unter; Gewölke verdeckten den Schimmer der Sterne. Eine dichte Finsterniß verbreitete sich. Unser Jüngling in einer Gegend, die er niemahls noch am Tage gesehen, konnte in der Nacht desto minder Weg und Steg erkennen. Bald kam er von der rechten Straße ab; Berg auf, Berg abwärts mußte er mehr stolpern als gehen. Unausgeruht, und einer solchen Wanderschaft ungewohnt, ermüdete er bald. Kaum sah er die Hand vorm Auge; kaum wollten seine Füße sich noch heben. Auf einem

Hügel, den er wohl fühlte, doch auf welchem er sich nicht zu besehen vermochte, warf er sich endlich nieder. Hier beschloß er den Morgen abzuwarten. Hier erneuerte er seine Reue über versäumte Gelegenheit zur Verbesserung seiner Umstände. Nacht, Finsterniß und Müdigkeit wirkten. Er schlief ein.

Drey Stunden mochte er so gelegen haben. Die Sonne war indeß aufgegangen; ihr warmer Strahl und das Lied der Vögel weckten den Schläfer. Er schlug die Augen auf, dehnte seine Arme, sah über sich, und sah — wer faßt hier sein Schrecken und sein tausendfaches Gefühl? — sah, daß er gerade unterm — Galgen lag. Ein unlängst Gehenkter schwebte über ihm. Die Steine, an die er einige Stunden vorher, als er sich niederließ, gestoßen zu haben glaubte, waren einige Menschenknochen. Erschrockner springt der Soldat nicht auf, der in sorgloser Ruhe zecht, und plötzlich einen feindlichen Säbel über sich blinken sieht; ängstlicher bebt ein unglückliches weibliches Geschöpf nicht, wenn es halb nackend schon in der Folterkammer steht und seinen Peiniger sich rüsten sieht; als St* jetzt aufsprang und bebte. Nicht das schreckliche Bild der Gegenwart allein, auch der Gedanke: welcher That er diese Nacht nahe gewesen sey? welche Unterlassung er noch vor Kurzem bedauert habe? — auch die Ahndung: wozu ein solcher Schritt ihn hätte führen können: — auch das Gefühl: Wahrscheinlich hängt dieser Leichnam hier eines Diebstahls willen! Wer weiß, ob solcher viel mehr, ja wohl minder noch als derjenige betrug, dem ich so nahe war? — Alles dieß ergriff ihn. Drey oder vier stumme Minuten stand er da. Dann warf er sich plötzlich auf seine Knie, dankte

dem Himmel: daß er ihm Stärke sich loszureissen gegeben; gelobte heilig, vor einem Laster, wogegen er so gewarnt worden sey, sich lebenslang zu hüthen; und hielt in diesem Stücke seinen Eid. — Wie er sich weiter bis zu seinem Oheim fortgeholfen; das gehört nicht hierher.

D. Junker und der Deserteur.

Wahre Geschichte, nebst einer andern zur Vergleichung.

Johann Junker war ein verdienstvoller Arzt und Lehrer zu Halle. Sein Kopf hatte Gelehrsamkeit, sein Herz Gefühl; mit Beyfall bekleidete er schon eine geraume Zeit den Lehrstuhl der Zergliederungskunst.

Einst wurden an ihn die Leichname von zwey Gehenkten abgeliefert. Es waren Soldaten von der dortigen Besatzung; sie hatten, wie man ihm erzählte, einen Bund mit mehrern gemacht, von der Wache aus durchzugehen; waren ertappt und nach den Kriegsgesetzen bestraft worden. Junker ließ diese Unglücklichen, wahrscheinlich mit heimlichem Mitleiden, auf den Zergliederungssaal bringen; dort sollten sie des andern Morgens zum augenscheinlichen Unterricht gebraucht werden.

Dieser anatomische Saal stieß an Junkers Studierzimmer. Gegen Mitternacht, als der Professor noch ruhig an seinem Schreibtische saß und arbeitete, vernahm er nebenan ein großes Getöse. In der Besorgniß, daß vielleicht Katzen über seine Leichname gekommen seyn dürften, sonst von jeder andern abergläubischen

Vermuthung frey, stand er auf, um selbst nachzusehen, was es denn gäbe. Als er mit dem Lichte in den Saal hinein trat, staunte er ein wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedecken sollte, ganz zerrissen fand; staunte noch mehr, als er dasselbe aufhob, und einen dieser Körper vermißte. Die Fenster waren zu, die Thüren verschlossen; ein Diebstahl schien weder wahrscheinlich noch möglich zu seyn. Junker blickte im ganzen Saale umher, und ein seiner Menschheit wohl verzeihlicher Schauder überlief ihn, als er in einem Winkel den angeblichen Leichnam ganz geduckt und hinein geschmiegt erblickte. Unter hundert Personen wären jetzt vielleicht neun und neunzig davon gelaufen; doch Junker ging näher, und fand seine Muthmaßung gegründet. Dieser Unglückliche war wieder lebendig geworden.

Auf Junkers erstes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen; mit dem Zittern der Kälte sowohl als der Todesangst bath er ihn um Stillschweigen und Erbarmen; bath, ihm, der einer allzu harten Strafe wunderbar entkommen sey, nun auch dieses Leben zu fristen. Natürlich, daß dieser Anblick, dieser Ton und diese Bitte den menschenfreundlichen Gelehrten rührten; daß er seinen Gefangenen aufhob, und ihn mit Bedauern fragte: wer er denn sey, und was er eigentlich gesündigt habe? — „Er sey, war die Antwort, ein Ausländer und der Sohn wohlbemittelter Ältern. Im Rausche einer unvorsichtigen Minute habe er sich anwerben lassen; habe sich zwey Mahl vergeblich loszukaufen und endlich in einem noch unglücklichern Augenblick zu flüchten versucht. Auch dann würde er wahrscheinlich mit Spießruthen nur bestraft worden seyn; wäre er nicht,

nebst noch einem Unglücks-Gefährten, für die Häupter eines ganzen Complotts angesehen worden.

Daß diesem Armen geholfen werden müsse — darüber war Junkers Mitleid längst bey sich selbst einig; auch ein Ausweg fiel ihm, wiewohl etwas später, ein; er gab dem Nackenden eines seiner eigenen Kleider und einen Mantel zum Umwerfen; befahl ihm dann eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen sie an ein Stadthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlichen Kranken in die Vorstadt gerufen habe, öffnete Junkern, den man kannte, ohne Anstand die Pforte. Sein angeblicher Bedienter kam ganz natürlich auch mit. Kaum waren sie draußen, so wollte dieser Letztere nochmahls die Knie seines Retters umfassen; bekam aber von Junkern nebst einem kleinen Zehrpfennig die Ermahnung, sich keinen Augenblick zu verspäten, und entfloh. Nach einem ziemlich langen Spaziergange — den das Bewußtseyn einer guten Handlung kürzte — kam D. Junker wieder ans Thor; daß jetzt sein voriger Begleiter mangle, fiel als eine Kleinigkeit niemand auf; etwas schwerer, doch nicht minder glücklich, wußte Junker auch am nächsten Morgen seinen Zuhörern den Abgang eines Leichnams zu verstecken. Keinem Menschen sagte er ein Wort von der ganzen Geschichte.

Nach zehn oder zwölf Jahren riefen Junkern einige wichtige Geschäfte nach Holland. In Amsterdam ging er unter andern auch verschiedene Mahl auf die Börse. Hier in diesem Gewimmel von Menschen nahte sich ihm ein Mann von mittlern Jahren; wohlgekleidet, wohlgebildet, und auch, wie Junker gleich darauf

von demjenigen, der ihn hingeführt hatte, erfuhr, seinem Credit nach einer der redlichsten und reichsten Kaufleute in ganz Holland. Äußerst höflich nannte er sofort Junkern bey seinem Nahmen, kannte — was an einem Amsterdamer Kaufmann etwas seltnes war — die Schriften des deutschen Gelehrten, und lud ihn endlich, so verbindlich als möglich war, zu einem Mittagsmahl ein.

Junker wunderte sich freylich über diese Bekanntschaft und Einladung; nahm aber die letztere an; fand eine vortreffliche Tafel, eine noch junge, artige Hausfrau, einige hoffnungsvolle Knaben, und vorzüglich einen überaus freundlichen Wirth. Er befand sich unter diesen Menschen vollkommen wohl. Nach Tische ward er im ganzen Hause herumgeführt; Wohlstand, Nettigkeit und Reichthum zeigten sich überall. Endlich führte ihn sein Wirth auch in sein Schreibcabinett, und fragte ihn, als sie sich hier Beyde ganz allein befanden: ob er sich seiner denn gar nicht mehr erinnere? Junker, wie sehr natürlich, verneinte es mit einiger Verwunderung.

„Nun! rief der Kaufmann, so werde ich doch hoffentlich nie den Mann zu kennen verlernen, dem ich Lebens-Rettung, und also auch alles, was ich hier bin und besitze, zu verdanken habe. Entsinnen Sie sich nicht jenes Deserteurs, der einst in Ihrer Behausung vom Tode wieder erwachte: den Sie so menschenfreundlich retteten; den Sie mit Kleidung und Geld beschenkten? Der — der bin ich!"

Junker staunte nicht wenig. Dieser Glückswechsel schien ihm zu unglaublich groß. Doch sein Wirth fuhr

fort

fort ihm zu erzählen: wie er sich mühselig nach Hamburg, und auch von da — weil immer die Furcht der preußischen Gerichte hinter ihm hergegangen — bis nach Amsterdam durchgeholfen habe; wie ihn hier sein Rechnen und Schreiben, vielleicht auch seine günstige Gesichtsbildung, in die Dienste eines der reichsten Kaufleute gebracht; wie er sich allmählig das Wohlwollen seines Herrn, die Kenntniß des Handels, einen einträglichen Platz in seiner Schreibstube und endlich die Liebe seiner jetzigen Gattinn, der einzigen Tochter vom Hause, zu erwerben gewußt; wie diese letztere von vielen Freywerbern gesucht, alle ausgeschlagen, und als der Vater ernstlich in sie gedrungen, sich erklärt habe: Diesen oder gar keinen Mann! Wie Jener zwar ein Weilchen sich gesträubt, doch endlich eingewilligt, ihn zum Schwiegersohn angenommen und bald darauf als seinen einzigen Erben hinterlassen habe; wo er nun ein Leben in Zufriedenheit und Überfluß führe; oft schon seinem Retter dafür danken wollen, und immer von einem kleinen Überrest der Furcht, weil die Hände der Könige so weit reichten, zurück gehalten worden sey.

Nun war allzu viel Wahrscheinlichkeit, ja sichtliche Gewißheit da, als daß Junker länger hätte zweifeln sollen. Innigst freute er sich vielmehr über den guten Ausschlag jener That. Dankbar both der neue Holländer alles auf, was sein Haus vermochte. So lange Junker noch in Amsterdam verzog, mußte er hier wohnen. Als ihn Amt und Pflicht nach ein Paar Tagen wieder heim riefen, drang ihm sein Wirth noch einige Geschenke von beträchtlichem Werth auf.

* * *

Auf — ich glaube sagen zu können — unbezweifelten Zeugnissen *) beruht die Wahrheit der vorstehenden Geschichte. Junker, der sie in den letztern Jahren seines Lebens mehrern von seinen Freunden erzählte, war ein Mann von unbescholtenster Redlichkeit, in seinen Worten von allen dem, was einer Erdichtung oder Prahlerey nur nahe kam, weit entfernt. — Um desto sonderbarer scheint mir die Ähnlichkeit zu seyn, die, in Ansehung der Entwicklung, zwischen ihr und einer andern herrscht, die sich, im vorigen Jahrhundert schon, in Frankreich zugetragen haben soll, **) und die ich, der Vergleichung wegen, hier beyfügen will. — Auch sie tragt den Stempel der Wahrscheinlichkeit (wenigstens!) an sich; und ist zugleich ein Beyspiel

---

*) Auch hat, so viel ich weiß, seit 1784 — wo ich sie zuerst in der Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre, bekannt machte, — niemand von allen denjenigen Personen, die sie vielleicht berichtigen könnten, ihr widersprochen. Im XIten Stück des Museums fürs weibliche Geschlecht 1793 ist sie später, bloß mit einigen kleinen Änderungen, erschienen — Der dortige Erzähler nimmt seine Rücksicht vorzüglich auf den Scheintod, und auf die Möglichkeit wieder lebendig zu werden. In diesem Gesichtspuncte ist freylich zwischen ihr und der nachstehenden keine Ähnlichkeit.

**) Sie stand zuerst in einer französischen Sammlung von mehrern merkwürdigen Fällen, die gleich mit Anfang des Jahrhunderts erschien; die ich mich als Knabe schon gelesen zu haben entsinne; deren Titel ich aber vergaß. — Aus dieser wahrscheinlich kam sie auch in die Briefe der Madame Montier.

mehr, wie sehr sich die Begebenheiten unter verschiedenen Himmelsstrichen, Zeiten und Vordersätzen gleichen können.

Pater Raphael, Geistlicher zu C., einem kleinen Städtchen in der Normandie, ward eines Tages auf das Land gerufen, um einen Straßenräuber zum Tode zu bereiten. Es war ein Bursch von kaum zwey oder drey und zwanzig Jahren, gar nicht übler Gesichtsbildung, verführt durch böse Gesellschaft. Er hatte alles rein heraus gestanden; die Ketten waren ihm bereits, wie gewöhnlich kurz vor der Hinrichtung geschieht, abgenommen worden, und da man im Gefängnisse keinen bequemen Platz hatte, so verschloß man den Geistlichen und den armen Sünder in einer kleinen Capelle, die am Ende des Dorfes, abgesondert von den übrigen Gebäuden stand, und gewölbt nach der gewöhnlichen Art, ihr ganzes Licht durch eine Öffnung in der Mitte erhielt.

Der Seelenarzt schritt hier sogleich zu einer ernsten Bußermahnung, machte sie so schön und rührend, als immer möglich, und fand doch, daß der arme Sünder verzweifelt wenig — darauf Acht gab. Da er, der Gestalt, dem Alter und dem freymüthigen Geständniß nach, auf keinen verstockten Bösewicht gestoßen zu seyn besorgte, so wunderte er sich über diese Unachtsamkeit; schrieb sie auf Rechnung eines natürlichen Leichtsinnes; strafte aber auch diesen ernstlich und erinnerte ihn mit der kurzen, noch übrigen Zeit ja sparsam und gut umzugehen.

„Allerdings, erwiederte der Gefangene, allerdings, Hochwürdiger Vater, möchte ich das gern thun. Auch sind Ihre Ermahnungen vortrefflich. Ob aber an

meiner Stelle Ewr. Hochwürden selbst, auch auf die schönsten Gebethe viel achten würden, — daran zweifle ich doch. Denn nicht gerechnet, welche verdammt häßliche Empfindung es ist, zu wissen, daß einem in wenigen Stunden bey gesundem Leibe das Genick gebrochen werden soll, so drängt sich auch noch ein Gedanke bey mir empor, der mir durchaus den ganzen Kopf einnimmt."

So! und der ist?

„Daß ich doch noch mit einem blauen Auge davon kommen könnte, wenn Ewr. Hochwürden nur Lust hätten, mir das Leben zu fristen."

Ich? Ich? — Wie meinst du das?

„Sehen Sie nicht hier die Öffnung an der Decke?"

Nun ja! aber was weiter?

„Hoch ist sie freylich, das gibt der Augenschein. Doch wenn man gerade unter solche jenen Altar setzte, auf den Altar diesen Stuhl — wenn auf den Stuhl Ewr. Hochwürden träten, und dann endlich mir auf Ihre Achsel zu steigen erlauben, so würde ich ganz gewiß bis zu ihr hinauf kommen."

Und wenn du dann oben wärest?

„O dann wäre ich wahrscheinlich so gut schon als geborgen! Auf dem Dache kletterte ich bis zum Gesimse; ein Sprung fünf oder sechs Ellen herab ist für einen Menschen von meiner Lage eine Kleinigkeit. Daß dort draußen jetzt Niemand Acht gibt, hoffe ich. Die Capelle steht einzeln, ein Wald ist nicht ferne; daß ich dann laufen wollte, so weit mich meine Füße tragen, weiß ich."

Der arme Sünder macht hier eine Pause. Der Priester, indem er sich diese abenteuerliche Leiter und

den Plan des Ganzen stillschweigend überdachte, konnte sich eines unwillkürlichen Lächelns nicht enthalten; zwang sich aber sofort wieder, und entgegnete:

Vortrefflich! Und dazu sollte ich helfen? Sollte mit meiner eigenen großen Gefahr einen Straßenräuber wieder in Stand setzen, Böses zu thun? Alle Räubereyen, die du künftig begingest —

„Nein, Hochwürdiger Herr, ich beginge sicher keine mehr! Was Stehlen nach sich zieht, weiß ich nun. Zu nahe ist mir dieß Mahl der Galgen gekommen, als daß ich ihm künftig nicht ausbeugen sollte, so viel ich nur weiß und kann. Arbeiten will ich, — will mich gewiß ehrlich, wenn gleich mühsam nähren. Helfen Sie mir nur dieses einzige Mahl davon!

Noch ein Paar Augenblicke ließ sich der Pater bitten; noch ein Paar Schwüre ernstlicher Lebensbesserung ließ er den Gefangenen thun; und dann, im Herzen schon längst erweicht, that er, was jener begehrte; half den Altar herbeyschieben, setzte selbst den Stuhl darauf, und diente dann geduldig zur Leiter. Freylich kostete es dem armen Sünder Mühe genug sich empor zu heben; aber was setzt Todesangst nicht durch? Als er nun zur Öffnung hinaus gekrochen war; als der horchende Pater erst den Sprung, dann aber kein Geschrey oder Geräusch weiter vernahm, brachte er gemächlich Altar und Sessel in die vorige Ordnung, und wartete wohl zwey Stunden lang ganz ruhig ab, wie das Ding weiter gehen werde. Endlich mochte es den Gerichtspersonen doch dünken, als ob der arme Sünder nun Zeit genug gehabt habe, sein Herz zu erleichtern. Der Büttel und der Scharfrichter erschienen den Verbrecher abzuhohlen. Der erstere klopfte an die Thür.

Der Geistliche erwiederte dieß durch den Gegenruf: daß er sich schon längst nach Erlösung sehne. Verwunderungsvoll öffnete man die Capelle; noch verwunderungsvoller sah man in ihr den Pater ganz allein sitzen. „Wo der Gefangene sey?" war, sehr natürlich, die erste Frage.

Dieser Gefangene, erwiederte der Geistliche ganz gelassen, war entweder ein Engel oder Teufel; ein Mensch ganz gewiß nicht! Indem ich ihm nach möglichsten Kräften ins Gewissen sprach, hob er sich plötzlich empor und — fuhr zu jener Öffnung oben heraus. Starr vor Entsetzen sah ich ihm nach. Keinen Finger zu rühren, kein lautes Wort hervor zu bringen vermochte ich. Erst als ihr anpochtet erhielt ich die Kraft mich zu regen und zu reden wieder."

Man hätte gern vermuthet, daß des Paters Verstand gelitten habe; da aber doch zu gleich der Verbrecher unwiederbringlich verschwunden war, so wußte man wirklich nicht: sollte man auf ein Wunder, oder auf eine Betrügerey muthmaßen. Mehrere Landleute sammelten sich. Alles guckte hinter und unter den Altar. Nirgends ließ sich eine Spur des Verschwundenen auffinden. Der Scharfrichter, der am meisten bey diesem Vorfall einbüßte, war gleich Anfangs nach den Gerichtspersonen gelaufen. Sie stellten sich ein. Der Geistliche wiederhohlte vor ihnen die obige Erzählung. Er fügte noch hinzu; daß ihm zwar auf keinen Fall obliege, den Hüther eines Gefangenen zu machen; daß er aber fast überzeugt wäre, dieser angebliche Verbrecher müsse schuldlos gewesen seyn. Er schwur feyerlich, daß der Inquisit zu jener Dachöffnung heraus gefahren wäre. Der Aberglaube der ganzen Menge rieth

auf Zauberey. Der Pater gab sich keine Mühe ihn zu wiederlegen. Acht Tage lang sprach man in der ganzen Provinz davon. Länger sprach man damahls über nichts in Frankreich.

Nach ungefähr funfzehn Jahren fiel dem Pater eine wichtige Reise nach Languedoc und gerade zur Winterszeit vor. Die Börse des geistlichen Herrn litt keinen großen Aufwand. Wenn ihn nicht hier und da gutmüthige Menschen in ihren Wagen nahmen, so ging er zu Fuß. Vorzüglich oft traf ihn dieses Loos in Guyenne; und eines Tages, als er allein durch einen dichten Wald seinen Pfad fortsetzen wollte, hatte er das Unglück vom rechten Wege abzugerathen. Fast den ganzen Nachmittag brachte er damit zu, daß er aus dem Gehölze zu kommen suchte, und immer — tiefer hinein kam. Endlich sah er von Weitem einen Mann, der einen Baum fällte, ging zu ihm, und fragte nach dem nächsten Wege auf Cahors zu.

„Da sind Sie, Hochwürdiger Herr, war die Antwort des Bauers, der ihn ein Weilchen aufmerksam betrachtet hatte, gewaltig links abgewichen! Auch der nächste Fußsteig braucht fünf Stunden Zeit, und ist ohne Wegweiser kaum zu treffen. An Ihrer Stelle würde ich für heute auf eine Herberge, und morgen erst auf eine weitere Reise denken.“

Ganz gut! Aber wo fände ich wohl heute Herberge in der Nähe?

„Bey mir! Ich bin der Besitzer eines kleinen Meyerhofes, kaum eine Viertelstunde von hier. Wollen Sie nur noch ein Weilchen verziehen, bis dieser Baum vollends stürzt, so nehme ich Sie mit; und Sie werden bey mir zwar kein prächtiges, doch ziem-

lich gutes Nachtlager finden; sollen auch morgen ein Pferd und einen Bothen bis Cahors erhalten."

Das war ein trefflicher Vorschlag, den sich P. Raphael nicht zwey Mahl thun ließ, denn er fühlte sich herzlich müde und hungerig; auch behagte ihm der freundliche Ton des Landmanns, welcher mit dem Umfällen des Baumes eilte, so viel er nur konnte, bald fertig war, und dann sich auf den Weg machte. Sie kamen an einen recht artigen Meyerhof; ein junges, hübsches Weib schien an der Hofthür schon auf ihren Mann zu warten, und ging ihm einige Schritte, mit einem Knaben auf dem Arm, und einem Mädchen, das hinter drein hüpfte, entgegen. Auch den Geistlichen, der ihr als ein Gast bis morgen früh angemeldet wurde, empfing sie freundlich. Nachdem sie sich im Zimmer — das für eine Land-Wohnung recht sauber war — ein wenig ausgewärmt hatten, rief der Bauer sein Weib bey Seite, kam nach einigen Minuten wieder, und sprach mit einer gewissen frohen Hastigkeit: „Nein, Margarethe, ich irre mich nicht. Er ist es! Mit mir zugleich falle nieder und laß uns dankbar die Kniee meines ehemahligen Schutzengels umfassen!" — Sie thaten es. Der Pater stutzte nicht wenig. Was diesen beyden guten Leuten einfalle, war ihm unbegreiflich. Er wollte sie aufheben, wollte fragen: was sie begehrten? als sein Wirth ausrief:

„Ehrwürdiger Herr, sehen Sie mich genauer an! Vielleicht erinnert Sie doch noch irgend ein Zug an jenen Unglücklichen, der ohne Ihren Beystand längst eine Speise der Raben geworden wäre; — den Ihre fast übermenschliche Güte rettete, und der jetzt — ach, Sie noch wieder zu sehen, Ihnen noch danken zu kön-

nen, für ein Glück erkennt, das er schon zahllos wünschte, ohne je hoffen zu dürfen.

Das Erstaunen des Paters fand eine lange Weile durchaus keine Worte. Doch ruhte er nicht, bis Mann und Frau wieder aufstanden, und forschte dann weiter. Die Erzählung seines Wirthes war, wenn nicht wörtlich, doch Inhaltsweise, also:

„Ganz unbemerkt sey er damahls, nach gewagtem Sprunge, entflohen. Noch diesen Tag habe ihn die Todesfurcht, ohne Speis' und Trank, sieben Meilen weit fortgetrieben. Mit Almosensuchen habe er sich dann immer weiter und weiter durchgebracht. Oft sey es ihm trübselig genug gegangen, doch habe er fest an dem Entschluß, nie wieder zu stehlen, gehalten. Ein Paar Gelegenheiten unter Weges hätten ihn gereizt, doch nicht verführt. Stets in Sorgen, doch noch irgendwo entdeckt zu werden, sey er immer tiefer gegen Mittag zugewandert, und habe einst in der Abenddämmerung an der Thür dieses Meyerhofes den Besitzer selbst um eine Gabe angesprochen. Bitter habe es ihm dieser verwiesen, daß er, als ein so junger starker Bursch, nicht lieber das Grabscheit als den Bettelstab wähle; und da er aus Scham vorgegeben: daß er wirklich Arbeit suche, ihm bey der nahen Ernte den Platz eines Knechtes im Hofe angetragen, wenn er anders gut thun wolle. — Dieses Letztere habe er wirklich gethan; sey auch nach der Ernte geblieben, und bald seines Herrn Günstling, aber bald darauf auch im Geheim — was freylich Entschuldigung brauche! — der Günstling der jüngsten Tochter im Hause geworden. Daß der Vater nicht gutwillig sein Mädchen einem armen, hergelaufenen Knechte geben wer-

de, hätten zwar Beyde gemuthmaßt. Doch daß an solchen Muthmaßungen die Liebe sich nicht stoße, sey ja bekannt genug. Als der Vater etwas zu spät ihren Umgang entdeckt, habe er zwar einige Tage heftig gezürnt, der Tochter vom Einsperren, ihm von Wegjagen manches vorgeredet, und doch endlich dem Vaterherzen und — der Nothwendigkeit nachgegeben. Kaum vier Wochen nach der Hochzeit sey seine Frau durch den Tod der ältern Schwester die einzige Erbinn ihres Vaters, und ein Paar Jahr darauf die wirkliche Besitzerinn dieses Meyerhofes geworden. Daß er dieser Frau, die freylich sein Glück gemacht, und ihn noch jetzt von Herzensgrund liebe, dieß nach Möglichkeit zu vergelten suche, werde sie selbst bezeugen. Sie wisse bereits seine Geschichte; aber auch sie allein.

Ein Vater kann die Glücks- und Lebensrettung seines eigenen Sohnes kaum mit größerer Freude vernehmen, als P. Raphael diese Geschichte. Er blieb zwey Tage bey diesem, im Ernst glücklichen Paare. Als er am dritten Morgen fortwandern mußte, überhäuften sie ihn nochmahls mit Dank und Geschenken.

Geistesgegenwart.

Wahre Anecdote.

Graf To ** ben, durch seine mannigfaltigen Abenteuer, und durch seine seltenen Glückswechsel so berühmt in der Geschichte unsers Jahrhunderts, befand sich einst, da er noch nicht als General in R—schen Diensten stand, auf der Reise von Warschau nach Petersburg. Mitten auf derselben, in einer leichten Kalesche, von einem einzigen Bedienten begleitet, überfiel ihn eines Tages schon auf liefländischem Grunde und Boden, noch zwey oder drey Meilen von der Stadt entfernt, wo er zu übernachten gesonnen war, ein gewaltiger Platzregen. Die Jahreszeit war kalt, der Abend schon nahe, er selbst bis auf die Haut durchnäßt. Durch das Regenwetter ward die Dunkelheit verstärkt. Ein feines Wirthshaus, das gerade am Wege, wiewohl einzeln stand, kam unserm Reisenden sehr gelegen. Er kehrte hier ein, mit dem Vorsatze, des andern Tages sich desto zeitiger auf den Weg zu machen.

Die Leute im Hause schienen dienstfertig und gutherzig genug zu seyn. Man räumte sofort ein oberes Zimmer, das sauber und nett war; man versprach für

ein gutes Abendbrot zu sorgen; kurz, To—ben hatte allen möglichen Grund, mit seiner Einkehr zufrieden zu seyn.— Von Jugend auf des Herumstreifens gewohnt, pflegte er in Wirthshäusern nur wenig auf seinem eigenen Zimmer, und desto mehr in der allgemeinen Gaststube sich aufzuhalten; war da gegen jedermann, er mochte einheimisch oder fremd seyn, gesprächig, zuvorkommend, drollig sogar; gab Scherz aus, und nahm ihn wieder ein; erzählte, ließ sich wieder erzählen; und verband mit dieser Geselligkeit einen einnehmenden Ton und eine männlich schöne Bildung. Es gab selten einen Mann, dem er nicht behagte, noch seltner eine Frau oder ein Mädchen, der er nicht, wenigstens heimlich, gefiel. Ließ sie ihre Gesinnung ihm merken, so verstand er gegenseitig jeden Wink, und nützte denselben mit bereitwilligstem Herzen.

Auch jetzt hing er seiner gewöhnlichen Laune nach; brachte wohl ein Stündchen und darüber unten im Schenkzimmer zu; unterhielt sich mit dem Wirthe, der sonst Kriegsdienste gethan; unterhielt sich noch mehr mit der Wirthinn, einem jungen, fast bildschönen, aber jetzt hoch schwangern Weibchen; both sich ihr zum Gevatter für ihren Erstling an; erkundigte sich scherzend nach der Aufführung ihres Mannes, nach ihrer eigenen Zufriedenheit mit dem Ehestande; prophezeyte ihr einen Sohn, oder wohl gar zwey auf ein Mahl; mit einem Worte, erlaubte sich mancherley Kurzweil, die junge Weiber von diesem Stande und um diese Zeit gern hören, wenn sie gleich thun, als ob sie vor Scham nicht über's Busentuch wegblicken könnten.

Während dieses Gesprächs lief in eben derselben Stube ein junges Dienstmädchen oft auf und ab.

Wohl möglich, daß der Graf sie nicht einmahl bemerkte! Aber um desto genauer hatte sie ihn bemerkt. Der schöne, wohl gewachsene Mann, die Munterkeit seines Gespräches, selbst die fremde Uniform, die er trug, gefielen ihr von ganzem Herzen. Sie hätte gern Tage lang ihm zugehört; sie hätte noch lieber sich selbst mit ihm unterhalten. Sie wußte überdieß wirklich eine Sache, die ihn sehr nahe anging, wovon er sich nichts träumen ließ, die er bald erfahren mußte, oder es war nachher zu spät. Seine Unwissenheit, seine Sicherheit thaten ihr weh. Zwar sie selbst wagte, wenn sie hier hinein sich mischte, unendlich viel. Aber so oft sie ihn wieder ansah, dachte sie bey sich selbst: Er ist doch gar zu liebenswürdig! Sie konnte sich nicht erwehren, sie mußte ihn, als sie einst wieder bey ihm vorbey lief, am Kleide zupfen.

To — ben spürte es, sah sie an, merkte, daß sie ihm winke, wußte freylich nicht warum? oder dachte sich, nach einer gewöhnlichen Eitelkeit seines Geschlechts, einen gewissen Grund, der wenigstens für jetzt noch Aufschub leiden könne. Indeß — das Mädchen war jung, und wie es ihm schien, nicht übel gemacht. Ansehen und anhören konnte er sie ja doch wohl. Als sie daher wieder heraus gegangen war, nahm er sich bald darauf ebenfalls den Vorwand, frische Luft zu schöpfen. Sie wartete seiner bereits an der Küchenthür, winkte ihm in den Hof zu gehen; folgte ihm ängstlich und eilend, und sprach:

Um Gottes Willen, gnädigster Herr, sehen Sie sich vor! Sie sind nicht unter so ehrlichen Leuten, als Sie wohl denken. Man weiß, daß Sie Geld bey sich führen. Man ist Willens, Ihnen dieses sowohl, als

auch Ihr Leben, in nächster Nacht zu rauben. Schon nach Helfershelfern wird geschickt. Seyen Sie auf Ihrer Huth! aber um Gottes Willen verrathen Sie mich auch nicht! Merkt man, daß ich Sie warnte, so kostet es mir das Leben. Das weiß ich, und konnte es doch nicht über's Herz bringen, einen so braven Officier und so hübschen Herrn gleichsam in seinen Sünden erschlagen zu lassen.

To—den stutzte bey dieser Rede, wie man wohl denken kann, gewaltig. Ein Mann von gemeinem Kopfe hätte sogleich nach der Flucht sich umgesehen. Er, wiewohl er nur ein Paar Secunden Zeit zum Überdenken hatte, begriff doch leicht, daß jeder Versuch zum Entfliehen, jetzt, in der Nacht, in einem stockfremden Lande, und unter solchen Umständen gleich gefährlich, wo nicht gefährlicher noch als ruhiges Dableiben sey. Eine fast unglaubliche Gegenwart des Geistes leitete ihn daher auf ganz andere Gedanken. Er hielt das Mädchen, das sich wieder entfernen wollte, schnell beym Arme zurück. — „Nur noch ein Wort, liebes Kind!" sprach er; „Lebt der Wirth einig mit seiner Frau?" — „Vollkommen!" — „Hat er sie wirklich lieb? sehr lieb?" — „Fast wie sein eigenes Leben!" — „Gut! gut! Nun geh'! Rett' ich mich, so soll zum Dank auch dein Glück gemacht seyn. Sterbe ich, so stirbt meine Warnung mit mir. Verrathen werde ich dich nie. Selbst meinem Bedienten laß nichts davon merken!"

Das Mädchen flog in die Küche; der Graf kehrte in's Gastzimmer zurück. Keine Miene verrieth ihn; seine Laune war ganz die vorige noch; oder schien es wenigstens zu seyn. Selbst seine Abendmahlzeit ließ er

sich unten auftragen, und aß nur mit dem Bedinge: daß seine lieben Wirthsleute an den Speisen sowohl, als an seinem Flaschenkeller Antheil nähmen. In Freundlichkeit verhüllte er, was nun schon leiser Argwohn geworden war. Nach dem Essen befahl er dem Bedienten, seine Schatulle, die noch angeschraubt im Wagen stand, herzubringen. — „Herr Wirth," sprach er, „viel ist nicht mehr darin. Doch ein Paar hundert Rubel, die mich bis Petersburg bringen sollen, könnte sie wohl noch enthalten. Diese hätte ich gern gut verwahrt, und wo könnte das besser geschehen, als in Ihren Händen? In acht Wochen, wenn ich wieder zurück komme, wird sie hoffentlich in Gold schwerer, als jetzt in Silber seyn. Dann kehre ich sicher wieder hier ein, und wenn sich indeß, wie ich hoffe, mein Pathgen eingefunden hat, so bringe ich auch ihm ein Pathengeschenk von wenigstens funfzig Rubeln mit." — Man nahm diese Zusage mit tausend Dank an, und versprach, die Schatulle die Nacht hindurch unterm Kopfküssen zu verwahren.

Gleich darauf verlangte der Graf Licht, um auf sein Zimmer und zur Ruhe zu gehen. Der Wirth wollte ihm leuchten. — „Wissen Sie wohl, Frau Wirthinn," hob To— ben lachend an, „daß dieses Leuchten ein Geschäft wäre, welches ich viel lieber Ihnen gönnte? Scherz bey Seite! schönes Weibchen, ich habe den Aberglauben, daß ich alle Mahl noch Eines so gut schlafe, wenn mir eine hübsche Frau, statt einer Mannsperson, die Ruhestätte anweiset." — Die Frau schien sich über diesen Vorschlag zu wundern, und keine rechte Lust zu dieser Mühewaltung zu haben. Aber immerfort

scherzend drang der Graf das eine Licht ihr auf; nahm sie unterm Arme, und mit stäten Scherzen: daß sie doch ihrem künftigen Gevatter eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen werde; daß Bewegung nach Tische, zumahl in jetzigen Umständen, ihr gesund sey; daß sie ja auch ihren ehelichen Ehrenwächter mit hinaufnehmen könne; und mit dergleichen Possen mehr bewog er sie endlich zum Mitgehen, oder vielmehr, Wirth und Wirthinn leuchteten ihm.

Jetzt traten sie in's Zimmer. Hier hatte To—ben selbst, so wie er vom Wagen abgestiegen war, einen doppelläufigen Carabiner, den er immer, mit Kugeln scharf geladen, auf Reisen bey sich zu führen pflegte, an einem Nagel aufgehängt. Er hüthete sich wohl, auch nur einen Blick vor der Zeit darauf zu werfen. Doch indem nun die Frau ihr Licht auf einen Tisch am Fenster setzte, indem sie eben eine gute Nacht ihm wünschen wollte, griff er rasch nach jenem Gewehre; trat noch rascher zwischen Wirth und Wirthinn, und rief mit einer Stimme, die von Scherz und Lachen plötzlich in den rauhesten befehlenden Ton überging: „Nein gute, junge Frau, so hurtig scheiden wir nicht von einander! Auf diesem Stuhle, vor diesem Tische hier werden Sie sich niedersetzen, und diese Nacht in meiner Gesellschaft durchwachen. Ihre Keuschheit, das schwöre ich Ihnen, soll diese Zeit über zwar keine Gefahr bey mir laufen. Aber beym mindesten Lärm vor meiner Zimmerthür, bey der kleinsten Widersetzlichkeit von ihrer oder einer andern Seite, beym geringsten Angriffe auf mich selbst, werden die drey Kugeln, womit jeder dieser beyden Läufe geladen ist, ihr und ih-

rem

rem zukünftigen Söhnlein zugleich das Lebenslicht ausblasen! Das schwöre ich bey meiner Seele Seligkeit!"

Wohl eher des Himmels Einfall als einer solchen Wendung, eines solchen Vorschlags hatten Mann und Frau sich versehen. Wohl eine Minute schwiegen Beyde; dann thaten Beyde — was sie konnten. Die Frau bath flehentlich, sie doch gehen zu lassen, drohte in Ohnmacht zu sinken! um's Kind auf der Stelle zu kommen, — zu sterben sogar; alles vergebens. Der Mann begriff anfangs gar nicht, was das heissen solle; nahm dann auch zu Bitten und zur Betheurung: daß der gnädige Herr hier in seinem Hause so sicher, als in Abrahams Schooß sey! seine Zuflucht, und drohte zuletzt, als gar nichts verfing, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und seine Leute zu Hülfe zu rufen. — T—ben blieb sich gleich. „Ich glaube allerdings," sprach er, „daß der Herr Leute und Hülfe genug in der Nähe haben mag, aber gewiß so nahe nicht, um seine Frau vor dem Tode zu sichern. So bald sich nur ein Hund an mich wagt, nur eine Hand sich hebt, ist ihr der Kopf zerschmettert. Auch habe ich, außer dem zweyten Lauf meiner Büchse, noch ein Paar Taschenpuffer hier, die ihre Dienste trefflich thun sollen. Ich kann übermannt werden, das gestehe ich gern. Doch drey oder vier Menschen werden mich hoffentlich dann begleiten; und dieses reizende Weibchen soll den Vorreihen vor Allen haben. Dieß ist so meine Art in manchen Wirthshäusern. Gefällt sie dem Herrn nicht, so sorge er dafür, daß morgen fein zeitig meine Pferde gefüttert, gestriegelt und angeschirrt sind! Jetzt aber packe er sich

ohne weitere Umstände. Dieses Zimmer ist für heute Nacht mein Zimmer."

Gegen wahre Entschlossenheit verlieren Bösewichter gewöhnlich ihren Muth. So ging es auch hier. Die Frau setzte sich, und der Mann ging. In der sonderbarsten Lage von der Welt brachten unsere Beyden die Nacht wachend hin. To—ben, am Tische der Wirthinn gerade gegenüber, vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben so gut er konnte. Immer hatte er dabey sein Gewehr im Arme zum Anschlag bereit. Beym kleinsten Geräusch im Hause machte er sich schußfertig. Aber auch eben so schnell zitterte das arme Weib dann sichtlicher als ein Verbrecher am Hochgerichte, und bath flehentlich, sich nur nicht zu übereilen, weil ihm gewiß nichts geschähe. Wirklich nahte sich auch die ganze Nacht kein Fußtritt weiter dem Zimmer des Grafen.

Mit Tages Anbruch kam To—bens Bedienter, rief schon auf halber Treppe, daß er es sey, überbrachte die Schatulle, das Frühstück, und eine sehr billige Rechnung. Der Wirth selbst ließ sich nicht mehr sehen. Der Graf both der Wirthinn auch jetzt die erste Tasse Kaffeh dar, und nachdem sie dieselbe genossen, trank er den Überrest ganz gemächlich. Als er hörte, daß schon alles zur Abfahrt bereit sey, dankte er ihr lächelnd für treulich geleistete Gesellschaft, bath, ihm solche nun auch noch bis zum Wagen zu gönnen, und führte sie so verbindlich, als ob es die erste Hofdame sey, am Arme die Treppe hinunter. An der Hausthür blieb er stehen, und fragte nach dem Dienstmädchen, das er gestern hier gesehen habe, und daß er

deutlich genug beschrieb. Sie kam zitternd aus einem Winkel hervor. Schon war des Wirths ganzer Verdacht auf sie gefallen; schon hatte er ihr, wie sie späterhin erzählte, mit schrecklichen Flüchen ihren Lohn auszuzahlen versprochen, so bald der Fremde nur weg seyn werde. Als To—ben sie jetzt beym Tageslichte und genauer besah, fand er eine recht feine, schlanke Dirne in ihr. Er warf ihr eine volle Börse zu. „Nimm das," sprach er, „und willst du hier bleiben, so kaufe dir einen Mann damit! Traust du aber dem Hausfrieden nicht, so setze dich mit auf! Ich verantworte dein Durchgehen, und schwöre dir, dich lebenslänglich zu versorgen!" — Mit einem Sprunge war das Mädchen im Wagen. Wie sie ging und stand, zum Mitfahren bereit, ließ sie gern alle ihre Habseligkeiten, deren freylich nicht viel seyn mochten, dahinten. Der Graf beurlaubte sich nochmahls von seiner schönen Wirthinn; ersuchte sie, ja die Gevatterschaft nicht zu vergessen; bath um einen Kuß zum Abschiede, und — die Reise ging dann weiter fort.

Von seinem Bedienten, der in der Gaststube geschlafen, erfuhr er nachher, daß um Mitternacht drey baumstarke Männer leise zur Hausthür hinein gekommen, mit dem Wirthe in eine besondere Kammer gegangen, dann aber nach ziemlich langem Gespräche wieder fortgeschlichen wären. Das Mädchen, das schon fast ein Jahr im Hause sich befand, erzählte, daß während dieser Zeit zwey Fremde, die allda eingekehrt, am Morgen verschwunden gewesen wären, sie wisse nicht, wohin. — In der nächsten Stadt zeigte der Graf den ganzen Verlauf der Obrigkeit an. Es wur-

den sogleich Soldaten hinaus geschickt; sie fanden aber weder Wirth noch Wirthinn; oder wollten sie nicht finden. — In eben dieser Stadt kaufte To — ben seiner Retterinn anständigere Kleider. Sie blieb seine Begleiterinn, vielleicht noch etwas mehr, bis Petersburg. Auch dort lebte sie verschiedene Jahre bey ihm. Endlich, als ihn der siebenjährige Krieg in's Feld rief, verheirathete er sie anständig, und mit einer reichlichen Aussteuer.

Die Ausforderung.

Eine wahre Begebenheit.

Auf einem Kaffehhause zu B**n spielten zwey junge Officiere zusammen Billard, und einer davon hatte gerade heute, wie man zu sagen pflegt, — seinen unglücklichen Tag. Sonst dieses Zeitvertreibs vollkommen kundig, seinem Gegner vollkommen gewachsen, verlor er noch dieses Mahl ein Spiel nach dem andern; stand immer im Anfange vortrefflich, und verlief oder versprengte sich gegen das Ende. Wenigstens acht bis neun Mahl schon hatte er: quitt oder doppelt! gesagt. Stets hatte sein Gegner dieß gehalten und — gewonnen. Zu welcher ungeheuern Menge von Strichen auf der Tafel dieß führte, läßt sich denken.

Gelassenheit mochte nie die Lieblingstugend unsers Lieutenants seyn; wenigstens brachte er sie heute nicht in Ausübung. Er schmähte, fluchte, tobte — jetzt auf den Burschen, der nicht laut genug zählte; jetzt auf die Lichter, die nicht hell genug brannten; jetzt auf den Queue, der nicht scharf genug abstieß. Alles das half ihm freylich nichts; aber er kühlte doch sein Müthchen daran ab, und brachte sich zugleich um

den letzten elenden, unsichern Trost im Spielverlust — um das Mitleid der Zuschauer.

Unweit des Billards, in einer Ecke des Zimmers saß an einem kleinen Tischchen der Hauptmann W*, Officier bey einem ganz andern Regimente, und trank ein Glas Limonade. Es war ein Mann von mittleren Jahren, von ernstem, doch zutraulichem Gesichte. Er hatte noch kein Wort mit den übrigen Anwesenden gesprochen; sondern schien ganz seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Selbst auf's Spiel warf er nur selten einen gleichgültigen Blick. In seinem ganzen Leben war er, wie man nachher erfuhr, jetzt zum zweyten Mahle auf diesem Kaffehhause; doch kannten ihn Einige von der Gesellschaft dem Ansehen und Nahmen nach. In freundschaftlichen Verhältnissen stand keiner mit ihm.

Jetzt hatte jener jüngere Officier abermahls ein Spiel, das beyderseitig auf eilf stand, durch einen Fehlstoß von der Bande herab verloren, und indem er mit einem echten Regimentsfluche ein Paar Schritte zurückprallte, stieß er an den etwas vorgestreckten Fuß des Fremden. Anstatt, wie es in der Regel gewesen wäre, deßhalb um Verzeihung zu bitten, glaubte er, oder stellte sich wenigstens selbst der Beleidigte zu seyn. —„Daß es nicht Sitte wäre, so nahe am Billard zu sitzen oder zu stehen; daß es kein Wunder sey, wenn der Spieler dann gestört werde, und des Zwangs halber fehlstoße!" Dieß und noch Mehreres murrte er halb laut und unwillig her. Um desto gelassener betrug sich der Andere. — „Unglücklichen muß man einigen Unmuth zu gute halten!" — Mit diesen Worten stand er auf, und setzte sich an des Tisches entgegen gesetzte

Seite. Doch eben diese Gelassenheit und dieser an sich so schuldlose Ausruf erhitzten den Spieler noch stärker. Seine Reden wurden immer lauter und beleidigender. Der Hauptmann konnte, als Officier und als Mann von Ehre, sich einer Antwort nicht länger entbrechen. Zwar ermahnte er auch jetzt den Zürnenden bloß mit aller möglichen anständigen Kälte zur Mäßigung seiner Hitze. Doch der Wortwechsel griff bald weiter um sich; und schon bey der dritten oder vierten Rede rückte der junge Brausekopf mit dem Vorschlage heraus: der Herr Hauptmann möchte die Güte haben, entweder gleich jetzt mit ihm in ein Seitengemach zu gehen, oder ihm morgen früh eine Stunde zu bestimmen, wo er sprechbar sey.

Der Ältere schwieg bey diesem Antrage ein Paar Augenblicke stille; und nicht mit verlegener, aber mit einer zweydeutigen, fast lächelnden Miene sagte er endlich: „Nein, beym Kerzenlichte schlage ich mich keinesweges. Das taugt für die Zweykämpfe auf Theatern nur; auf wirkliche Heldenthaten muß die Sonne scheinen. Haben der Herr Lieutenant daher morgen Lust, mich zu besuchen, so werde ich nach eilf Uhr gewiß zu — finden seyn. Früher habe ich Geschäfte. Auch steht es noch ganz bey Ihnen, sich diese Nacht über darauf zu besinnen, daß Sie sich ereiferten, ohne beleidigt worden zu seyn." — Er sagte ihm dann noch sein Quartier, nahm Hut und Stock und ging. Die Empfindungen der Anwesenden bey diesem Vorfalle waren sehr getheilt. Daß der Ausforderer Unrecht habe, darüber gab es freylich nur eine Stimme; doch auch das Betragen des Fremden gefiel nur halb. Er hätte, meinte man, doch rascher zugreifen, und

die Sache sogleich ausfechten sollen. Daß er es seinem Gegner sogar freystellte, sich noch eines Bessern zu besinnen, — pfuy, das war Unrecht! Was wissen denn die Gesetze einer gewissen Ehre vom Besinnen und von Besserung!

Wirklich dachte der Ausforderer auch standesmäßig genug, um von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Pünctlich hatte er sich die Wohnung des Andern gemerkt; minder pünctlich die anberaumte Zeit. Es schien ihm anständiger zu eilen, als zu zögern. Gleich nach neun Uhr trat er daher rasch in des Hauptmanns Zimmer, und traf diesen noch ganz in Nachtkleidern, beym Schreibetische sitzend an. Wenigstens sieben Briefe, schon überschrieben und gesiegelt, lagen um das Schreibezeug herum; am achten war er in vollster Arbeit. Auf die Verwunderung des Eintretenden, ihn noch so unangekleidet zu finden, antwortete er bloß mit Hinhaltung der Uhr und den kurzen Worten: Es ist noch nicht eilf! Alle Anforderung, sich wenigstens jetzt anzuziehen, widerlegt' er mit der trockenen Versicherung: „Unmöglich! dieser Brief muß erst geendet seyn!" Selbst dem Erbiethen seines Gegners, so lange hier zu warten, bis er ausgeschrieben habe, setzt' er ein aufrichtiges: Kommen Sie lieber wieder! entgegen.

Endlich, als der jüngere Offizier immer hitziger in seinem Verlangen und abermahls beleidigend in seinen Ausdrücken ward; als er von Leuten sprach, die bey jeder Kleinigkeit Haus und Hof bestellten, von Männern, die ihr Leben und ihre gesunden Glieder wenigstens gern ein Stündchen noch fristen möchten u. s. w.; da erhob sich zuletzt der Hauptmann lang-

sam vom Sessel, sah erst vor die Thür des Zimmers: ob vielleicht jemand lausche, und sprach dann ganz gelassen:

„Wohlan, junger Kriegskamerade, weil Sie so gar ungestüm mir züsetzen, so sey es Ihnen denn frey heraus gestanden: daß ich allerdings nicht die geringste Lust habe, mich mit Ihnen zu schlagen.

Der jüngere Officier (voll Eifer) Wie, Herr? Wenn Sie ein Officier — wenn Sie nur einiger Maßen ein Mann von Ehre sind —

Der ältere Off. (einfallend) Eben weil ich es bin, und gern auch als ein solcher aus der Welt gehen möchte; weil ich mir ein Gewissen daraus mache, einen Bettlerpfennig, eine schon verrufene Münze, gegen eine nahmhafte Summe zu setzen; weil — (mit geändertem, fast herzlich werdenden Tone) Junger Mann, wenn ich überzeugt wäre, daß Sie schweigen, nur zwey Stunden lang schweigen wollten, so würd' ich Ihnen — wiewohl Sie sich mir zum Feinde gleichsam aufdringen, — ein Geheimniß entdecken, das ich selbst meinen innigsten Freunden verschwieg; das freylich mich am nächsten angeht; das aber doch auch Sie nahe genug betrifft.

Der jüngere Off. (stutzend) Auch mich? Und das wäre?

Der ältere Off. Erst Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen — zwey Stunden lang mein Geheimniß verschweigen wollen, gegen Jedermann und in jeder Rücksicht!

Der jüngere Off. Wenn es nichts gegen Staat und König ist, so will ich es.

Der ältere Off. So wissen Sie denn, diese Pistolen (die er von der Wand nimmt) sind allerdings schon geladen; werden ganz gewiß ihren Mann nicht verfehlen! Doch dieser sollen nicht Sie — auch nicht sonst ein Dritter — sondern ich selbst seyn. — Sie starren mich an? Sie begreifen nicht? Junger Ungestüm! Sie sehen hier einen Menschen vor sich, der schon seit acht Tagen fest entschlossen war, sein Leben zu enden, gerade heute es zu enden. Welche Unfälle, welche verwickelte Lage zu diesem Entschlusse mich drängen, kann ich jetzt erst unmöglich Ihnen erzählen. Aber genug, es ist ein Vorsatz, nicht etwa seit diesem Morgen gefaßt! — Daher lächelte ich gestern bei Ihrer Ausfoderung auf heute! daher sagt' ich, daß Sie nach eilf Uhr mich finden, — blos finden würden! daher verbath ich mir früher Ihren Besuch! Denn nur eine Stunde später durften Sie kommen, und Sie trafen mich nicht mehr lebend an.

Der jüngere Off. (nach einer kleinen verlegenheitsvollen Pause plötzlich in ein bitteres Lachen ausbrechend) Ha, vortrefflich! Ein Mährchen, das Ihnen ein Anderer, als ich, glauben mag!

Der ält. Off. (sehr kalt) Und warum Mährchen? Was finden Sie Unglaubliches daran? Bin ich der erste Sterbliche, der, vom Unglück verfolgt, es wagen will, die Bürde des Lebens abzuschütteln? Oder halten Sie mich für einen so feigen und zugleich so einfältigen Tropf, daß ich Sie nur durch eine Unwahrheit entfernen möchte, die zwey Stunden später — doch nicht mehr hülfe?

Der jüng. Off. Nun, um so besser für Sie! Wenn Sie wirklich des Lebens so müde sind, warum

zaudern Sie noch, sich anzuziehen und mit mir zu gehen? Kommen Sie!

Der ält. Off. Nein, hitziger Jüngling, nein! Das hieße Ihr Leben stehlen, wenn ich in jetziger Fassung mit Ihnen mich schlüge, und siegte! — Mein eigenes Blut hoff' ich vor jenem Richterstuhle — sitz' auf ihm auch, wer da wolle! — zu verantworten; aber ein fremdes möcht' ich gerade jetzt am wenigsten auf mich nehmen. — Was könnt' es auch Ihnen gegenseitig nützen, einen Menschen zu tödten, der in wenigen Augenblicken sich selbst umgebracht haben würde; der Sie jetzt nun zur Flucht, zur Verantwortung, vielleicht zum Verluste Ihres Postens, und auf jeden Fall zur Erduldung mancher Verdrießlichkeiten drängte? Dieß ist der Erfolg von der Überlegung meiner letzten Nacht! Mich heute freywillig an Ihren Degen zu spiessen, kam mir auch in ihr mehr als ein Mahl in den Sinn. Doch nicht gerechnet, daß dieser Weg mir immer noch zu unsicher däuchte, so mag ich auch meine Ruhe nicht mit fremder Unruhe mir eintauschen. — Gehen Sie, mein Herr! Nur eine Stunde noch lassen Sie mich allein! Nur jenen Brief möcht' ich gern noch enden. Kommen Sie dann wieder, und finden Sie mich noch am Leben, dann behandeln Sie mich als die feigste Memme, dem nicht dieser Rock, dieser Degen — ja überhaupt nicht ein Mannskleid gebührt."

Es war so viel Wahrheit in diesen Worten, so viel Wärme im Tone derselben, daß selbst der bisher trotzige, ungläubige Ausforderer sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte. Bestürzt und unentschlossen stand er einige Secunden lang.

„Herr!" rief er endlich, „wenn Sie doch vielleicht im Ernste sprächen, im Ernste sich das vorgenommen hätten, so wäre es ja meine Pflicht, auch dieses Vorhaben zu hindern; so werde ich auf jeden Fall —

Der ältere Off. (mit halb freundlichem, halb mitleidigem Lächeln). Doch nicht etwa Menschen rufen, denen Sie dieß wieder erzählen? die mich bewachen sollen? — Ich habe Ihr Ehrenwort auf ein zweystündiges Schweigen, und darauf stütze ich mich. — Noch mehr, wer und wo ist der Mensch, der einen andern Menschen zu sterben hindern kann? Auch wäre es seltsam genug, wenn Sie, gerade Sie, denjenigen zum längeren Leben nöthigten, den Sie vor zwey Minuten noch zum Zweykampfe zwingen wollten! — Nein, mein Entschluß ist unwiderruflich! Die Mittagsstunde ist für mich nicht mehr da. Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr! Mein Blut soll in keinem Verstande des Worts auf Ihnen lasten. Wenn sie erfahren werden, was in jenen Briefen steht, und was gewiß für Sie kein Geheimniß bleibt, dann werden Sie meinen Schritt als sehr verzeihlich betrachten. —

Er hatte bey diesen Worten des Lieutenants linke Hand ergriffen. Er führte ihn — nicht auf eine beleidigende, sondern gleichsam vertrauliche Art gegen die Thür seines Zimmers: und jener ging, wie im Traume mit. Doch als sein Führer nun das Schloß aufdrücken wollte, da riß er sich noch einmahl plötzlich von ihm los, wandte sich um, und rief:

„Element, Herr Hauptmann! Ich glaube beynahe nun, daß dieß alles Wahrheit ist; und dann — bey Gott! — dann haben Sie edelmüthig gehandelt,

daß Sie mich ungestümen Polterer nicht anlaufen ließen, oder mich nicht gar zum Spaße in jene Welt mitnahmen. Wenn Ihr Entschluß, wie mir scheint, aus Geldverlegenheit entspringt — wenn sich der noch abhelfen ließe, — hier in dieser Börse sind achtzig Friedrichsd'or, und zu hunderten hätte ich noch bis auf den nächsten Monath Credit; nehmen Sie sie hin! Schalten Sie nach Belieben damit! Das verdammte Spiel von gestern machte zwar eine gewaltige Lücke in meine Barschaft; aber ich würde mich herzlich über diesen Verlust erfreuen, wenn er mir die Gelegenheit verschaffte, das Leben eines Biedermannes zu erhalten."

In des Hauptmanns bisher trockenem Auge glänzte jetzt schnell eine Thrane. Er fiel seinem vorigen Gegner um den Hals, und rief: „So irrte ich mich doch also nicht in dir, als ich vermuthete, es müsse hier unter rauher wilder Schale ein süßer, edler Kern verborgen liegen; müsse nur auf Zeit und Gelegenheit warten, um hervorzubrechen! Aber behalte deine Börse, lieber junger Freund! Diese Willfährigkeit ist zwar meine letzte Freude hiernieden, doch sie rettet mich nicht. Tief — tief in die Tausende hinein ist meine Sache schlimm!

Der jüngere Off. Viel! Aber auch diese sind wohl noch zu tilgen! Wenn nicht jetzt, doch künftig! Nur nicht zaghaft, nur nicht allzu rasch, lieber Hauptmann! Ich will mir Mühe geben, will in meinem Nahmen bey meinen Bekannten nachfragen; will borgen, bitten sogar! Ich habe einen Onkel —

Der ältere Off. Allzu viel! allzu viel! Aber für mich ist keine Rettung! — Schulden stößt man

ab, doch ein verlorner guter Nahme ist unwiederbringlich. Regimentsgelder, die ich angriff — Vorgesetzte, die schon argwohnen, bald alles wissen werden — Jüngling, mache mir meinen Abschied durch deine Vorstellungen nicht noch schwerer! Ich war schon so ganz gefaßt; jetzt — Geh, geh! Komm in einer Stunde wieder! Lebe ich dann noch, so stehe ich dir zu Dienste, für deine Gutthaten oder deinen Degen, wie du willst. Aber komme gewiß wieder! denn es ist wohl möglich, daß du unter meinen Papieren auch für dich noch ein Vermächtniß findest. —

Er öffnete bey diesen Worten selbst die Thür seines Gemachs, schob leise, doch ernstlich, seinen Besuch hinaus, und drückte sofort das Schloß ab. In einem Taumel von Betäubung wankte der Lieutenant hinweg. Noch wußte er selbst nicht, was er zu thun oder zu lassen habe? Sein Ehrenwort verband ihn zum Schweigen; sein inneres Gefühl hätte ihn lieber zum Lautrufen aufgefordert, und gewiß hätte er diesem Letztern gefolgt, wäre nur eine Möglichkeit zur Hülfe ihm sichtbar gewesen. Er wankte auf einem nicht weit entlegenen Spaziergange eine reichliche Stunde auf und ab, ohne jedoch zu sehen und zu hören, was um ihn vorging. Jetzt schlug es eilf Uhr; sein Rausch verschwand, und er flog nach dem bewußten Hause.

Noch that er es mit einem kleinen Reste von Hoffnung. Doch auch dieser verschwand, als er ein Getümmel von Menschen vor dem Hause, ein noch größeres in demselben erblickte. Er drängte sich durch. Was er besorgte, war geschehen. Im Zimmer des Hauptmanns hatte man vor Kurzem einen Schuß fallen gehört. Verschiedene von den Hausgenossen waren

herbey geeilt, hatten die Thür zu öffnen versucht, und zuletzt sie gesprengt. Der Hauptmann lag todt auf dem Boden, herunter gesunken vom Sessel; durch den Mund hatte er das Pistol abgedrückt; vom Leben war keine Spur mehr in ihm. Alles klagte um ihn. Alles bedauerte diesen guten Herrn. „In den zehn Jahren, die er hier wohne, habe er nie auch nur ein Kind beleidigt!" Dieses war das einstimmige Lob von jeder Seite her. Jene acht oder neun Briefe fand man auf dem Schreibtische. Sie waren an Verwandte, Freunde, seinen General und Obersten gerichtet. Ein kleines Billet war auch noch für unsern Lieutenant bestimmt. Er erbrach es mit Zittern und Thränen. Es lautete also:

„Sie werden, mein Lieber, bey Lesung dieses Briefes nun finden: ich hatte Ihnen kein Mährchen erzählt! — Empfangen Sie meinen Dank, daß Sie die letzte Bitte eines — fast möchte ich sagen, schon Sterbenden nicht unerfüllt ließen; und achten Sie auch, ich beschwöre Sie, auf dessen letzte Warnung nicht minder! Schulden, wie Sie wissen, bringen mich zu dem Entschlusse, den Sie umsonst bekämpften. Leidenschaftliches Spiel in jüngern Jahren war der erste Schritt zu diesen Schulden. Ich trat in einen Wirbel, und versank. Auch Sie spielen, und spielen nur allzu warm. Dieß beweiset Ihr gestriger Abend und seine Folgen. Wie so bald wurden Sie ungerecht gegen mich, gegen Andere, gegen sich selbst! Junger, braver Mann, wachen Sie künftig über sich selbst, damit Sie nicht auch einst, wie ich, oder dem ähnlich enden!"

Es waren Worte, die nicht auf die Erde fielen! Mit tiefer, dauernder Rührung ging der junge Mann

in sich, gelobte Besserung und hielt sie. Nie sah man ihn wieder bey einem Spiele, wodurch sich das Blut erhitzt. Höchstens unter Freunden gab er den Ansprüchen der Gesellschaft nach, und that es auch dann nur unter Beschränkungen, die leidenschaftliche Theilnahme unmöglich machen. Über sein ganzes Leben, zumahl über seine jugendliche Wärme, wachte er von nun an mit Sorgfalt.

Tamerlan und der Reißbrey.

Tamerlan, jener berühmte Überwinder des türkischen Sultan Bajazet, ein Fürst, der am Ende seines Lebens über zwey Drittheile Asiens, — mithin über weit mehrere Länder, als je der große Alexander und Cäsar Octavius sich unterworfen hatten — seinen eisernen Zepter erstreckte, dieser Tamerlan, der eigentlich Timurleng genannt werden sollte, fing nur sehr klein an.

Entsprossen aus dem Blute des mächtigen Dschengis-Khan, (auch eines Monarchen, der unter den Verheerern des Menschengeschlechts, und unter den Geißeln in Schicksals Händen hoch oben an steht) begnügte er sich in seiner Jugend, Schwärme von Hirten und Straßenräubern um sich herum zu sammeln, und aus ihnen eine kleine Horde zu bilden, deren Oberhaupt er vorstellte. Nach und nach mehrte sich diese Mannschaft beträchtlich; verschiedene Streifzüge, die größten Theils glücklich abliefen, wurden mit ihr unternommen; aus dem Abenteurer formte sich allmählig ein kleiner Fürst; und dieser kleine Fürst hatte gewaltige Begierde, bald ein noch größerer zu werden. Ein nachbarlicher, auch nur noch ein sehr mäßiges Gebieth beherrschender Prinz sollte den ersten Gegenstand dieser aufkeimenden Ver-

größerungssucht abgeben. Tamerlan zog gegen ihn zu Felde, und zwar war sein Zug sogleich auf die Hauptstadt und Hauptfestung gerichtet, die in der Mitte von Muhameds Besitzungen lag.

Der Angegriffene staunte über die Kühnheit seines Feindes; aber er sah auch zugleich, daß Tamerlan nur Muth und Ehrgeitz, doch noch nicht Kriegskenntniß besitze. Es ließ ihn daher mit anscheinender Furcht wirklich bis vor diese Hauptstadt dringen; doch dann griff er ihn unvermuthet an, und — schlug ihn gänzlich. Tamerlans flüchtige Scharen, da sie sich allzutief in Feindes Land ohne Rückhalt und Zufluchtsort gewagt hatten, erlagen größten Theils unter dem Schwerte ihres Verfolgers. Nur Weinige enige entkamen; unter denselben befand sich zwar Tamerlan selbst; aber er war nun so hülflos, so bedürftig geworden, daß er im eigenen Vaterlande als ein Flüchtling herumirren und zuweilen sogar um Brod betteln mußte, nur um sein Leben zu fristen.

Einst kam er gegen Abend, in diesem kläglichen Zustande, zu einem kleinen Dörfchen, sah an einer Hütten-Thür ein altes gutherzig scheinendes Mütterchen stehen, und sprach sie um etwas Speise und um ein Nachtlager an. Die Alte blickte ihm ein Paar Secunden unentschlossen in das Gesicht; dann erlaubte sie ihm doch einzutreten, und setzte ihm eine Schüssel mit gekochtem Reiße vor, den sie vor Kurzem erst vom Feuer weggenommen hatte. Der hungerige Tamerlan fuhr sogleich in die Mitte dieser Schüssel, nahm einen aufgehäuften Löffel Reiß und — verbrannte sich gewaltig den Mund. Gern hätte er es zwar verborgen,

doch schon hatte es seine Wirthinn gesehen; lachte laut auf, und rief:

„Fürwahr, Tamerlan, du bleibst dir gleich, im Essen wie im Kriege! Immer wagst du dich sogleich in die Mitte; da doch in beyden Fällen, wer weislich handeln will, vom Rande her anfangen sollte. Hier in der Suppenschale würdest du dann die Speise ausgekühlter gefunden, und dort im Feindes Lande dich nach und nach festgesetzt haben."

Eine dunkle Schamröthe färbte Tamerlans Wangen, als er sich so erkannt und verspottet zugleich sah; doch that er, was Leute seines Schlages sonst äußerst selten zu thun pflegen; er schwieg und — folgte. Nicht nur, daß er jetzt seinen übrigen Reiß der Vorschrift des Mütterchens gemäß verzehrte; sondern, als auch bald darauf seine Glücks-Sonne wieder zu scheinen begann; als von seinen zerstreuten Kriegern sich abermahls einige um ihn her sammelten, und diesen bald mehrere neue Ankömmlinge folgten; als er dann in Kurzem sein Heil mit den Waffen abermahls versuchte, und nun von Siegen zu Siegen, von Eroberung zu Eroberung fortschritt; da blieb ihm immer jene erhaltene Regel gegenwärtig, und — er befand sich wohl dabey.

Ob es nicht manchen Feldherrn neuerer Zeiten, die immer nur auf die Hauptstadt ihrer Gegner zudrangen, die oft schon bekannt machen ließen, wann sie dort einzutreffen gedächten, heilsam gewesen seyn dürfte, mit einer solchen Schale Reiß und mit einer solchen Warnung beschenkt zu werden?

Die wohlbewirtheten Fakire,

eine wahre indianische Anecdote.

Aureng=Zeb, ein Sohn des Indostanischen Monarchen, Schach Jehan, war von seinem Vater zum Statthalter von Dekan ernannt worden. Dem Anscheine nach konnte dieß für einen Beweis von väterlichem Wohlwollen und Zutrauen gelten; doch im Grunde war es eine Folge von Unzufriedenheit und Argwohn. Schach Jehan nähmlich sah in seinen vier schon erwachsenen Söhnen eben so viele Feinde, denen er zu lange lebte; sah in ihnen eben so viel unruhige Köpfe, die unter sich selbst zwiespältig nur auf Gelegenheit lauerten, um Einer den Andern aus dem Wege zu räumen. Um dieß zu verhindern, um nicht den traurigen Anblick zu haben, daß die Brüder unter seinen Augen sich erwürgten, und Delhy, seine Hauptstadt, ein Schauplatz der Empörung werde, beschloß er drey von ihnen in entfernte Provinzen zu senden; Sultan Suiah kam nach Bengalen, Morad Bax nach Guzurate, Aureng-Zeb (wie schon erwähnt worden) nach Dekan. Blos Darah, der Älteste, blieb am Hofe des Vaters.

Ein schlimmes Mittel war diese Theilung! geschickter, das Übel zu vergrößern als zu vermindern! Die ehrgeitzigen Prinzen legten auch fern vom väterlichen Hofe den Wunsch nicht ab, dereinst auf Indostans Thron sich zu schwingen. Ihr erstes Bemühen war, sich aus Statthaltern zu Gebiethern der ihnen anvertrauten Länder zu machen, dann ein Heer zu sammeln, und auf Delhy selbst loszugehen. Eine lange Unpäßlichkeit ihres Vaters, von welchem man sogar aussprengte: daß er schon gestorben sey, und Darah bloß seinen Tod verheimliche, gab ihnen den gewünschtesten Vorwand. Im Grunde hatten sie sämmtlich Einen Plan; doch die Art, wie sie sich dabey betrugen, war sehr verschieden.

Sultan Suiah und Morad Bax warben öffentlich ihre Kriegsvölker. Beyde waren tapfer, rasch, unverdrossen, von edlem Körperbau, voll eingestandener Ansprüche auf Herrschaft und Größe. Nur liebte der Erstere ein wenig zu sehr das Vergnügen, und der Zweyte, jeder Hinterlist, jeder Verstellung unkundig, war leicht zu betrügen, obschon dreist in seinen Entschlüssen, und muthig in deren Ausführung. Aureng-Zeb hingegen barg unter einem höchst einfachen Äußern einen vielfachen Geist. Sein hageres bleiches Gesicht schien alle Freuden der Welt zu verachten. Nur wenig sprach er; und auch dieß Wenige handelte selten von Staatsgeschäften, wohl aber desto öfter von Deutung dieser oder jener Stelle im Koran, von Nichtigkeit menschlicher Größe, vom Glück eines stillen, abgezogenen Lebens, und von hundert andern Dingen, die mehr für einen Geistlichen, als für einen Regenten sich schickten. Ja! in seiner Kleidung äußerst einfach, in seiner

Kost mit Reiß und Gartenfrüchten zufrieden, vom Fleisch fast immer, von Wein sich stets enthaltend, ging er so weit, daß er oft hoch betheuerte: sein höchster Wunsch sey, ein Mönch zu werden, und eine Reise nach Mahomeds Grabe anzutreten, wo er dann den kurzen Rest seiner noch übrigen Lebenszeit in Gebeth hinbringen wolle. Auch jetzt, als er sich zum Kriege anschickte, that er es mit nichten für sich selbst, — ihm eckelte ja vor einer Krone! — sondern theils um seinen Vater von der Gewalt zu befreyen, die sein ältester Sohn Darah über ihn ausübe; theils die künftige Herrschaft seinem Bruder Morad Bax zu erwerben, den er für den würdigsten zum Thron erklärte. — Klüglich verdoppelte er dadurch seine Macht. Daß nach erfochtenem Siege er den Verdachtlosen überlisten werde, hoffte er sicherlich.

Aber noch fehlte es ihm zum Kriegführen an einem sehr wichtigen, ja gewisser Maßen an dem unentbehrlichsten Bundesgenossen, an — Gelde. Die Schatzkammer von Dekan war leer; ihr durch Erpressungen aufhelfen, wollte er nicht, denn es lag ihm allzuviel an der Liebe des Volkes. Er fiel daher auf ein Mittel, das vielleicht einzig in der Geschichte ist. Ganz Indostan, vorzüglich aber die Provinz Dekan wimmelte damahls von einer Menge sogenannter Fakirs, einer Art von Mahomedanischen Bettel-Mönchen, die das Land durchstrichen, beym gemeinen Mann im Geruch der Heiligkeit standen, und von Allmosen lebten. Daß diese Menschen nur allzuoft das Mark des Landvolkes aussaugten, daß sie unter ihrem dürftig scheinenden, oft halb zerrissenen Gewand größten Theils wichtige, bald ersparte, bald — sonst erworbene Geldsummen

bey sich führten, war Aureng-Zeben wohl bewußt. Immer aber hatte er sich selbst für einen mächtigen Gönner dieser heiligen Menschen ausgegeben; hatte sehr oft einige an seinen Hof berufen; hatte mit ihnen halbe Nächte unter stäten Bußübungen zugebracht; ja, es ging sogar das Gerücht umher, daß er sich selbst unter ihren Orden habe aufnehmen lassen. Um so weniger fiel es daher auf, als er jetzt durch öffentlichen Ausruf alle diese Fakire zu einem großen Mahle, das er ihnen zu geben gedenke, und wodurch er sich ihre Vorbitte zu erwerben wünsche, an einen bestimmten Tag einlud. Von allen Winkeln Dekans und der umliegenden Länder strömten die Fakire herbey. Eine Schar von mehreren Tausenden kam zusammen; ihr Versammlungsort war ein großes offenes Feld. Hier sagte Aureng-Zeb, wolle er selbst mit ihnen Reiß und Salz essen; und eine prächtige Mahlzeit ward ihnen zubereitet.

Jetzt war diese vorbey; aber Aureng-Zebs Milde begnügte sich nicht damit. Er wollte, gab er vor, seinen Freunden auch ein etwas dauernders Andenken hinterlassen; und plötzlich erschien eine Menge von Sclaven mit — ganz neuen Kleidern für die Fakire. Diese sollten sie anziehen, und ihre bisherigen alten Kittel ablegen. Ein großes Erstaunen ergriff bey diesem angebothenen Geschenke, oder bey diesem Tausche vielmehr, die ehrwürdige Versammlung. Die heiligen Männer versicherten fast durchgängig hoch und theuer: diese fürstliche Huld könnten sie nicht annehmen; ihre Demuth, ihre Bescheidenheit vertrüge sich weit besser mit ihren alten zerrissenen Kleidern, diesen sprechenden Zeugen ihrer Armuth, als mit jenen neuen, viel zu

schönen Gewändern. Aber es half alles nichts. Der großmüthige Aureng-Zeb bestand nun einmahl darauf, seine Freunde zu beschenken. Der rings herum versammelte große Volkshaufe half — doch wahrscheinlich aus weit reinerer Absicht — bitten und in sie dringen. Sie mußten endlich nachgeben. Die Wehmuth, mit welchen sie sich von ihren Lappen trennten, und die nur wenige von den Zuschauern gehörig zu deuten wußten, der gezwungene Dank, den sie stammelten, das laute Zujauchzen der Menge, Aureng-Zebs milde Miene bey allem diesem, machten gewiß ein schönes Bild von außen. Aber welchen himmelweiten Abstand würde derjenige erblickt haben, der ihnen allen in das Herz zu sehen vermocht hätte!

Alle alten Lumpen wurden auf einen Scheiterhaufen im Schloßhof geworfen, und verbrannt; vertraute Männer bewachten die heilige Asche. In der Nacht ließ Aureng-Zeb durch noch vertrautere darin nachsuchen; und die Klumpen von geschmolzenem Gold und Silber waren so zahlreich und so ansehnlich, daß sie dem milden Geber die ausgiebigste Beysteuer zu seinem nachherigen Kriege waren, durch welchen er sich endlich zum Beherrscher von ganz Indostan machte.

Der Tambour *).

Nur wenige Wochen über das neunzehnte Jahr hinaus war Wilhelm von Heimburg, als er in Kriegsdienste trat. Er hatte sich Anfangs den Wissenschaften widmen wollen; doch sein Oheim, ein schon ziemlich bejahrter k. k. Oberster, hatte ihm den Heldenruhm so schön und leicht geschildert; hatte ihm so oft für seine Beförderung zu sorgen versprochen, daß er endlich die Feder wegwarf, und den Degen wählte. Seine Ältern waren es gern zufrieden, denn sie hatten noch drey ältere Söhne.

Der siebenjährige Krieg nahte sich allmählig seinem Ende. Die Schlacht bey Freyberg, die letzte, und gewisser Maßen auch die unnöthigste in der ganzen langen Fehde, war das erste und einzige Treffen, dem unser junge Krieger bald nach seiner Ankunft zum

*) Ganz ohne Einwebung des kleinsten erdichteten Zuges, nur mit Veränderung der Nahmen, der Hauptperson eigenen Worten nacherzählt.

Heere beywohnte. Sein Regiment kam ziemlich tief in's Feuer; doch hatte er das Glück, daß die Kugeln bey ihm vorbey flogen.

Gleich nach dieser Schlacht erhielt er, als jüngster Fähnrich Befehl, einige Wagen mit Verwundeten unter Bedeckung nach Ch** zu führen. Es waren fast lauter Schwerverwundete, und einen derselben kannte Heimburg schon genauer; denn er hatte bisher als Unterofficier mit ihm bey der nähmlichen Compagnie gedient; ein noch junger, bildschöner Mann, gewachsen wie eine Tanne, und seines guten Betragens halber bey allen Officieren wohl gelitten. Eine Flintenkugel war ihm auf der linken Brust durch und durch gegangen. Der Wundarzt, als er ihn in Heimburgs Gegenwart zum ersten Mahle verband, zuckte kopfschüttelnd die Achsel, und erklärte: „Bey Gott wäre zwar noch Hülfe, doch hier bey Menschen wenig oder gar keine Hoffnung. Die Lunge sey stark verletzt, und morgen um diese Zeit wahrscheinlich alles schon — überstanden." Der Verwundete seufzte tief, als er diesen Ausspruch vernahm, doch faßte er sich gleich wieder, wandte das Haupt mühsam nach seinem Officier hin, und sagte:

„Glauben Sie nicht etwa, Herr Fähnrich, daß ich, wie eine Memme, bloß vor dem Tode mich scheue. Wäre Feigherzigkeit mein Erbübel, so hätte ich ganz vom Soldatenstande wegbleiben können, zu dem ich freywillig mich begab. Auch kommt mir jener Knochenmann nicht jetzt zum ersten Mahle nahe. In der Schlacht bey Hochkirchen traf mich ein Schuß in den Unterleib; der Wundarzt sprach mir geradezu das Leben ab, und ich antwortete ihm lächelnd: Meinetwegen! Doch

damahls war ich noch weder Ehemann noch Vater. Jetzt sehen Sie dorthin, und gestehen Sie mir: daß so ein Umstand den Abschied aus der Welt ein wenig schwer machen kann!"

Er zeigte bey diesen Worten auf ein junges, ziemlich hübsches Weib, das unfern von seinem Lager auf einer Bank saß, und keiner Sylbe mächtig, in Thränen fast zerfloß. Ein Knabe von sechzehn bis siebenzehn Monathen kroch zu ihren Füßen auf dem Boden herum, und spielte mit sich selbst; ein zweytes Kind, kaum sechs Wochen alt, schlief an ihrem Busen, und fühlte nichts von dem bittern Schmerze, womit die Mutter es anstarrte. Schon dieser Anblick war rührend genug; doch als vollends die Frau jetzt plötzlich aus ihrer Betäubung zu erwachen schien, als sie zu dem Wundarzte, der schon von ihrem Manne zu einem andern Hülfsbedürftigen sich wenden wollte, hinflog, zu seinen Füßen sich niederwarf, seine Kniee umarmte, und ihn, so inbrünstig, als ob er ein Schutzheiliger wäre, beschwur; nur ja noch ihren Gatten ihr zu erhalten; da erschütterte Heimburg ein solches Schauspiel im Innersten seiner Seele. Auch er nahte sich jetzt dem Chyrurgus; auch er half dem armen Weibe bitten, und versprach funfzehn Ducaten — das heißt mit andern Worten, alles was er in seiner Börse hatte! — gern hinzugeben, wenn hier noch Hülfe zu schaffen wäre. Der Wundarzt, bey seiner vieljährigen Erfahrung in Spitälern, an Auftritte dieser Art schon gewöhnter, blieb bey seiner Gelassenheit. Nachdem er sich von der Bittenden mühsam los gemacht, stieß er auch sanft, doch ernst, die ihm dargebothene Börse mit den Worten zurück: „Ich nähme sie gern; aber

es wäre sündlich, mit Hoffnung zu schmeicheln, wo keine mehr ist. Wenn ich Lungen ergänzen könnte — wahrlich, dann wollte ich nicht erst im Felde mich quälen; dann wollte ich manchem Reichsfürsten sein Fürstenthum feil machen!"

Er entfernte sich hier, und so sehr Heimburgen im ersten Augenblicke diese Kaltblütigkeit verdroß, so sehr fühlte er doch auch in der zweyten Minute schon, daß der Mann Recht habe. Er suchte daher bloß die junge Frau und den Verwundeten zu trösten, so gut er konnte. Bey der Erstern verfing nichts; bey dem Letztern hingegen, der ohnedieß gelassen genug sein Schicksal trug, brachte das Versprechen: „daß Heimburg sich seiner Kinder annehmen, daß er sie wenigstens vor Mangel und Nothdurft schützen wolle; — ein heiteres zufriedenes Lächeln hervor. Jede Spur des Schmerzens, jedes Vorgefühl des sich schon nahenden Todes verschwand aus den Gesichtszügen des Leidenden. Er drückte und küßte die Hand seines Officiers; er dankte ihm wohl tausendfältig für diese gütige Zusage; er ermahnte seine Gattinn, nun auch ihre Thränen, wenn nicht ganz zu trocknen, doch zu mindern; und er behielt bis zur Minute seines Todes — der gegen Mitternacht erfolgte — eine Gelassenheit bey, die selbst der Geistliche, der ihm Trost zuzusprechen kam, und diese Mühe ganz unnöthig fand, für musterhaft erklärte.

Erst am andern Morgen sah Heimburg ein, wie viel er eigentlich übernommen habe. Ihm lag nun ob, für zwey Kinder und auch gewisser Maßen für die Mutter selbst zu sorgen. Dieß war keine ganz leichte Pflicht für einen jungen Fähnrich, der vom Hause her nur einen sehr mäßigen Zuschuß erhielt, und solchen, seinem

Alter, seinem Stande und Umgange nach, zu ganz andern Endzwecken, als zu guten Werken anzulegen pflegte. Doch war er fest entschlossen, Wort zu halten. Für alle drey hülfsbedürftige Wesen setzte er ein wöchentliches Nahrungsgeld aus. Es war freylich nicht groß, doch genügend; und bald nachher minderten Zufälligkeiten diesen Aufwand. Das jüngste jener beyden Kinder starb sechs Wochen nach des Vaters Tode; und die Witwe, die Anfangs so untröstlich geschienen hatte, machte es doch nach Weiberweise; das heißt: sie ergab sich bald gelassen in den göttlichen Rathschluß, und heirathete im fünften Monathe wieder.

Bloß der älteste Sohn blieb daher noch der Unterstützung bedürftig, und Heimburg that für ihn alles, was sich thun ließ. Denn nicht nur, daß er dessen Stiefvater und dessen eigener Mutter Kostgeld und Kleidung für ihn einige Jahre bezahlte, sondern, als der Knabe sieben oder acht Jahre alt seyn mochte, als Heimburg spürte, daß der kleine Anton (so hieß er) Trotz des Kostgeldes im mütterlichen Hause es nicht ganz gut habe, und die Stiefgeschwister, die sich indessen eingefunden, ihm oft vorgezogen würden, nahm er ihn dort ganz weg, und gab ihn zu zwey ältlichen kinderlosen Leuten in Erziehung, wo er sich oft mit eigenen Augen überzeugte, daß er wohl aufgehoben sey. Seine Absicht war, ihn im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre zu einem Künstler oder anständigen Handwerker in die Lehre zu bringen. Dem gemäß war auch die Unterweisung eingerichtet, die er in der Schule ihm ertheilen ließ; Lesen, Schreiben, Rechnen, alle Anfangsgründe gemeinnütziger Kenntnisse wurden ihm beygebracht. Heimburg that in diesem Puncte unend-

lich mehr an seinem Zöglinge, als mancher steinreiche adelige Wollüstling an den Sprößlingen seiner verbothenen Liebe; — that sogar mehr, als ihm der Knabe selbst verdankte!

Denn sonderbar! wiewohl Anton wirklich ein herzensguter Bursch war, wiewohl er alles lernte, was man ihm aufgab — eigentliche Lust und Liebe zeigte er doch zu keinem einzigen Geschäfte; der Soldat steckte ihm gleichsam von Jugend auf schon im Blute. Mit Pallasch und Patrontaschen spielte er, sobald er nur einen Augenblick frey bekam; Exercieren lernte er vom Zusehen. Umsonst ließ Heimburg, der seines Standes längst satt war, manches abrathende Wort fallen; umsonst versicherte ihm sein Erzieher bald freundlich, bald ernst: daß kein Brot saurer, knapper und unsicherer sey, als das Brot des Krieges; Anton blieb doch immer dabey, er wolle werden, was sein Vater gewesen sey. — Endlich, als er des Lärmens allzu viel machte, ward Heimburg, der es indessen bis zum Hauptmanne hinauf gebracht hatte, ungeduldig, und ließ ihn im funfzehnten Jahre bey seiner Compagnie als — Trommelschläger eintreten.

Wohl möglich, daß Manchem dieses Verfahren seltsam vorkam! Warum gerade als Trommelschläger? konnte man fragen. Doch nicht gerechnet, daß wirklich damahls der Bursch noch sehr klein war, so suchte auch Heimburg absichtlich, ihm diesen Stand zu verleiden. — „Wenn ihm," dachte er bey sich selbst, „das Trommeln mißfällt, so gibt er vielleicht gute Worte, um wieder los zu kommen; und ich bringe ihn dann, immer noch zeitig genug, in eine bessere Laufbahn. Oder bleibt er auf seinem kriegerischen Sinne —

je nun, so laß ich ihn in einem oder zwey Jahren als Soldat einrücken, befördere ihn in Kurzem zum Unterofficier, und überlasse es dann dem Schicksale, was es aus ihm machen will."

Gut gemeint und vortrefflich in seiner Art war dieser Plan; nur Schade, daß der Jüngling ihn durchaus von einer andern Seite betrachtete und betrachten mußte. Weil sein bisheriger Wohlthäter sich von nun an wenig mehr um ihn zu bekümmern schien, so glaubte er sich auch so gut als vergessen zu seyn. Da er nach und nach ziemlich heran wuchs; da bald darauf der so genannte bayerische Rummel *) anging; da die Armeen in's Feld rückten, mancher neue Rekrut geworben ward, und Anton — immer noch trommeln mußte, so dachte er endlich, es geschähe ihm ein gewaltiges Unrecht; und eines Morgens, als gerade der Hauptmann eine Stunde später nach ihm schicken, und ihm ankündigen wollte: daß er des andern Tages Soldatenuniform anlegen sollte, kam der Feldwebel, gehorsamst zu melden: daß diese Nacht drey Leute von seiner Compagnie, und mit ihnen auch der Tambour Anton S. durchgegangen wäre.

Diese Nachricht verdroß Heimburg gewaltig. Er fand so viel Sinnloses, so viel Undankbares in diesem Durchgehen. Es kränkte ihn, seinen ganzen Entwurf vereitelt zu sehen, seine ganzen Wohlthaten so schlecht angewandt zu haben; er schwur hoch und

*) So nennt man in österreichischen Ländern den kleinen Krieg, der 1778 wegen der bayerischen Erbfolge entstand, und durch einen Feldzug ohne Schlacht geendet ward.

theuer, nun keines Menschen mehr sich anzunehmen. Er war einige Tage hindurch, wie man zu sagen pflegt, mit Gott, aller Welt — und am meisten mit sich selbst entzweyet. Er betheuerte auch wohl oft, mit Vergnügen hundert Ducaten und mehr dafür hinzugeben, wenn Herr Anton noch eingehohlt und aufgeknüpft werden könnte. Doch alles dieß waren leere Worte, und ein fruchtloser Ärger.

Sechs oder sieben Tage später erhielt Heimburg Befehl, mit seiner Compagnie einen Zug mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath zu bedecken, der nach der Festung K—z abgeschickt wurde. Eigentlich ward ihm dieser Auftrag nur durch einen Zufall zu Theil, denn ein anderer Hauptmann von eben dem Regimente war schon dazu bestimmt gewesen, aber des Abends vorher plötzlich krank geworden. Viel Bedenkliches fand sich auch dem Anscheine nach, bey diesem Geschäfte nicht. Der Weg bis dorthin galt für sicher. Preußische Truppen hatten zwar schon in diesen Gegenden gestreift, doch immer noch wenigstens ein Paar Meilen weit sich zurückgehalten; daß sie gerade heute sich tiefer hinein wagen sollten, war ganz unwahrscheinlich, und — geschah doch. Irgend ein Kundschafter mochte dieses heutige Vorhaben verrathen haben. Als der Hauptmann mit seinem Trosse und seiner Mannschaft mitten in einem kleinen Gehölze sich befand, brachen von allen Seiten her drey oder vierthalb hundert versteckt gelegene feindliche Reiter hervor, und riefen ihm zu: sich zu ergeben, oder zu sterben.

Heimburg hatte das Herz am rechten Orte; er formte seinen Trupp, so gut er konnte, und bereitete sich zum Widerstande. Doch die Übermacht auf jener Seite

war

war zu groß, und der Schrecken auf dieser war es nicht minder. Das kleine Viereck ward bald gesprengt; was fliehen konnte, floh; die Zurückgebliebenen wurden meisten Theils niedergehauen.

Auch unsern Hauptmann, als er nicht nur seinen Leuten zurief, Stand zu halten, sondern auch sich selbst auf's tapferste wehrte, traf ein Hieb über den Kopf, daß er taumelte; der Hut, der den Streich noch unschädlich gemacht, fiel herab; und der preußische Husar hohlte bereits von Neuem aus, ihm den Kopf zu spalten, als pfeilschnell ein anderer Husar heran gesprengt kam, und von Weitem schon ausrief: „Halt ein Kamerad! um Gottes willen halt ein! Es ist mein Hauptmann!" — „Nun, so bitte er um Pardon, oder —!"

Gezückt schwebte noch immer der Säbel über Heimburgs Haupt. Daß dieser nun allerdings Pardon begehrte, und seinen Degen hingab, kann man sich denken. Doch kaum war dieß geschehen, so sah er sich auch rasch nach jener Stimme um, die selbst in der Todesgefahr ihm auffallend bekannt geklungen hatte. Er staunte nicht wenig, denn er erkannte in diesem preußischen Husaren — seinen entlaufenen Tambour. Zu untersuchen, wie dieser jetzt hierher, in diese Uniform, und gleichsam als sein Schutzengel herkomme, war freylich weder Ort noch Zeit. Der Feind hatte nichts Dringenderes zu thun, als seine Beute davon zu bringen. Heimburg, bald im Anfange des Gefechtes an der linken Achsel, wiewohl ziemlich leicht verwundet, ward auf einen der erbeuteten Wagen geworfen. Noch zwölf oder funfzehn seiner Leute — die

Meisten waren entwichen oder getödtet — hatten gleiches Geschick. Es ging dann, wie im Fluge auf und davon. Binnen wenigen Stunden waren sie schon wieder hinter den preußischen Vorposten, in einem kleinen schlesischen Städtchen.

Oft hatte Heimburg unter Weges gezweifelt, ob er auch vorhin recht gehört und gesehen habe? denn fast allzu romantisch dünkte ihm dieses Ereigniß. Doch selbst sein letzter Zweifel verschwand, als er in's Nachtquartier kam. Denn kaum war er hier abgestiegen, so erschien Anton, warf sich, so wie er eintrat, zu den Füßen seines ehemahligen Wohlthäters, und bath ihn, seines Entweichens halber, um Verzeihung. Daß ihm diese unter solchen Umständen nicht verweigert ward, kann man leicht erachten; und er erzählte nun umständlich seine Geschichte. Drey Tage und Nächte hatte er und seine Fluchtgefährten mühselig in den böhmischen Wäldern sich verkriechen und hungern müssen, um endlich durchzukommen. Erst seit vorgestern war er preußischer Husar. Auch dabey hatten glückliche Zufälligkeiten obgewaltet. Das B*sche Regiment, wozu er nun gehörte, nahm sonst Überläufer selten an. Bey diesem Burschen hatte der Oberst seines offenen Gesichtes wegen eine Ausnahme gemacht. Die andern drey Flüchtlinge waren an ein Freycorps gewiesen worden. Selbst zum heutigen Streifzuge war er außer der Ordnung gekommen, weil man bey ihm Kenntniß der Gegend vermuthete. — Er schloß mit der Versicherung: daß er nun bereit sey, im nächsten Scharmützel sein Leben mit Freuden aufzuopfern, weil er doch jetzt gewiß seyn könne, wenigstens ein Mahl in diesem Leben etwas Gutes bewirkt zu haben.

Heimburgs Empfindungen bey dieser kunstlosen Erzählung lassen ziemlich leicht sich denken, desto unmöglicher sich darstellen. Daß er hier offenbar Spuren eines höhern Schutzes zu erkennen glaubte; daß er sich jenes Mißmuthes über Antons Entweichung nun innig schämte, daß er sich überflüssig belohnt für seine Mildthätigkeit fühlte — alles dieß war sehr natürlich. Da er bey seiner Gefangennehmung nicht geplündert worden war, so both er jetzt seinem Erretter Uhr und Börse dringend an; doch Anton weigerte sich dessen so ernstlich, daß Heimburg endlich nachgeben mußte; er that es mit dem Vorsatze, später diese Belohnung nachzuhohlen.

Des andern Morgens ward er, nebst den andern Gefangenen, tiefer in's Land abgeführt. Mit tausend Thränen nahm Anton nun von ihm Abschied; nahm ihn vielleicht auf lebenslang; auch des Hauptmanns Augen blieben nicht trocken. Als er nach einigen Monathen durch den Frieden ausgewechselt ward, und wieder in's Vaterland kam, war eines seiner ersten Geschäfte, daß er unmittelbar an den preußischen General B—g selbst schrieb; sich erkundigte, ob Anton noch lebe; auf diesen letztern Fall hundert Ducaten für ihn beyschloß, den ganzen Vorfall erzählte, und eine Art von Vorbitte, daß man diesen redlichen Burschen gütig behandle, einlegte. Die Antwort des Generals kam bald, und war verbindlich. Er meldete dem Hauptmanne nicht nur seines ehemahligen Zöglings Leben und Wohlverhalten, sondern auch dessen Beförderung zum Unterofficier. „Die hundert Ducaten," schloß er, „habe man für ihn sicher angelegt; vielleicht könne er sie einst zur Equipage nü-

zen." — Eine Prophezeyung, die nach einigen Jahren wirklich in Erfüllung gegangen seyn soll! Noch beym Anfange des französischen Revolutionskrieges wollen den redlichen Anton zwey seiner ehemahligen Kameraden als Pr—Rittmeister, doch unter geänderten Nahmen wieder gesehen haben.

Anecdote vom Grafen Neiperg.

Graf Neiperg, der zuletzt als k. k. Hofkriegsraths-präsident starb, ist zwar in Österreichs Geschichte weder als glücklicher Negociateur, noch als siegreicher Feld-herr berühmt; auch ist mir von seinem Charakter wenig oder nichts bekannt; aber ein einziger Zug desselben, mir von einem Augenzeugen*) erzählt, hat mich durch das Einfachedle, das in ihm liegt, so gerührt, daß mich dünkt, er sey des Aufbehaltens werth.

Bald nach dem Frieden von 1763 ward im Apar-tement der Kaiserinn-Königinn etwas gesprochen, was eben diesen geendeten siebenjährigen Krieg betraf. Graf Neiperg stand unweit der Monarchinn, und sprach nicht mit; aber es traten ihm plötzlich Thränen in die Augen, und indem er sich wegwenden wollte, bemerkte es Maria Theresia, und fragte ihn verwundernd: was ihm fehle? — „Eigentlich jetzt nichts, Ew. Ma-jestät. Aber ich gestehe: ich kann fast nie von diesem

*) Und zwar von einem der edelsten Menschen, die ich jemahls kannte; von einem Manne, der über Erhabenheit der Seele sicher richten kann, weil er sie selbst in einem so hohen Grade besitzt.

Kriege ohne eine wehmüthige Empfindung reden hören!" — Und warum denn das? — „Weil ich mich immer als dessen, wiewohl unschuldige Ursache betrachte." — „Er sich? Wie ist das möglich?" — „Doch, Ew. Majestät! denn hätte ich das Treffen bey Molwitz nicht verloren, so wäre es wahrscheinlich nie zu diesem letztern Kriege gekommen!"

Vielleicht dünkt dieß Manchem auf den ersten Blick nur geringfügig zu seyn. Aber ein solches Geständniß, noch nach fast zwanzig Jahren, seiner Monarchinn abzulegen, es unaufgefordert, und überdieß in Gegenwart eines ganzen Hofes, vor so vielen Zeugen zu thun, unter denen gewiß ein größerer Theil sehr ernst jeden Fehler zu schätzen, doch kaum ein feines Gefühl zu würdigen verstand, — wahrlich ein einziger Zug dieser Art charakterisirt eine mehr als gewöhnliche Seele.

Eine kleine Geistergeschichte mehr!

Buchstäblich wahr.

Welche mächtige Schöpfungskraft die menschliche Fantasie dann besitzt, wenn Leidenschaften auf sie wirken, dieß weiß wahrscheinlich aus dem Kreis seiner eigenen Erfahrung jeder, dessen Jugend nicht allzu sorglos denkt, oder dessen Blut nicht allzu frostig rollt. Eines nur ist hierbey schlimm, sehr schlimm! Diese mächtige Zauberinn ist bey aller ihrer Gewalt dann unthätig oder unwillig, wenn sie dem Betrübten Bilder des Trostes liefern soll; immer bringt sie nur Wesen hervor, die seinen Gram noch vermehren. Oft verkörpert sie sogar ihre Ideen; und wirkt gewaltsam auf Gesundheit und Leben desjenigen, der die leichte Kunst versteht, sein Selbstquäler zu werden. Nirgends findet dieß häufiger statt, als beym weiblichen Geschlecht. Fühlt dasselbige zumahl Liebe; wird diese Liebe unglücklich oder zweifelhaft; o dann — dann zittert das schwärmerische Mädchen gewiß zehn Mahl öfter vor ihren Gedanken, als vor einer wirklichen Gefahr. Jedes rauschende Blatt, jedes knisternde Bretchen ist ihr dann ein Bothe des Schreckens; und oft bildet sie sich

Wesen aus der Geisterwelt, weil sie doch bey den irdischen keinen Trost weiter zu finden hofft. — Dieß ungefähr war das Resultat meiner Empfindung, als einer meiner Freunde mir vor Kurzem ein Geschichtchen erzählte, das äußerst einfach, und doch, wie mich dünkt, des Aufbehaltens würdig war; nicht weil ein Geist darin vorkommt, sondern weil es einen Beweis mehr von der Schädlichkeit solcher personifizirten Ideen abgibt!

In einer ziemlich ansehnlichen Stadt des fr— Kreises lebte vor wenig Jahren ein junger rechtschaffener Mann, der einzige Sohn bemittelter Ältern. Sein Vater war Rathsmann und Lederhändler. Dieß letztere Gewerbe, das viel Betriebsamkeit und oft auch beträchtlichen Vorschuß erforderte, sollte der Sohn einst nicht nur fortsetzen, sondern auch erweitern; um dieß möglich zu machen, sahen sich seine Ältern schon geraume Zeit nach einer reichen Gehülfinn für ihn um; manches Mädchen kam in Vorschlag, aber sie zauderten und wählten, und zweifelten so lange, bis ein unerwarteter Vorfall ihre ganze Hoffnung vereitelte. — Wilhelm, so hieß der Jüngling, war mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft aufgewachsen, die von einer feinen körperlichen Gestalt, weichem gefühlvollen Herzen, untadelhafter Aufführung, auch eines braven Bürgers Tochter, aber vaterlos und arm war. Von erster Jugend an, schon auf der Schulbank, wo sie neben einander saßen, hatten sich Beyde lieb gewonnen; doch niemand achtete darauf; denn man hielt für einen bloßen Scherz, was sie sehr ernstlich meinten. Jetzt als der Jüngling Mann geworden war, als seine Geliebte auch ihre Mutter eingebüßt hatte, und er so bald und

halb die eigennützigen Plane seiner Ältern merkte, jetzt wagte er sich endlich mit der Bitte hervor: Käthchen Bellmann heirathen zu dürfen. Er hatte die Zeit, wie er glaubte, schlau gewählt; denn es war gerade an seinem Geburtstag, als er darum bath; er that es auch mit den wärmsten, demüthigsten Ausdrücken. Aber die Antwort fiel aus, wie — man es erwarten konnte. Die Mutter schimpfte, der Vater tobte; Beyde schlugen es ihm rund ab, und untersagten ihm endlich aufs strengste, unter Bedrohung ihres Unsegens, allen Umgang mit dieser Betteldirne; denn so schalten sie das arme schuldlose Mädchen!

Wilhelm war ein guter Mensch, und wollte gar zu gern auch ein guter Sohn seyn. Die Härte seiner Ältern dünkte ihm zwar das zu seyn, was sie wirklich war — ungerecht! Dennoch hätte er gern ihrem Befehle nachgelebt, und wollte es versuchen, ob er nicht seinem Käthchen entsagen könne. Er hielt sich sechs bis sieben Wochen stets in Entfernung von ihr, stets zu Hause: aber gerade in dieser seiner Einsamkeit nagte heimlich der Gram desto stärker am Herzen dieses Unglücklichen, und gewann endlich einen schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit. Die Röthe seiner Wangen verblich; Mattigkeit und Hüsteln folgten einer langen Schlaflosigkeit nach. Die Abzehrung stellte sich mit unverkennbaren Merkmahlen ein. Auch jetzt wollten seine Ältern anfänglich nichts sehen, und im Verfolg nicht daran glauben. Zeit und Jugend, dachten sie, wird schon alles wieder bessern! Doch Zeit und Jugend verschlimmerten hier vielmehr alles. Ein gewissenhafter ziemlich spät gerufener Arzt erklärte ihnen nach einigen fruchtlos versuchten Mitteln gerade zu: „Ihr Sohn

leide an einer Gemüthskrankheit, wogegen seine Kunst kein Mittel kenne. Auch mit dem einzigen habe man vielleicht allzu lange gezaudert!" — Dieser Ausspruch, noch von zwey andern, auch befragten Doctoren unterstützt, war ein Donnerschlag für die beyden Alten. Jetzt bereuten sie freylich ihre bisherige Härte mit Thränen und Klagen; jetzt hätten sie gern alles Mögliche, und auch wohl das Unmögliche obendrein versucht, um nur den einzigen Sohn und Erben zu retten; jetzt versprachen sie ihm sofort die Gewährung seiner Neigung; nahmen, um ja jeden noch übrigen Zweifel zu zerstreuen, das vorher geschimpfte, verachtete Mädchen mit tausend Liebkosungen ins Haus, verlobten sie feyerlichst mit ihm; und beschwuren ihn bey dieser Verlobung, sich nur mit seiner Besserung — als stände dieß in seiner Macht! — zu eilen, damit die Hochzeit auch bald und noch feyerlicher vor sich gehen könne.

In dieser Arzney lag allerdings vielfältige und fast wunderthätige Kraft. Einige Tage hindurch schien sie alles bisherige Übel wieder gut zu machen. Der arme abgemattete Jüngling gewann, wie ihm däuchte, wieder neue Stärke. Schlaf und Heiterkeit kehrten auf ein Weilchen zurück. Die Wange schien wieder etwas röther und voller zu werden; und die Ärzte sprachen von vielleicht! — doch bald sah man leider jenen ersten Ausspruch, daß man zu lange damit gezögert habe, in Erfüllung gehen. Bald enthüllte sich, daß diese anscheinende Besserung nur gewesen sey, was zuweilen ein Paar warme Tage im November-Monath sind. Sie thun uns so wohl, aber sie verfliegen auch so schnell, und der Winter rückt dann noch härter und noch fühlbarer heran. — Die Krankheit des jungen Mannes gewann plötzlich

wieder das vorige Übergewicht. Alle noch so sorgfältige Wartung von den Händen seines geliebten Mädchens blieb fruchtlos. Wilhelm dankte ihr oft mit dem Lächeln der innigsten Zufriedenheit dafür; doch die Abzehrung wich keines Weges. Weder die Thräne der Ältern, noch die verhehltere Thräne der Braut rührte den unerbittlichen Tod. Der Jüngling starb in Katharinens Armen. Noch den Tag zuvor hatten ihm Vater und Mutter die Hände darauf geben müssen, daß seine Geliebte auch nach seinem Tode als Tochter im Hause betrachtet werden solle. Sein Auge hing noch an ihr, als es schon halb gebrochen war, und verlosch dann plötzlich.

Man kann sich denken, wie viel das gute weiche Geschöpf am Sterbebette und an der Bahre ihres Bräutigams litt. Der schönsten Aussicht von belohnter Liebe und häuslicher Glückseligkeit so nahe zu seyn, und doch ihrer beraubt zu werden, — dieß schmerzt mehr, als wenn man niemahls zu hoffen berechtigt war. Indeß ehrten Wilhelms Ältern wenigstens die Bitten ihres verstorbenen Sohnes. Als die Verlobte, gleichsam verwitwete Braut ward Catharina beym Leichenbegängniß im Leide geführt; bey der Heimkunft umarmten sie Vater und Mutter mit tausend Thränen, und erneuten vor vielen Zeugen das Versprechen: daß sie von nun an das einzige Kind ihnen bleiben solle. Vor Mangel war sie hinlänglich geborgen; aber getröstet konnte sich freylich ihr Herz nicht fühlen.

Das Haus ihrer neuen Ältern hatte einen geräumigen Baum und Küchengarten. Ans Ende desselben stieß ein ziemlich großer Weiher oder Teich. Die Hausmutter trug dem Mädchen, als es schon zu däm-

mern anfing, auf, hinunter zu gehen, und von den hintersten Beeten einige Suppenkräuter herauf zu hohlen. Käthchen war willig dazu; ging, blieb ein wenig lange unten, brachte aber doch endlich das Begehrte, reichte es hin, und sagte: „Hier, Mutter, sind die „Kräuter! Gebe Gott, daß sie euch wohl schmecken! „aber mit mir ist es nun aus, ich muß mich auch hin„legen und sterben.“ Die Alte, durch diese sonderbaren Worte erschreckt, sah dem Mädchen genauer ins Gesicht, und erschrack noch mehr. Sie war zwar schon den ganzen Tag von Gram und Weinen blaß gewesen, doch jetzt sah sie aus, wie eine neu getünchte Wand. Man führte sie auf ihr Bette; man strich sie mit stärkenden Wassern an, und fragte sie, nachdem sie sich wieder ein wenig erhohlt hatte, wohl hundert Mahl: was ihr denn eigentlich fehle?

„Ach, daß mir viel fehlt, antwortete sie mit schmerzhaftem Lächeln, wißt ihr ja wohl. Doch in wenigen Tagen, hoffe ich, soll alles besser gehen. Das hat mir so eben eine Person versprochen, die mich nicht belügen kann! — Ich ging in den Garten hinunter, wie mir befohlen worden; pflückte die Kräuter; dachte jedoch immer dabey an meinen seligen Wilhelm, und weinte bitterlich. Plötzlich hörte ich nicht weit von mir ein kleines Geräusch; blickte, vielleicht ein wenig erschrocken auf, sah gegen den Weiher hin, und erblickte jenseits desselben eine schmahle, lange, weiße Gestalt. Indem ich genauer hinschauen wollte, schritt eben dieselbe mit einem ungeheuer großen Schritte über den ganzen Weiher hinweg, stand vor mir — und war — mein Wilhelm. Vielleicht hätte ich vor Erstaunen laut aufgeschrieen, so lieb mir auch diese Gestalt ist; aber

er faßte mich, eh' ich noch eines Wortes mächtig ward, bey der Hand und sagte: Käthchen, weine nicht! Es ist noch um fünf kurze Tage zu thun, dann folgst du mir nach. Er faßte mich so leise, und verschwand im Augenblick wieder. Aber ich fühle und weiß es: Er hält Wort! Er hohlt mich in der bestimmten Zeit zu sich!

Man gab sich alle mögliche Mühe, die ganze Erscheinung ihr auszureden; aber sie blieb dabey: Sie habe ihn gesehen, gehört und gefühlt! Etwas kalt sey seine Hand, aber eine himmlische Heiterkeit über sein Antlitz verbreitet gewesen. Übrigens ganz ihr voriger Wilhelm, und wieder so jung und schön, als er vor seiner letzten Krankheit ausgesehen habe." — Da sie so oft wiederhohlte, daß sie von diesem Lager nicht mehr aufstehen werde, so hohlte man Arzt und Beichtvater zu ihr; jenen, ohne daß sie es begehrte; diesen, weil sie es haben wollte. Der erstere erklärte, daß sie in einem leichten Fieber sich befinde, welches aus tausend andern Ursachen herzuleiten, und wahrscheinlich auch bald zu heben sey, wenn sie nur gehörig sich verhalten wolle. Der zweyte, ein verständiger Mann, der sein Amt nicht zur Täuschung mißbrauchte, ließ es weder an Zuspruch und Trost, noch auch an Widerlegung fehlen. Doch sie blieb fest auf ihrer Meinung, nahm die Arzneyen zwar willig, aber bereitete sich stets dabey zu ihrem Ende. Am Abend des vierten Tages ward sie ernstlicher krank; am fünften starb sie.

Als diese Geschichte in der Stadt und in der Gegend umher bekannt ward, fand der gemeine Haufe sie gewaltig wunderbar. Auch Vornehmere wunderten sich über den Geist und seine sogar pünctlich eingetroffene Vorherverkündigung. Nur einige Klügere schwiegen

bedächtlich, und etwas unbedächtig war eben derjenige Freund, dem ich schon erwähnter Maßen diese ganze Geschichte verdanke, der Einzige, der laut dagegen sprach. Geistererscheinungen standen überhaupt bey ihm in keiner großen Achtung; doch bey dieser traf es sich noch von ungefähr, daß er gerade in der Nacht von Wilhelms angeblicher Wiederkunft unter Weges, auf einer offenen Postchaise sich befunden hatte, und sich genau darauf besann: es sey eine mondenhelle, doch etwas wolkige Nacht gewesen. — „Was ist wohl natürlicher, schrie er daher auf; indem er einige Minuten nachgedacht hatte, als diese ganze Geschichte? Es war Dämmerung, sagt ihr, als das Mädchen herab ging; setzt noch hinzu, daß gerade damahls eine Wolke vor dem Monde stand, und das ganze Räthsel ist nun gelöst! Käthchen brach Kräuter und weinte dazu. Irgend ein Lüftchen machte das erste Geräusch. Das sich bückende Mädchen sah schon mit halber Besorgniß empor. Ein durch die Wolken brechender, etwas unstäter Lichtstrahl fiel jenseits des Teiches hin, und machte durch den Wiederschein in ihren schimmernden, thränenvollen Augen nothwendig eine zitternde Empfindung. Sie sah also etwas, ohne recht zu wissen, was; und indem sie erst recht nachsehen wollte, wich, oder änderte sich die Wolke vor dem Monde. Auch dießseits des Teiches ward es nun lichter. Dieß galt ihr für eine Gestalt, die über den Weiher schritt. Alles übrige war ihrer erregten Einbildungskraft zu vollenden so leicht! daß eine Weissagung, die sie sich selbst gestellt hatte, und woran sie so hartnäckig glaubte, nachher auch richtig eintraf, war noch begreiflicher, als alles Bisherige. Ihr Körper war durch vorheriges Leiden geschwächt genug, und ihre

Krankheit ging fortan ganz den Gang eines gewöhnlichen Fiebers. Zu bedauern ist ein so sanftes, unschuldiges Schlachtopfer der schwärmerischen Liebe und einer aufgestörten Fantasie allerdings. Doch dieß Ereigniß anzustaunen, oder wohl gar: Seht da einmahl eine wahre Geistererscheinung! auszurufen, hat man wahrlich keinen Grund."

So urtheilte mein Freund, und hat wenigstens nicht Ursache zu klagen, daß seine Rede ohne Wirkung geblieben sey. Denn bey dem größern Haufen galt er von Stund an für — einen Freygeist; und selbst von denjenigen, die im Herzen vielleicht seiner Meinung beypflichteten, waren ein Paar ehrlich genug, bey einer nachmahligen Amtsbewerbung, wo sie zusammen wetteiferten, die Freymüthigkeit des Gespenster-Feindes zum bösen Leumund zu nützen, und den orthodoxen Präsidenten zu überreden: Der Mann, der keine Geister dulden wolle, sey auch in keinem irdischen Amte zu dulden.

Der Ursprung der schwarzen Kamaschen.

Anecdote und Anfrage.

In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des de la Motte Fouqué — jenes berühmten preußischen Generals, auch jedem Österreicher durch Laudons Sieg bey Landshut (1760 den 23. Juny.) unvergeßlich bleiben sollte, steht nebst mehreren auch folgende drolligte Anecdote.

„Fouqué stand 1742 mit seinem Grenadierbataillon zu Kremsir in Mähren, und hatte unter andern allda auf der Mauer, unweit der Wohnung eines Geistlichen, eine Schildwache ausgestellt. Dieser, beunruhigt durch das öftere Wer da? welches die Schildwache alle Viertelstunde wiederhohlte, gerieth auf den Einfall, den Soldaten von diesem Posten, und zwar in der Gestalt des Teufels, wegzuschrecken. In einer solchen Verkleidung, mit Hörnern, Klauen, Schwanz und eine Mistgabel versehen, erschien er des Nachts der Schildwache. Zum Unglücke wünschte der Grenadier mit diesem Teufel genauer bekannt zu werden, und hielt sich zurück, bis das Gespenst immer näher kam, ihm seine dreyzackigte Gabel vorhielt, und mit fürchterlicher Stimme den Tod drohte. Der Erfolg

folg war, daß der falsche Satan vom Grenadier mit Hülfe einiger in der Nähe befindlichen Kameraden ergriffen, auf den nächsten Wachposten gebracht, und den andern Morgen in seiner höllischen Kleidung durch die ganze Stadt nach der Hauptwache geführt wurde. Die Geistlichkeit, wohl einsehend, daß dieser unbesonnene Mensch, durch seine unanständige Verkleidung, nicht nur gegen seinen Stand, sondern auch gegen die Garnison sich vergangen habe, bath den Obersten Fouque' um seine Loslassung und erboth sich dagegen zu einer beträchtlichen Geldstrafe. Fouque' nahm hier Gelegenheit für seine Grenadiere zu sorgen, die damahls noch weiße Kamaschen trugen, und bey den gehabten Strapazen eine neue Fußbekleidung bedurften. Er ließ die erforderlichen Kosten zur Anschaffung schwarzer Kamaschen für die Garnison berechnen, die ungefähr auf hundert Ducaten sich beliefen; diese wurden von der Geistlichkeit bezahlt. Der arme Geistliche mußte im Kloster büßen, und die Grenadiers erhielten schwarze Kamaschen, die ihnen nachher auf ihren Märschen sehr zu statten kamen."

„Jedermann fand diesen Vorgang lustig. Die Soldaten verdankten scherzweise die Bekleidung ihrer Füße der Sorgfalt des Teufels von Kremsir, und der König fand Fouque's Einfall wegen der schwarzen Kamaschen nützlich: denn er beschloß sie bey der ganzen Armee einzuführen."

Diese Anecdote, wenn sie anders wahr ist, — und wenn sie es nicht seyn sollte, verdient sie Widerlegung! — ist allerdings drolligt. Aber eine andere

dahin einschlagende Frage wäre es: hatte wirklich vor 1742 noch keine Infanterie schwarze Kamaschen? Personen von militärischen Kenntnissen und selbst vom Detail des Dienstes genau unterrichtet, haben dieß wenigstens bezweifelt. Könnte man nicht darüber zur Gewißheit kommen?

Edles Betragen einer Sachsenhäuserinn.

Unter allen deutschen Städten, die der Einfall der Neufranken zu Ende des Jahres 1792 betraf, erwarb sich Frankfurt vorzüglich das Zeugniß eines weisen, entschlossenen Betragens; ließ sich durch falschen Schimmer nicht blenden; wagte Wahrheit selbst zur Übermacht zu sprechen; trotzte nicht zur Unzeit, und gab eben so wenig allzu hastig nach. Dieses Zeugniß wird ihm allgemein ertheilt, und steht bereits in Schriften, die es auf die Nachwelt bringen werden. Doch sind hierbey zur Zeit — wenigstens, so viel ich weiß — noch ein Paar Anecdoten übergangen worden, die des Aufbehaltens nicht unwürdig seyn dürften.

Bekannter Maßen theilt diese Reichsstadt sich in zwey Theile, in das eigentliche Frankfurt und in Sachsenhausen. Die Einwohner dieses letztern viel kleinern Theiles sind meistens von der ärmern, im Durchschnitt genommen etwas ungebildeten Classe. Aber wiewohl die Feinheit ihrer Sitten in keinem großen Rufe steht, so zeigen sie doch oft in ihrem Betragen eine Ehrlichkeit, eine Geradheit, die, Trotz jenes rauhen Anstrichs, viel Empfehlbares bey sich führt. So lange die Neufranken hier herrschten, waren die Sach-

senhäuser den Grundsätzen, welche jene einzuführen suchten, nichts weniger als hold; sie widerstanden ihren Ermahnungen, Anreizungen, ja ihren Geschenken sogar hartnäckig. Nur nachher, als sie eben dieselben in Gefahr des Todes erblickten, als die einbrechenden Hessen gegen diese, im Stich gelassene, zum Theil unbewehrt fliehende Nationaltruppen, in der ersten Hitze — aufs glimpflichste gesprochen — nicht allzuglimpflich verfuhren; suchten verschiedene Sachsenhäuser von den Flüchtigen so viele zu retten, als sie nur konnten, und gaben, als sie nachher gerichtlich befragt wurden: Warum sie sich deren so warm angenommen hätten? die edle Antwort. „Ey was, als der liebe Gott im Schaffen war, sagte er nicht: jetzt will ich Deutsche, jetzt Franken, sondern ein für alle Mahl: Jetzt will ich Menschen schaffen."

Am merkwürdigsten aber zeichnete sich bey dieser Gelegenheit die Frau eines, ziemlich dürftigen Bürgers und Gärtners, Peter Theobalds mit Nahmen, aus. In dieser ihr kleines, dicht am Walle gelegenes Häuschen, flüchteten sich, als die Hessen zum Affen-Thor hinein auf den Wall zudrangen, zwey und dreyßig Franzosen, National- und Linientruppen durchs Fenster hinein; und zwar, als weder sie noch ihr Mann, noch sonst jemand zugegen, sondern die beyden Ersten gerade in der Kirche waren. Mit nicht geringer Verwunderung fand sie bey ihrer Heimkunft diese Gäste; als diese aber inständigst sie zu verbergen bathen, und ein Officier, der darunter sich befand, seine goldene Uhr und seine Börse ihr darreichte, versprach sie das Erstere, und schlug das Letztere unwillig mit der Versicherung aus: daß sie dergleichen Blutgeld

nicht haben möge. Indeß war es von einigen Nachbarn verrathen, daß Neufranken sich in dieses Haus geflüchtet hätten, und ein hessischer Officier mit einem Commando Soldaten kam, und verlangte deren Auslieferung. Doch unerschrocken trat die Wirthinn nebst ihrem Manne vor die Hausthür, und schwur, sich lieber umbringen zu lassen, als jetzt sie herzugeben. „Es sind unsere Feinde, sagte sie, aber kommt erst in einer Stunde wieder, wann eure Mordlust sich abgekühlt haben wird, oder versprecht mir gleich jetzo ihnen kein Leid zu thun, sondern als Kriegsgefangene sie zu behandeln, so sollt ihr sie gleich haben." Die Unerschrockenheit dieser Frau gefiel dem hessischen Officier; er bestand zwar noch einige Minuten auf unbedingter Auslieferung, doch da die Frau auf ihrer ersten Rede blieb, versprach er ihr Schonung der Gefangenen, und hielt sie. Er selbst sowohl, als auch die Franken, wollten nachmahls diesem rechtschaffenen Weibe ein ansehnliches Geschenk machen; aber sie schlug es wiederum aus; schickte hingegen ihren Sohn noch bis zum Thore den Gefangenen nach, mit dem Auftrage, zu sehen: ob ihnen auch wirklich nichts Feindseliges widerfahre; und sie gestand nachher noch im Verhör: Es habe sie gefreut, zu hören, daß sie ganz ungekränkt geblieben wären.

Nur vergesse man nicht, was ich schon vorhin erinnerte, daß so Menschen handelten und dachten, welche übrigens die neufränkischen Grundsätze ganz verwarfen.

Sonderbare Selbstvergessenheit und Geistesgegenwart zugleich.

Eine arabische wahre Anecdote.

Abu Omar Ebn Abad, König von Sevilien und Cordua, gab einst den Vornehmsten seines Hofes ein prächtiges Mahl. Trotz Mahomeds Gesetz ward, bis gegen Mitternacht, des köstlichsten Weines viel getrunken. Monarch und Gäste waren berauscht. Endlich begaben sich diese letzteren nach Hause: doch dem Erstern schien es unmöglich, sich schon jetzt zur Ruhe zu begeben. Er befahl sein Leibroß zu satteln; ein einziger Sclave folgte ihm; und sie ritten — gerade auf Carmona los. — Noch nicht drey Meilen weit von Sevilla lag diese Stadt. Doch Isak Ebn Soleimann herrschte in ihr; Abu Omars Todfeind und eben damahls im offenen Kriege mit ihm begriffen. Durch ein sonderbares Ungefähr schwelgte dieser in der nähmlichen Nacht; und noch befand er sich mit seinen Höflingen an der Tafel, oder vielmehr beym Becher, als man ihm meldete: der König von Cordua halte, von einem einzigen Diener begleitet, vor dem Stadtthore und begehre eingelassen zu werden.

Eine allgemeine Verwunderung ergriff die Versammlung. Isak selbst stand sogleich auf, ging dem König entgegen, und führte ihn in den Pallast; neue Speisen, frische Weine wurden aufgetragen; alle Gäste schienen das Mahl erst anzufangen. Freude und Freundschaft war die allgemeine Losung. Aber jetzt kehrte auch allmählig Abu Omars Bewußtseyn zurück; er sah um sich herum; erblickte, erkannte, und fand sich im Zirkel seiner tödtlichsten Feinde. Ein kaltes Schrecken durchbebte ihn; doch hatte er Gegenwart des Geistes genug, es zu verbergen. Er stellte sich vielmehr, als nähme seine Munterkeit und auch sein Rausch zu. Bald darauf schlief er ein, oder schien vielmehr einzuschlafen. Jetzt wandelten Isaks Höflinge ihre Sprache. Sie drangen in ihren Gebiether, diesen seinen furchtbaren, sich selbst überliefernden Feind in den Kerker oder in den Tod zu senden. Ein einziger der Ältesten, und Angesehensten, Maad Ibis Kunisah, war anderer Meinung. „Es sey die höchste Unwürdigkeit, sagte er, einen Trunkenen, einen, der sich nicht wehren könne, zu tödten. Es werde Isaks Nahmen zum ewigen Fluch bey seinen Landsleuten gereichen, wenn er die heiligen Rechte der Gastfreyheit breche, und denjenigen erwürgen lasse, mit dem er so eben gegessen und getrunken habe." — Diesen Augenblick glaubte Abu Omar nützen zu müssen; er erwachte schnell, stand auf, nahm Abschied, und bath seinen Wirth, irgend jemanden mit nach Sevilien zu senden, damit er zum Zeichen künftiger Freundschaft den gegenwärtigen Gästen einige Geschenke übermachen könne. Eben diejenigen, die noch vor wenigen Minuten über seinen Tod sich berathschlagt hatten, begleiteten ihn nun ehrerbie-

thig bis an das Thor. Auch hielt er Wort und sandte des andern Tages ihnen allen Sclaven und Sclavinnen, Pferde und reiche Stoffe.

Sechs Monathe hindurch blieb er bey ähnlichen Maßregeln. Dann lud er einmahl sie sämmtlich nach Sevilien, um, wie er sagte, diejenigen wieder zu bewirthen, die ihm zu Carmona so gut begegnet wären. Sie kamen sechzig an der Zahl. Sehr erfreut schien Abu Omar über ihre Ankunft zu seyn. Ehe sie zu Tische sich setzen wollten, both er ihnen nach Landessitte ein Bad an. Sie gingen hinein; aber kaum waren sie darin, so mußten auf Abu Omars Befehl schon bereitstehende Maurer die Thür des Bades vermauern. Alle jene Unglückliche ließ der Rachsüchtige verhungern. Den einzigen Maad hatte er unter irgend einem Vorwande mit hinein zu gehen verhindert. Ihn behielt er in Sevilien; überhäufte ihn mit Ehrenämtern und Gütern. Selbst auf dem Todbette noch empfahl er ihn seinem Nachfolger und Sohn.

Woran man sich nicht gewöhnen kann.

Wahre Anecdote.

Daß auch das reizendste Vergnügen durch Wiederholung bald zur Gewohnheit, und dann mit schnellen Schritten zur Gleichgültigkeit, wo nicht gar zum Eckel übergeht; dieß ist eine nur allzubekannte und allzutraurige Wahrheit. Daß Gewohnheit auch die Stacheln des Schmerzens abstumpft, ist nur ein kleiner Trost bey jenem größern Verluste; denn langsamer bleibt hier der Gang, ungewisser der Erfolg, und immer noch unerfreulich die Ausbeute. Doch daß der menschliche Geist, oder vielmehr eine Laune desselben, aus dem Schmerze selbst sich ein Vergnügen, aus der Kränkung ein Labsal, und aus dem, was ihm Anfangs Strafe war, und allen seinen Mitmenschen Strafe seyn müßte, eine Nothdurft zubereiten kann: dieß gehört schon zu den seltenen Ausnahmen, und verdient seiner Seltenheit halber Bemerkung.

Der Kammer-Commissionsrath W.. zu Dresden stand in den Jahren 1740 bis ungefähr 1745 einer der wichtigsten Cassen im Churfürstenthum Sachsen vor; genoß dafür eine ansehnliche Besoldung, und verwal-

tete sein Amt doch mit möglichster — Untreue. Wucherischen Vorschuß, parteyische Zurückhaltung, verfälschte Rechnungen, offenbaren Eingriff sogar in die Staatsgelder, erlaubte er sich. Alles ging ihm eine geraume Zeit unvergolten hin. Endlich verrieth ihn doch sein Wohlleben und die sinnlose Pracht seines Hauswesens. Eine Untersuchung ward angeordnet; Kläger und Zeugen traten überzählig auf. Den ersten Stein hatte Niemand werfen wollen; zum zweyten, dritten u. s. w. drängten sich zwanzig ungerufene Eiferer. W.. wehrte sich zwar so gut er konnte; doch die Gegenbeweise waren allzu zahlreich, und allzusichtlich. Er mußte zuletzt eingestehen, was sich durchaus nicht länger abläugnen ließ.

Selbst diese eingeräumten, von ihm noch nach Möglichkeit verkürzten Summen würden, nach damahls bestehenden Gesetzen, unter funfzig kleinere Diebe vertheilt, alle funfzig erst, in ein dumpfes dreyjähriges Gefängniß, und dann doch noch an den — Galgen gebracht haben. Aber der Herr Kammer Commissionsrath W.. war ein großer Dieb; mithin war es schon strenge Gerechtigkeit, als ihm nach sechsmonathlicher häuslicher Haft Ersatz des Veruntreuten, und — da dieser nicht möglich war, — die Einziehung aller seiner Habe, nebst lebenslänglicher Aufbehaltung im Waldheimer Zuchthause, zuerkannt wurde. Alles Appelliren dagegen ward verworfen. Die Reise ging bald darauf vor sich.

Waldheim war der Ort nicht, wo es einem Manne von W.s erhabener Denkungsart gefallen konnte. Zwar behandelte man ihn auch da Anfangs glimpflich genug; glimpflicher gewiß, als er es ver-

diente, und als man an seiner Statt den kleinsten armen Wildschützen behandelt haben würde. Nicht nur mit aller Züchtigung, sondern auch mit aller eigentlichen Arbeit blieb er verschont; ward wirklich nur aufbewahrt, nicht bestraft. Aber W. liebte Überfluß und Freyheit; und da er Beyde hier weder fand, noch finden konnte, so suchte er wenigstens die Letztere sich zu verschaffen. Drey Mahl entwischte er, aber eben so oft ward er wieder ertappt, und zurückgebracht. Daß mit jeder vereitelten Flucht seine Verwahrung auch strenger wurde, ist leicht begreiflich. Als er aber beym dritten Mahl einen Bund mit mehreren Züchtlingen gemacht hatte; als er bey der Zurückbringung laut erklärte: er werde nach funfzig mißlungenen Versuchen gewiß noch Lust und Muth zum ein und funfzigsten behalten; als er gegen Landesherrn Minister und Gerichte die bittersten Schmähungen ausstieß; und über dieß noch — was das Sinnloseste war! — durch ein trotziges, verächtliches Betragen auch den Hausverwalter *) sich zum Feinde machte: da kam dieser Letztere, den höhere Befehle zur strengsten Vorsicht bey diesem verstockten Flüchtling beredeten, auf einen Einfall, der freylich einen guten Theil von Härte mit sich führte, der aber allerdings jenem unternehmenden Geiste Schranken setzte.

*) Zum Überfluß sey hier erinnert: daß der damahlige Hausverwalter noch nicht Götze war. Diesem braven, in mancher Rücksicht ein biographisches Denkmahl verdienenden Manne hätte eine solche Strenge nicht ähnlich gesehen.

Man zog in W.s ohnedieß nicht sehr großem Zimmer noch eine Wand, die den Bewohner desselben ganz von Thür und Fenster schied. Ein Paar sehr mäßige, überdieß noch vergitterte Öffnungen, viel zu enge, als daß ein menschlicher Körper hindurch sich zwängen könnte, dienten dazu, ihm ein entferntes, sparsames Tageslicht und die nothwendigsten Bedürfnisse durchzulassen. In einer Ecke war eine schmale Schlucht zur Abführung alles Unflaths bestimmt. Ein Bett, ein Stuhl und ein Tischchen machten sein vollständiges Hausgeräth aus. Der ganze Raum, wo er sich auf und ab bewegen konnte, betrug fünf bis sechs Schritt in die Länge, kaum vier in die Breite. Er saß gleichsam in einem gemauerten Schranke."

Wie unsäglich wehe ihm dieß Anfangs that, läßt sich leicht begreifen. Man glaubte im Ernst, er werde unsinnig, so schimpfte, drohte, tobte er. Doch da dieß alles nichts half, gab er sich allmählig in sein Geschick, und ward endlich vollkommen zahm. Lesen geistlicher Bücher — andere brachte man ihm nicht! — und vorzüglich Lesen in der Bibel machte, so lange es licht war, seine ganze Beschäftigung aus. In der Dämmerung ging er eine Stunde, selten anderthalb, in seinem Käfig auf und ab; den Überrest der Zeit lag er auf der Matratze ausgestreckt. So lebte er sechs ganzer Jahre hindurch. Ob es sich mit menschlicher Billigkeit — ja auch Gerechtigkeit nur! — vertrug, einen Menschen, der nun zur Gelassenheit und Geduld, obschon durch Zwang, zurückgekommen war, noch anhaltend so zu behandeln, wie man höchstens gegen Ungestümm und Trotz verfahren dürfte? Dieß hier zu untersuchen, wäre nutzlose Mühe. Genug, daß es geschah! und daß

überhaupt damahls in deutscher Justiz, die chursächsische mit eingeschlossen, Manches erlaubt, löblich, ja sogar sittlich war, wogegen unsere jetzigen aufgeklärten Zeiten sich gewaltig sträuben würden.

Doch indeß W. so in seinem Käfig saß, oder lag, trug sich in seiner, durch diesen Glücksumsturz ganz zerstreuten Familie eine Änderung zu, die auch auf ihn ihren wohlthätigen Einfluß äußerte. Der älteste von seinen Söhnen — ein junger Mann von vielen Geistesgaben, der auf Akademien sich mühsam durchgearbeitet, viel gedarbt, und doch auch viel, zumahl in neueren Sprachen, gelernt hatte — war in die Dienste des für Sachsen damahls so wichtigen, oder vielmehr allvermögenden Grafen von Brühl gekommen. Ein kleiner Aufsatz, französisch, englisch und italienisch zugleich abgefaßt, und dem Premierminister zur glücklichen Minute in die Hand gespielt, verschaffte dem jungen W. die Stelle eines Haussekretärs; Fleiß und Geschmeidigkeit erwarben ihm das Wohlgefallen seines Gebiethers, ein Paar schwierige und doch glücklich ausgeführte Geschäfte sein Zutrauen. Ehe noch ein Jahr verging, zählte man ihn durchgängig zu den Menschen, die über den Grafen sehr viel vermöchten.

Brühls Charakter ist nunmehr wohl bekannt genug. Die Übertreibung der Justi's, die in ihm einen sächsischen Sejan zu sehen wähnten, findet wenig Beystimmung mehr. Doch daß der dienstwillige Günstling eines schwachen Fürsten, bereit, jede Schwäche desselben zu befriedigen, wo nicht gar zu vergrößern, der grenzenlose Verschwender von vielen Millionen, der willkürliche Regent eines ansehnlichen, von der Natur so gesegneten, durch den Erwerbfleiß seiner Be-

wohner fast unerschöpflichen, und durch die Verkehrtheit seiner damahligen Beherrscher doch fast erschöpften Landes — daß dieser unmöglich ein löblicher Staatsmann genannt werden könne, ergibt sich von selbst. Gleichwohl hinderte dieß Alles ihn nicht, auch einige gute und noch mehrere gutscheinende Eigenschaften zu besitzen; und zu diesen letztern gehörte Milde und Freygebigkeit gegen seine eigentliche Dienerschaft. In mehr als einer Rücksicht war Dienst bey ihm dem Dienste beym Landesherrn selbst weit vorzuziehen. Jeder, der sich ihm gefällig zu machen wußte, — was nicht einmahl schwer war, was oft durch eine einzige kleine Schmeicheley bewirkt ward! — konnte einer anständigen, oft auch reichlichen Belohnung gewiß seyn; und wenn er zumahl um Dinge anhielt, die dem Geber selbst kein Geld kosteten, um Bedienstungen, Anwartschaften, Privilegien, — auch wohl um einen Machtspruch vor Gerichte, — so ward eine solche Bitte, mit gehöriger Unterthänigkeit angebracht, fast nie abgeschlagen.

Dieß wußte der junge W. gar wohl und dieß zum Besten seines Vaters zu benutzen, war — was seiner kindlichen Denkungsart Ehre machte — seit dem ersten Tage, als er in Brühls Dienste trat, sein Hauptentzweck gewesen. Deßhalb befand er sich fast ein Jahr schon im Hause des Ministers, besaß schon sein völliges Zutrauen, und hatte ihn in eigenen Angelegenheiten mit keiner einzigen Bitte beschwert. Erst als der Graf selbst diese Uneigennützigkeit bemerkte, und einst mit aufmunternder Freundlichkeit fragte: ob ihm denn in seinem Posten gar nichts abgehe? da bath ihn der Sekretär um die Auferweckung eines armen al-

ten Mannes, der seit 6 Jahren schon lebendig begraben liege, und seine ehemahligen Fehltritte hoffentlich dadurch genug abgebüßt haben werde. — Diese mystische Bitte that, was sie thun sollte. Sie reizte des Ministers Verwunderung und Neugier, und gewann ihn dadurch schon im Voraus. Als er von Allem genauer unterrichtet worden war, lobte er diese Sohnesliebe und dieses bescheidene Begehren höchlich, versprach schleunige Hülfe, und hielt sein Wort pünctlich; fast pünctlicher sogar, als es sich für einen so mächtigen Minister ziemte. Denn nach 6 Wochen schon dachte er von selbst wieder daran, und an den Zuchthausverwalter erging der Befehl: den bisher, wie man mißfällig vernommen, fast allzu hart verwahrten W. sofort seiner Haft zu entlassen, ihn auch mit geziemenden Kleidungsstücken und Reisegelde vorschußweise zu versehen.

Dieses Geboth ward stracks befolgt. W. sah sich aus engster Verwahrung in vollkommenste Freyheit versetzt. Ein Brief seines Sohnes lud ihn ein, wieder nach Dresden zu kommen. Er reiste sogleich zu ihm, ward aufs beste aufgenommen, mit freyer Wohnung, Kost und anständiger Bedienung versorgt. Freylich gebrach ihm noch Manches zu seinem ehemahligen Glanze. Ohne Amt, ohne Vermögen, ohne Einfluß in öffentliche Geschäfte, sah er sich auch noch ohne Ansehen, und beynahe ganz ohne auswärtigen Umgang. Von seinen älteren Bekannten waren viele gestorben, andere entfernt, und selbst die Überbliebenen schienen sich größten Theils seiner zu entäußern. Aber gegenseitig war er auch ohne Nahrungssorgen und Verantwortung. Manches konnte sich im Verfolge noch bes-

fern; und wenigstens war seine jetzige Lage ein goldenes Zeitalter gegen seinen Waldheimer Aufenthalt zu nennen. Wirklich schien er dieß auch Anfangs mit gehörigem Danke zu erkennen; schien heiter und guter Dinge zu seyn, als plötzlich ein unvermutheter Nebel vor seinen Blick sich zog, und die Ansicht des Ganzen gewaltig veränderte.

W., wie schon erwähnt wurde, hatte während seiner Einsperrung gewaltig stark in theologischen Büchern, zumahl in der Bibel sich umgesehen, und war dadurch allmählig (versteht sich in seiner Einbildung!) ein sehr eifriger Christ geworden. Als solcher spürte er bey seinem Sohne eine Änderung, auf die er sich gar nicht vorbereitet hatte. Dieser junge, sonst in vielfältigem Betracht brave Mann, hatte doch in Rücksicht der Religion einen ziemlich schlechten Streich auf sein Gewissen geladen. Er war, des lieben zeitlichen Vortheils willen, katholisch geworden. — Brühl, der, nach gewöhnlicher Sitte königlicher Günstlinge, die sogenannte Majestät gern mit Geschöpfen seiner Hand umpflanzte, und der mit Recht den jüngern W. für einen Menschen hielt, auf dessen Treue er rechnen könne, hatte ihm einen vortheilhaften Posten im geheimen Cabinett angetragen, wenn er sich durch einen Glaubenswechsel in die Gunst des Monarchen setzen wolle. Nicht ohne innern Widerstand war dieser Vorschlag angehört, durch einige bescheiden angebrachte Gründe bestritten, und durch ein kluges Zaudern wenigstens hingehalten worden. Doch als der Minister auf seiner Meinung bestand, da siegten wie gewöhnlich, Furcht, Ehrgeitz und Eigennutz; und gerade den Tag vorher, ehe der Vater aus Waldheim eintraf, hatte der jüngere

gere W. sein neues Glaubensbekenntniß abgelegt. — Den Alten verdroß dieser Schritt gewaltig. Zwar hatte sein Sohn ihm noch nicht einmahl davon die Entdeckung gemacht. Aber der öftere Besuch katholischer Priester, die heimlichen Zuflüsterungen eines alten Bedienten, einige Heiligenbilder im Schlafgemach, verbunden mit ein Paar zweydeutigen Äußerungen im Gespräch, belehrten den Vater hinlänglich, und endlich vernichtete seine Erfahrung an sich selbst auch den kleinsten noch übrigen Zweifel.

Jene, im Hause aus- und eingehenden Herrn Paters waren kaum mit dem Jüngern, wie sie glaubten, zu Stande, so entschloßen sie sich, die einladende Güte der allein seligmachenden Mutterkirche auch auf den ältern verirrten Sünder zu erstrecken; suchten, so oft sie nur konnten, mit ihm ins Gespräch zu kommen, und rückten seiner Ketzerey mit mächtigen Gründen, die jetzt von zeitlichem Heil, und jetzt vom ewigen Nutzen, jetzt von der Wahrscheinlichkeit, sich wieder beym Hofe zu empfehlen, und jetzt aus dem Baronius hergenommen waren, entgegen. Daß der ältere W. sobald er gesonnen war, die erstern Beweggründe nicht gelten zu lassen, wohlgethan hätte, auch die letztern gleich von der Hand zu weisen, sieht jeder Vernünftige leicht ein. Aber er beging die Thorheit, sich wirklich mit ihnen in manchen Kathederstreit einzulassen; suchte ihnen jetzt aus der Apokalypse: daß der Papst der Antichrist — jetzt aus den Episteln Paulus: daß der Kelch gebothen sey, zu beweisen; fing oft bey der Priester-Ehe an, und endete mit dem Fegfeuer; verwickelte sich alle Augenblicke in ihre Sophistereyen; brachte sich dadurch bey Tische um die Eßlust,

bey Nacht um den Schlaf; und ward endlich mit seiner ganzen Lage so mißmuthig, daß er, ohne jedoch einen Menschen zuvor etwas merken zu lassen, beym Minister mit der Bittschrift einkam: aus Gnaden baldmöglichst wieder nach Waldheim geschafft zu werden.

Mancherley sonderbare Bitten waren gewiß schon an Ihro Excellenz, während ihrer gesegneten Landesregierung ergangen; doch eine ähnliche wohl schwerlich. Sie nahmen solche daher für das auf, — was sie auch wirklich scheinen konnte, — für einen Beweis von Verstandesverrückung; ließen ihren ehemahligen Secretär rufen, und ermahnten ihn lächelnd, doch künftig besser auf einen kindisch werdenden Mann Achtung zu geben. Bestürzt eilte der jüngere W. heim, beschwor mit echtem Sohneseifer seinen Vater, zu sagen: was ihm hier abgehe; erboth sich im Voraus zur möglichsten Erfüllung seiner Wünsche; sprach, als er den Grund seines Mißmuths mehr errieth, als erfuhr, mit den unberufenen Bekehrern, und machte dadurch in ihren Ermahnungen sowohl als in ihren Glaubensstreitigkeiten eine Pause. Aber die Seele des alten, nun einmahl aufgeregten W's ward gleichwohl nicht wieder ruhig. Er dünkte sich nun doch in seinem Glauben gestört. Daß er hier nicht leben könne, und doch auch noch nicht sterben wolle, sagt' er ungefragt zu jedem, der es hören wollte. Ungefähr 8 Tage später setzte er sich wieder in Marsch zum Premierminister, verlangte vorgelassen zu werden; warf sich, als man ihm dieses abschlug, geradezu auf den Fußboden im Vorzimmer hin, und schwur hoch und theuer, gutwillig nicht eher von dannen zu gehen, bis er Gewährung seines Gesuches erhalten habe.

„Ich will nach Waldheim! rief er: dorthin ge„höre ich. Dorthin hat ein gerechtes Urtheil mich schon „einmahl geschickt! und dort will ich auch gelassen mei„nen Tod erwarten."

Dieser Vorfall erregte, wie sehr begreiflich, einen gewaltigen Lärmen. So war der Burgfrieden des eigentlichen sächsischen Souverains noch nicht gestört worden. Alle Bedienten des Hauses, alle Fremden im Vorgemach sammelten sich um diesen Liegenden; hielten ihn freylich wieder für rasend; hofften aber doch noch durch gütliches Zureden, oder ernstliche Vorstellung ihn zum Aufstehen oder Weggehen zu bringen. — „Daß hier nicht der Ort sey, wo man so toben dürfe; „daß Se. Excellenz diesen Ungestümm hoch empfinden „und scharf ahnden würden; daß man Gewalt brau„chen, die Wache rufen, oder selbst Hand anlegen „welle; daß Sollicitant sein Verlangen, wenn er ja „darauf bestehe, am besten schriftlich anbringen mö„ge." Dieß alles ward ihm vorgestellt, und dieß alles — fruchtete nichts. Er erhob vielmehr seine Stimme so anhaltend und laut, daß sie wirklich ins Gemach des Ministers drang; daß dieser zwar nicht — was Grandezza und Herzhaftigkeit untersagten! — selbst herauskam; aber sich doch erkundigen ließ, was denn vorgehe? und als er es erfuhr, heraussagen ließ: Er gebe sein Ehrenwort, W's Verlangen solle binnen 3 Tagen erfüllt werden.

Auf diese Bothschaft erhob sich W. augenblicklich. — „Gut sprach er, ich weiche nun. Ich warte so lan„ge; wiewohl gleich jetzt, besser als nächstens wäre. „Aber ich schwöre auch bey Gott dem Allmächtigen, „hält man mir binnen drey Tagen nicht Wort, so

„komm' ich wieder und erneuere den heutigen Auftritt. „Sollte man dann vielleicht sogar den Eingang mir „verwehren, so ruf' ich vor der Hausthür den Pöbel „zusammen, und erzähle ihm: Wie auf einer Seite „die Wölfe in Schafskleidern herumschleichen, und „nach Seelen haschen; indeß man auf der andern Sei„te sogar denjenigen Eingebornen Gerechtigkeit ver„weigert, die für sich selbst das Zuchthaus fordern!" — Diese Worte, so sehr sie die Worte eines Tollen zu seyn schienen, drangen durch. Noch war damahls zwar der Richterstuhl des souverainen Volks keine so allbekannte und allgefürchtete Idee, als sie es später geworden ist. Doch scheute man sich auch hier, die größere Menge durch ausgesprengte Gerüchte zu reizen; gedachte vielleicht bey dieser Gelegenheit an jenen Hahnischen Aufstand *) und entfernte lieber im Ernst den Thoren, dem so viel daran lag, an einen Ort zu kommen, bey dessen Nahmen schon die andern bebten; und von welchem er selbst drey Mahl sich geflüchtet hatte.

Aber freylich war in der Art, wie er jetzt und ehemahls seinen Einzug im Schlosse Waldheim hielt, ein gewaltiger Abstand. Er kam jetzt nicht mehr zur

*) Dieser noch vor zwanzig oder dreyßig Jahren in Dresden sehr bekannte Aufstand ward durch den Mord erregt, den ein katholisch gewordener Trabant, Laubler, an dem lutherischen Geistlichen, M. Hahn, beging; wo dann der Pöbel diese, in jedem Betracht sinnlose Abscheulichkeit den Katholiken — aber gewiß dieß Mahl ohne Grund! — zur Last legte.

Strafe, sondern auf eigenes Verlangen, in keiner Rücksicht als Züchtling, sondern als ein Kostgänger hin, in dessen Willkür es stand, diesen Ort wieder zu verlassen, sobald er wolle. Ein vom Minister unterzeichneter Befehl trug daher auch bloß dem Hausverwalter auf, für den Unterhalt dieses Ankömmlings zu sorgen, und nebenbey ein aufmerksames Auge auf seine Reden und Thaten zu haben; sein Sohn setzte ein beträchtliches Taschengeld für ihn aus; die ihm zugetheilte Kost war, wie sie den sogenannten Distinguirten gereicht wird; und eines der lichtesten, geräumigsten Zimmer sollte seine Wohnstube seyn. Doch gerade diese Auszeichnung gefiel W. keineswegs. Er schüttelte den Kopf, so wie man ihn einführte, und seine allererste Bitte an den Hausverwalter war: ihm jenes Gemach, das er so lange bewohnt habe, wieder einzuräumen. Ein Paar Einwendungen dagegen schienen sogleich seine Laune gewaltig zu verstimmen; man brachte ihn daher endlich wirklich in solches. Er hielt sein erstes Nachtlager darin, und erschien des andern Morgens mit einem neuen Begehren; denn er forderte — seine Wand zurück.

Diese Querwand nähmlich — das Andenken eines Zwanges, dessen sich der Erfinder doch vielleicht im Verfolge selbst schämte, und deren Andenken man eben nicht zu verewigen strebte, — war schon den Tag darauf, als W. seine Freyheit erhalten hatte, weggenommen worden; und W's. Verlangen darnach betrachtete man als das unläugbarste Zeichen einer Geistesverrückung, welcher bald vielleicht die volle Raserey nachfolgen werde. Man nahm daher zu den freundschaftlichsten Vorstellungen, zum lachenden Spott,

und endlich zur ernstlichen Verweigerung seine Zuflucht. Nichts half, W. blieb auf seinem Kopf und seinem Begehren. Ja, als der Hausverwalter endlich mit den Unkosten sich entschuldigte, die unnöthig erzeugt werden würden, und vorgab: daß er erst höhern Orts anfragen müsse; erboth sich W. sogleich auch diese Schwierigkeit zu heben, und seines Taschengeldes so lange zu entbehren, bis die Bauausgabe davon bestritten wäre. Ihm weiter auszulenken, war unmöglich. Der Hausverwalter, um ihn nicht stärker zu reizen, gab nach. Am dritten Tage schon stand dieses Gemäuer in seiner vorigen Häßlichkeit wieder da. Eine kleine Thür, die er öffnen konnte, aber nie öffnete, war die einzige Verbesserung, die W. und zwar auch diese ungern — anzubringen erlaubte. Immer noch hoffte man, daß im Verfolge sein Eigensinn dieses sich selbst auferlegten Zwanges überdrießig werden würde; aber man hoffte vergebens. Er lebte volle sieben Jahre in diesem Käfig. Nur drey Mahl in dieser ganzen Zeit verließ er ihn auf ein Paar Stunden. Auch dann geschah es bloß auf langes, vergebliches Begehren des Hausverwalters, der ihn an seinem Geburtstage zu Tische einlud.

In allem Übrigen beobachtete er die vorige Lebensart. Nie entfuhr ihm die geringste Klage, das kleinste unzufriedene Wort. Er versicherte oft: er würde diese seine enge Wohnung mit keinem königlichen Schlosse vertauschen. Von Wahnsinn, oder auch nur Aberwitz, ließ keine Spur bey ihm sich blicken. Er war fromm — sehr fromm und nichts weiter. In der Mitte des siebenjährigen Krieges starb er, nachdem er nur wenige Stunden gekrankt hatte. — Der Verfasser dieses Aufsatzes sprach selbst mit mehreren glaub-

würdigen Personen, die diesen Sonderling gekannt, ihn in seinem gemauerten Schranke gesehen und gesprochen, und nicht den geringsten Vortheil dabey hatten, diese Geschichte etwa zu verändern oder zu verschönern.

Edle Geistesgegenwart eines französischen Dragoners.

Wahre Anecdote.

Im siebenjährigen Kriege zog die französische Armee, von der hannöverischen gedrängt, einst schnell sich zurück, und der Feind folgte ihr dicht auf dem Fuße in drey Colonnen nach. Ein äußerst dichter Nebel fiel ein, und die Armeen kamen sich bis auf eine Viertelstunde nahe. Ein französischer Dragoner, der seitwärts in ein Dorf geritten war, und sich verspätet hatte, wollte nun seinem Regimente nach, als er plötzlich auf beyden Seiten den englischen Marsch schlagen hörte, und dadurch auf's gewisseste überzeugt ward, daß er mitten unter den Feinden sich befinde. Noch schützt' ihn der Nebel, der kaum einige Schritte weit ihn sehen ließ, und er eilte, so viel er konnte, um sich zu retten. Indem er dieß that, sah er einen hannöverischen Officier, der zwischen seinen Colonnen sich ganz sicher glaubte, daher gesprengt kommen. Der Franzose rief auf's unvermuthetste ihn an: „Pardon gebethen! oder ich schieße dich vom Pferde." — Betäubt durch einen so unvermutheten Angriff, und in der Meinung, daß er wirklich unter die Feinde gerathen seyn müsse, wähl-

te dieser das Erstere, und ergab sich. Aber kaum hatte er es gethan, als er abermahls den Marsch seiner Landsleute hörte, und von Neuem überführt ward, daß er noch völlig zwischen Freundes-Heer sich befinde.

„Was willst du denn? sprach er zu seinem Überwinder, sind wir nicht in den englischen Colonnen? Wie kannst du mich hier anzugreifen wagen?"

„Ich weiß gar wohl, wohin ich mich verirrt habe, erwiederte dieser, und wo ich gern wieder herauszukommen wünschte. Doch jetzt ist mein Fall zweyerley; entweder ich werde entdeckt, und dann bin ich dein Gefangener, oder ich komme glücklich aus euern Colonnen heraus, und du bleibst dann der meinige.

Vergebens both der Engländer, durch das Schimpfliche in dieser Überraschung gekränkt, Uhr, Börse, was er nur bey sich hatte, zum Lösegeld ihm an. Der Franzose blieb auf seinem Entschlusse, und das Glück wollte ihm so wohl, daß wirklich dessen Durchsetzung ihm gelang.

Der Erzähler dieser Anecdote, ein Mann von Stande und erster Glaubwürdigkeit, war selbst zugegen, als der brave Dragoner seinen Gefangenen an Prinz Xaver von Sachsen ablieferte. Möglich, daß ich, durch ihn unterstützt, bald meinen Lesern noch mehrere Anecdoten aus diesem siebenjährigen, an edlen Zügen so reichen, und für den Geschichtschreiber immer noch nicht erschöpften Kriege mittheilen kann.

Sonderbarer Traum.

Der eigenen mündlichen Erzählung eines ehrwürdigen, noch lebenden Freundes, mir als braver Mann und verdienter Arzt zweyfach schätzbar, verdanke ich das nachstehende Beyspiel eines Traumes, der zwar nicht einzig in seiner Art, aber doch gewiß selten ist. — Zu ihm kam vor ungefähr vierzig Jahren ein Pachter, ein Mann, schon in den Sechzigen, und seit vier und zwanzig Jahren mit einer der grausamsten Krankheiten geplagt. Denn ein Geschwür in der Urinblase nöthigte ihn, alle 5 oder 6 Minuten unter fürchterlichen Schmerzen einige Tropfen Urin zu lassen; seit langen Zeiten wußte er nicht mehr, was der Schlaf von einer Viertelstunde sey; größten Theils aus einem zähen Eiter bestand sein Wasser. Hemorrhoidalische Zufälle, die ein einziger in froher Gesellschaft *) zugebrachter Abend

*) Er hatte nähmlich mit einem seiner Freunde, der Tags darauf Hochzeit machen wollte, den von Bauern so genannten Rammelabend begangen; wo freylich etwas stark Wein gezecht worden war, und wo er gleich darauf Blut urinirt hatte.

in ihrem ordentlichen Gange unterbrochen, waren der Grund dieses Übels; eine große Menge von Doctoren hatte er schon befragt und gebraucht, keiner ihm zu helfen vermocht.

Auch der Trost, den unser Arzt ihm gab, war gar keiner. Er gestand ihm frey heraus: daß er bey der langen Einwurzelung dieses Übels, bey dem Alter des Kranken, und bey den vielen mißlungenen Versuchen anderer Ärzte, den Schaden für unheilbar halte. Aber der Leidende, der nach gewöhnlicher Sitte der Unglücklichen, auch im größten Leiden doch von der Hoffnung nicht Abschied genommen hatte, war nicht so leicht abzuweisen. — „Es sey hart," erwiederte er, „alle Hülfe Gottes ihm zu versagen. Er habe nun einmahl noch zu diesem Arzte sein Zutrauen, und er bitte ihn daher inständigst um Arzney und Anwendung aller möglichen Mühe!" — Dieser letztern Bitte hätte es eigentlich nicht bedurft, denn der gutmüthige Doctor, durch des Kranken Leiden, und durch seinen treuherzigen Ton und Blick auf's innigste gerührt, dachte wirklich von der Stunde an auf nichts sehnlicher, als ihm für sein Zutrauen, wenn nicht Genesung, doch wenigstens Linderung zu verschaffen; schlug bis zum Schlafengehen in allen Büchern und Heften nach, nahm eigene Erfahrung, eigenes Nachdenken zu Hülfe, und war doch mit allen diesen Mitteln nicht so glücklich, zu finden, was er suchte.

Indem er so sorgenvoll mit diesem Gedanken schlafen ging, träumte ihm: Es rathe ihm jemand, den Drelincurtium zu lesen, so werde er seines Wunsches gewährt werden. Hier erwachte er. Nie in seinem ganzen Leben erinnerte er sich, etwas von einem solchen

Ärzte, solchem Schriftsteller gehört, gesehen, gelesen zu haben; gleichwohl dünkt' ihm der Traum sonderbar; er stand auf, zeichnete den Nahmen sich an, und eilte des andern Tages zu seinem Freunde, dem verstorbenem Buchhändler Walther, um ihn zu fragen, ob er einen Autor dieses Nahmens kenne? Er erhielt verneinende Antwort. Alle nur mögliche Katalogen wurden nachgeschlagen; man fand nichts. Aber unser Doctor bestand fest darauf, es soll deßfalls an die auswärtigen Buchhandlungen in Leipzig geschrieben werden. Walther that es, und siehe da, zu meines ehrwürdigen Freundes eigenem Erstaunen erhielten sie nach einigen Wochen einen ziemlich dünnen Quartband, den Drelincourt, ein Franzose, ein Mann, von dem sie in ihrem Leben kein Wort gewußt, unter dem Titel: Opera medica geschrieben hatte; noch mehr, es fand sich in diesem Buche wirklich ein Mittel, durch welches der Kranke so weit genas, daß er oft nachher zu zwey Stunden an der Tafel seines Edelmanns ganz ohne Beschwerde sitzen konnte, den größten Theil seiner Schmerzen verlor, und sein Leben bis auf 74 Jahre brachte.

Wie man diesen Traum doch bis zu einer gewissen Art von Rückerinnerung drehen und zwingen wird, das begreife ich zwar wohl, aber mit der größten Überzeugung versichert mein Gewährsmann wenigstens, nie etwas vorher von diesem Drelincourt gehört noch gewußt zu haben; und ein Mann von Wahrheitsliebe ist er sicher.

Wohlthätigkeit eines gemeinen, und doch wahrlich nicht gemeinen Mannes.

Wörtlich wahre Anecdote.

Zu Anfang des Winters 1793 stand eines Morgens zu Prag ein armer Mann, der gern gearbeitet hätte, und nichts zu arbeiten fand, traurig, mit verschränkten Armen, an der Hausthüre seiner kleinen Wohnung, und dachte seinem strengen, ausgezeichnet strengen Schicksale nach. Er war Gatte und Vater von neun Kindern. Alle waren noch unerzogen, alle ohne Brot, ohne Bett, ohne Kleidung, ohne Aussicht einer bessern Zukunft; sein ältester Sohn, ein Bursche von zwanzig Jahren, litt unbeschreiblich an epileptischen Zufällen, und ward überdieß von einem Heißhunger gequält, der doppelt schmerzlich mit seiner hülflosen Dürftigkeit abstach; und in allem diesen Jammer befand sich jener unglückliche Vater ganz ohne sein Versehen, oder höchstens durch einen einzigen, etwas gewagten, und doch so verzeihlichen Schritt!

Er war nähmlich von Geburt ein Prager, hatte die Conditorey erlernt, und lange in der Fremde,

vorzüglich in Schlesien, sich aufgehalten. Dort hatte er geheirathet, und allmählig eine so zahlreiche Familie zusammen gebracht. Dort hatte er auch bey mehreren Herrschaften in Diensten gestanden, sich immer anständig fortgeholfen, und von ihnen allen die beßten Zeugnisse aufzuweisen. Nur ein unglückliches Ungefähr wollte, daß er in seiner letzten Condition seinen alten, gütigen Herrn, durch den Tod*), und zwar gerade zu der Zeit verlor, wo man, den öffentlichen Zeitungen nach, in Prag die glänzendsten Anstalten zur Huldigung von Leopold II. machte. Da unser Conditor schon längst einen innern Trieb zur Rückkehr in seine Vaterstadt empfunden hatte, und dort bey einer so festlichen Gelegenheit leichter als sonst und irgendwo anzukommen hoffte, so hatte er den unglücklichen Einfall, sich wieder mit Weib und Kindern dahin zu verpflanzen, und führte ihn wirklich aus. Zwar Anfangs gelang es ihm auch, bey der k. k. Conditorey auf hiesigem Schlosse mit angestellt zu werden. Aber der Hof kehrte in wenig Wochen nach Wien zurück; unser armer, halber Fremdling ward entlassen, both wohl an zwanzig Orten seine Dienste an, fand aber überall den Platz schon besetzt. Vergebens suchte er wenigstens eine einstweilige Versorgung, als Hausmeister, Thürsteher oder von einer anderen ähnlichen Art zu erhalten; jeder ehrliche Ausweg, den er einzuschlagen sich be-

*) Es war ein Graf von H—f—ld. Der Sohn und Erbe desselben verabschiedete die ganze Dienerschaft des Vaters, weil er eine vierjährige Reise anzutreten Willens war.

mühte, mißlang. Eben seine zahlreiche Familie erschwerte alles Unterkommen sowohl, als alles Weiterreisen. Nach und nach setzte er nicht nur sein erübrigtes weniges, bares Geld, sondern auch alle seine andern Habseligkeiten zu. Das Almosen einiger mitleidigen Seelen fristete zwar noch das physische Leben der Verarmten. Doch kaum hatten die Kinder noch das nöthdürftigste Gewand, um ihre Blöße zu bedecken. Oft schien die Sonne schon lange in ihr Zimmer, und sie wußten noch nicht: wo Brot für den nächsten Mittag herzunehmen sey? — Wie sollte es jetzt erst werden, da der Winter einzubrechen, und tausend Nothdürftigkeiten zu fordern begann?

Indem der arme Conditor dieß Alles so bey sich überlegen, und freylich wohl in seiner Miene Gram genug ausdrücken mochte, blieb unter den Vorübergehenden ein Mann, in einen Mantel eingehüllt, bey ihm stehen, und fragte: was ihm fehle? Es war, das zeigte seine ganze Kleidung, nur ein gemeiner Mann, von dem sich wenig oder gar keine Unterstützung hoffen ließ; da aber dem Unglücklichen schon dann immer ein gutes Theil leichter um das Herz wird, wenn er nur Jemanden findet, der Antheil an seinem Kummer nehmen will, so ließ sich auch unser Conditor nicht lange bitten, allen oder doch seinen hauptsächlichsten Gram vor diesem Fremden auszuschütten. Aufmerksam hörte derselbe ihm zu, sprach am Ende ein Paar Worte von Bedauerung, und — ging.

„Wenn er dir wenigstens auch nur ein kleines Almosen gegeben hätte, mochte wahrscheinlich die Empfindung des bekümmerten Vaters bey diesem Weggehen seyn. Er sah dem Fremden noch einige Schritte

nach, und verfiel gar bald wieder in sein voriges düsteres Nachdenken; wenige Minuten, vielleicht auch eine Viertelstunde (denn nichts ist trügender als die Zeitrechnung der Schwermuth!) mochte es gedauert haben, als ihn wieder Jemand bey der Hand faßte. Er blickte auf, und es war — der vorige Fremde, der abermahls, doch jetzt in einem bloßen Oberkleid vor ihm stand. „Nehmt hin! sprach er, und reichte ihm eine Handvoll kleiner Silbermünze: es sind vier Gulden. Ich hätte Euch vorhin gern schon etwas und noch mehr gegeben; aber ich hatte selber nichts. Jetzt habe ich meinen Mantel verkauft. Hier ist das Geld dafür! Ich sehe, Ihr braucht es noch nöthiger, als ich den Mantel." Indem der Conditor ganz erstaunt da stand, indem er eben seinen Dank stammeln, und wenigstens nach dem Nahmen seines Wohlthäters fragen wollte, war dieser schon weg. Nie haben ihn seine Augen wieder gesehen.

Wenn es edle Handlungen gibt, die man beym Erzählen dadurch entweiht, daß man über ihren Werth auch nur ein Wort weiter spricht, so ist diese gewiß eine davon.

Die

Die schönste Grabschrift.

Im Gespräche einiger Freunde wurde ein Mahl die Frage aufgeworfen: Welche Grabschrift wohl für die schönste unter allen bisher bekannten gelten könne? — Ganz leicht dürfte diese Auflösung nicht seyn. Denn gerade in diesem Puncte haben die Menschen, bald für sich selbst, und bald für andere, schon unsäglich viel Kunst verschwendet. Schmeicheley und Eigenliebe, Gefühl und Schwärmerey, Witz und Scharfsinn, Laune und Einbildungskraft fanden hier Raum und Abwechslung im Überflusse. Doch ob an edler Einfalt, an reichhaltiger Gedankenfülle diejenige, die Theodos III. sich bestellte, zu übertreffen sey? — daran zweifle ich wenigstens so lange, bis man mich eines Bessern belehrt.

Dieser Theodos war Anfangs ein bloßer Beamter bey den kaiserlichen Staatsgefällen zu Adramitum in Phrygien. Die Soldaten einer griechischen, gegen die Sarazenen ausgeschickten Flotte zwangen ihm in einem Aufstande die Kaiserwürde, so sehr er sich dagegen sträubte, auf, und Anastasius II. mußte ihm auf dem Throne Platz machen. Er regierte löblich, nur allzu mild. Doch bald darauf erschien Leo, der Isau-

rier, an der Spitze einer fürchterlichen Landmacht; und kaum hörte Theodos: daß sein einziger Sohn in Leo's Hände gefallen sey, so erboth er sich zur freywilligen Entsagung der Herrschaft und zur Wahl des geistlichen Standes, wenn man ihm verspräche, seines Lebens zu schonen. Dieß geschah. Theodos und sein Sohn gingen zu Ephesus ins Kloster. Nie fiel dem herabgestiegenen Monarchen ein, nur den kleinsten Anspruch auf weltliche Hoheit zu erneuern. Doch lebte er in allgemeiner Achtung, und starb sogar im Geruche der Heiligkeit. Auf sein Grabmahl aber geboth er das einzige Wort zu setzen: Genesung!

Und ich wiederhohle es: Nie floßen nach meiner Empfindung Tugend, Philosophie und Religion so enge in einem Worte zusammen.

War dieser Betrug verzeihlich?

Karoline, Gräfin von Maltzahn, stand jetzt an einem Zeitpunct, der Wenigen gefällt, am Schlusse ihres mittlern Älters. Den größten Theil ihres Lebens hatte sie in der Residenz und am Hofe zugebracht; war, weil es ihr Vater geboth, die Gemahlin eines geheimen Raths und Kammer-Präsidenten, — weil es der Fürst so haben wollte, Oberhofmeisterinn bey der Herzoginn geworden; hatte durch Rang und Reichthum Achtung genug genossen, und doch auch oft eine gewaltige Öde in ihrem Herzen gefunden. Denn dieses Herz, von Natur einfach und sanft, sah sich ganz gegen seinen Wunsch in das Gewirr der großen Welt geworfen, freute sich eines edlen Gefühls mehr, als alles adeligen Schimmers; strebte nach dem Beyfall des eigenen Gewissens stärker, als nach den Lobsprüchen des feinen, oft überverfeinerten Zirkels; verrieth sich oft durch freymüthige Äußerungen der Zunge, und ward eben deßhalb nicht selten verkannt, und verspöttelt.

Im 50. Jahre verlor sie ihren Gemahl, dessen Ministerstolz sie oft durch ihre abstechende Sanftmuth

gemildert, den sie durch linde Bitten von mancher Ungerechtigkeit abgehalten, und in dessen Amtsgeschäfte sie doch nie sich eingemischt hatte. Von nun an strebte sie, ganz dem Hofe sich zu entziehen, trat ihren Posten ab, um den sofort 20 Damen sich zankten, und 19 krank wurden; wählte sich ein Landgut, fern von der Hauptstadt zu ihrem Wohnort, und ward, — da sie bisher nur die Mutter eines Sohnes gewesen war, — jetzt die Mutter von mehr als 100 Familien.

Denn seitdem sie hier lebte und webte, überall mit eigenen Augen sah, mit eigenen Ohren hörte, — seitdem wagte es keiner ihrer Beamten mehr, den Schweiß des Unterthanes zu erpressen; seitdem blieb keine, noch so linde Klage mehr ungehört, keine billige ungeachtet; seitdem ward der fleißige Arbeiter belohnt, der träge ermuntert, der dürftige unterstützt. Sie ging fleißig hinab in die Hütten, und erlaubte es eben so gern, daß man auf das Schloß zu ihr komme. Zu ihr schlich oft am Stabe der Greis und der Kranke, und hohlte sich Arzney oder Labung; zu ihr nahm der Bedrängte in jeder Verlegenheit seine Zuflucht; selbst der Zwiespaltige übertrug ihr die Entscheidung seines Zwistes, und befolgte — ihr Urtheil, das sie gewöhnlich nur einen Rath zu nennen pflegte.

Einst, als sie bey der Kirchweih ihres Dorfes den Tänzen zusah, die, nach dortiger Landesart, unter freyem Himmel, im Schatten einer großen Linde aufgeführt wurden, brachten ihr die jüngern Mädchen des Kirchspiels einen großen, zierlich gewundenen Blumenkranz, nebst einer Art von Glückwunsch. Die Sprecherinn dieses Reimchens war eine kleine, un-

gefähr zehnjährige, blauäugige Blondine; und die sechzig oder siebenzig Worte ihrer Rede waren so ausdrucksvoll, so gut gewählt, daß die Gräfinn sich nicht enthalten konnte zu fragen: wer dieses artige Compliment sie gelehrt habe? Sie staunte, als das kleine Geschöpf ganz dreist erwiederte: es sey nur ihre eigene Erfindung gewesen; staunte noch mehr, als sie beym weitern Gespräch fast lauter solche Antworten bekam, die auch dem Besterzogensten Stadtmädchen keine Schande gemacht hätten. Sie erkundigte sich nun genauer nach derselben, und erfuhr, daß ihre Ältern gerade zur dürftigsten Classe im ganzen Dorfe gehörten, und mit sieben lebendigen Kindern reichlicher, als sie wohl wünschten, begabt wären. Sie winkte der Mutter, die von ferne stand, näher zu treten, und vernahm von ihr: „daß dieses Mädchen schon im dritten oder vierten Jahre so viel Lust zum Lesen und Schreiben geäußert, daß sie nicht eher geruht, bis man zur Schule sie geschickt habe; daß sie dort in wenigen Monathen mehr, als ihre übrigen Geschwister in so vielen Jahren, gelernt hätte; — daß sie auch zum Nähen und Spinnen viel Hang und Geschick, aber gar herzlich wenig Lust zu aller gröbern Handarbeit zeige."

Jedes Wort dieser Erzählung bestätigte die Gräfinn in dem gleich Anfangs gehegten Gedanken, daß in diesem Mädchen mehr geistige Anlage sich befinde, als einer bloßen Bäuerinn nothwendig, ja auch wohl zuträglich sey. Es entstand in ihr der Vorsatz, dasselbe für sich, dem Nahmen nach als eine Kammerdienerinn, in der That zur Gesellschafterinn aufzuziehen. Sie machte der Mutter gleich in der ersten Wärme einen förm-

lichen Antrag deßhalb, und man kann leicht erachten daß derselbe vom Kind, und von den Ältern mit tausendfacher Freude, tausendfachem Dank angenommen ward. Louise — denn in diesen wohlklingenden Nahmen ward das einfachere Elisabeth umgewandelt — kam schon den andern Morgen, als Pflegekind auf das Schloß. Dem Pfarrer des Orts, einem jungen, braven Mann, ward ihr Unterricht, alltäglich ein Paar Stunden hindurch übertragen; was er ihr lehrte, waren nicht tief wissenschäftliche, aber nützliche Kenntnisse, in jeglichem Stande heilsam. Die Gräfinn selbst unterwies das kleine schmeichelnde Mädchen in den anständigsten weiblichen Arbeiten; einige andere ließ sie ihr zeigen. Louise lernte willig, begriff schnell, und behielt fest. Jede Beschäftigung im Hauswesen, und im weiblichen Putz gelang ihr. Sie zeigte bey manchen Vorfällen einen guten natürlichen Geschmack, den Anwendung noch verfeinerte. Da die Gräfinn eine beträchtliche Büchersammlung besaß, und solche fast mit jedem Monath verstärkte, da sie die besten Schriften damahliger Zeit von Louisen sich vorlesen und noch andere auszugsweise erzählen ließ; da sie oft Briefe an ihre Freunde und Freundinnen ihr in die Feder sagte, so ward auch des Mädchens Geist durch Selbstlesen und Nachdenken hinlänglich ausgebildet. Fünf volle Jahre vergingen ihr, als so viel einzelne Wochen. Als sie am Schluß des sechzehnten Sommers stand, war sie im ganzen weiten Sinn des Worts, ein höchst liebenswürdiges, auch im Äußern reizend geformtes Mädchen geworden. Ihre gütige Pflegemutter entwarf im Stillen zu ihrer Versorgung schon manchen Plan. Daß sie ihr nahe bleiben sollte, war die Bedingniß bey je-

dem; — aber das Schicksal, das so oft menschlicher Hoffnung spottet, hatte auch über Louise ganz etwas Anderes beschlossen.

Die Gräfinn Mallzahn hatte — wie schon früher erwähnt wurde — einen einzigen bereits erwachsenen Sohn. Wenige Tage vor dem Tode seines Vaters war er auf Reisen gegangen; hatte mit Gemächlichkeit ganz Europa durchwandert, und dann, wenn nicht ganz nach Wunsch, doch mit Bewilligung seiner Mutter, den Kriegsstand sich erwählt. Er war ein schöner, wohlgebauter, — aber auch ganz in den Grundsätzen der großen Welt aufgezogener und eingeweihter junger Mann; im Charakter mehr nach Vater, als Mutter gerathen. Schon sechs Jahr von ihr entfernt, hatte er nun Urlaub auf ein Paar Monathe genommen, und trug in Geheim manche Sorge, wie er diese wohl auf dem allzu stillen Landgute hinbringen werde. In den Briefen seiner Mutter hatte er zwar einige Mahl gelesen, daß sie ein Bauermädchen nach ihrer Hand sich ziehe, aber auch stets nur wenig darauf geachtet. — „Es wird ein Kammerkätzchen von gewöhnlichem Schlage seyn!" dachte er, und stutzte daher um so stärker, als er Louise das erste Mahl sah, und im Gespräche mit ihr bald fand, daß sie alle Unschuld des Landmädchens mit der Munterkeit einer Städterinn verbinde; daß sie zwar noch nie einen Ball oder ein Theater gesehen habe, aber doch ihren schönen Körper mit Anstand trage; daß sie durchaus nicht mit Witz und Belesenheit prahle, und doch Beydes in hohem Grade besitze. Er machte zuerst seiner Mutter ein schmeichelhaftes Compliment über ihre Schöpfungsgabe, und sagte dann Louisen selbst ein Paar artige Lobeserhebungen: sie

hörte solche mit schamhafter Verbeugung und schweigend, aber doch wahrscheinlich nicht mit Mißfallen an. Er hatte nun oft mit ihr zu sprechen, und blieb oft Viertelstunden lang im Vorbeygehen an ihrem Arbeitstischchen stehen; plauderte, scherzte mit ihr, und Louise — hatte dagegen nichts einzuwenden. Aber bald versuchte er auch — wenn nur die Mutter den Rücken wandte, — als ein wahrer junger Officier sich größere Freyheiten herauszunehmen; und ein Betragen dieser Art war für Louise gänzlich neu. Ihre Scham und Unschuld fand sich hierdurch höchlich beleidigt. Sie stieß die Hand, die nicht bloß ans Kinn greifen, den Arm, der sie umschlingen wollte, rasch und ernsthaft zurück; ja sie vermied von nun an alle Gelegenheit, sich nur eine Secunde lang mit ihm allein zu befinden.

Doch eben diese Sprödigkeit mehrte die Begier des Grafen. Er konnte sich's nicht einbilden, daß dieß Ernst sey. Schlau genug wußte er es einzuleiten, daß seine Mutter bald darauf auf einige Tage zu einer nachbarlichen Freundinn verreiste, und Louise daheim ließ. Noch schlauer versuchte er, unter dem Vorwand eines Morgenspazierritts, auch von dort sich auf einige Stunden zu entfernen; sprengte nach seinem Gute; band sein Pferd in einem Gebüsche des englischen Schloßgartens an, und schlüpfte durch eine Hintertreppe hinauf, spornstreichs nach Louisens Zimmer. Das gute, sich sicher dünkende Mädchen, seit wenigen Minuten erst aus den Federn gekommen, stand so eben in einem leichten Nachtgewand vor dem Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Plötzlich hörte sie ihre Thür mehr aufreissen als aufmachen, blickte betroffen sich um, und sah den Grafen. Sein Eintrit glich einer Erscheinung.

Doch eben dieses halb bewußtlose Erstaunen, eben diese Halbbekleidung hatte der junge Wollüstling gehofft, gewünscht; — und fand sie jetzt zweyfach reizend. Er erneuerte nun seine Bitte: brachte seine Worte so schnell und kräftig als möglich an; bath freylich vor der Hand nur um ein Paar willige Küsse, schritt aber, als er die ehemahlige Antwort wieder erhielt, zu so ernsten Maßregeln, daß es einer wahren — Gewaltthätigkeit glich; daß es vielleicht auch nur das Vorspiel zu einer seyn sollte.

Doch die sonst wahrlich nicht überstarke Louise rang jetzt mit Riesenkräften. Ihre beyden Hände stießen den Angreifer weit von sich. Mit einem Sprunge war sie dann in einer nachbarlichen Kammer; rasch verriegelte sie die Thür derselben von innen. Eben so, fast unglaublich schnell, schlüpfte sie durch ein Fenster auf einen langen Gang, von welchem eine verborgene Stiege auf den Schloßhof führte. Mit zehn oder zwölf Sprüngen war sie unten; und dann — sich nicht umsehend, ob irgend jemand ihr folge, ja selbst ihrer Halbnacktheit nicht achtend, — flog sie immer quer durchs Dorf zur Hütte ihrer Ältern.

Nicht wenig erschracken diese, als so ganz unerwartet, zu der Zeit, und in der Gestalt ihre Tochter hereintrat, oder vielmehr hereinstürzte. Noch größer ward ihr Erstaunen, als Louise endlich Athem gewann, und ihnen dann ganz offenherzig die Ursache ihrer Flucht gestand. Zwar konnten Vater und Mutter, — Beyde ein Paar ehrliche Grauköpfe, die in der Einfalt ihres Herzens über Zucht und Ehrbarkeit ganz nach der Vorschriften der Bibel dachten, — das Betragen ihrer Tochter nicht tadeln, suchten fürs erste nur, sie zu

trösten, und traten dann mit ihr in Überlegung, was nun anzufangen sey? Aber freylich diese Letztere war höchlich schwer. Zurück aufs Schloß wollte Louise für keinen Preis mehr gehen. Eben so wenig konnte sie auch bey ihren Ältern bleiben. Nicht gerechnet, daß die Armuth derselben, — wiewohl die milde Gräfinn manchen Zuschuß ihnen gewährte, — keine neue Kostgängerinn duldete; nicht gerechnet, daß die nun schon an bessere Nahrung gewöhnte Louise hier gewiß nicht mehr sich wohl befunden hätte, so war sie ja hier nicht einmahl vor den Zudringlichkeiten des jungen Grafen gesichert! Seine Mutter konnte, wenn es ihr falsch vorgetragen ward, eine solche Entfernung leicht sehr übel deuten; konnte ihrem Sohne mehr als einer Fremden glauben; konnte ihre Rückkunft fordern, und im Weigerungsfall des schwärzesten Undanks sie beschuldigen. Kurz im Dorfe selbst durfte Louise keineswegs bleiben; nur, wohin sie sich begeben sollte, das wußte sie nicht; das wußten weder Vater noch Mutter.

Endlich ward man einig, den Herrn Pfarrer deßfalls zu befragen. Er hatte ja Theil an Louisens Erziehung; hatte bey jeder Gelegenheit sie höchlich gelobt, war ein Mann von Klugheit und Frömmigkeit zugleich. Unter dem Vorwande, daß seine unpäßliche Gattinn sich nach einem Zuspruch ihres Beichtigers sehne, lockte ihn Louisens Vater herbey. Er stutzte nicht wenig, als er, statt der vermutheten Kranken, die gesunde, aber höchst traurige Louise hier fand, und von ihr beschworen ward, mit einem guten Rath ihr Beystand zu leisten. — Höchst wahrscheinlich, daß Ihro Wohlehrwürden im Herzen wünschten, mit einem solchen Ansuchen verschont zu bleiben, und daß sie be-

sorgten, im Verfolg von jeder Einmischung nur Verdruß zu haben. Er bestrebte sich daher auch einige Minuten hindurch, dem furchtsamen Mädchen die Gefahr geringer, als sie sich dieselbe denke, zu schildern. Er rieth ihr Rückkehr — Vorsicht — im höchsten Nothfall: Aufrichtigkeit gegen ihre Wohlthäterinn. Er hatte in jeder Rücksicht Recht mit dieser Ermahnung. Aber als er Louise unerschütterlich in ihrem Vorsatze fand, als sie mit Thränen betheuerte: nun so wolle sie allein, bloß im Vertrauen auf Gott und ihre Unschuld, in die weite Welt gehen, und sehen, wo sie bleiben werde; da rührte ihn diese, zwar übertriebene, aber auf einen guten Boden aufschießende Schwärmerey; da fiel ihm wirklich zuletzt ein Auskunftsmittel ein; und er rückte mit demselben, doch erst nach manchem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit, hervor.

Er hatte zu Dr** eine weitläufige Verwandte, die von der Haubensteckerinn nach und nach bis zur Putzhändlerinn aufgestiegen war, und eine beträchtliche Kundschaft haben sollte. Ihr Ruf war unbescholten: nicht als ob sie die ganze Lebenszeit hindurch von Stein und Marmor gewesen wäre; aber sie stand nun tief in den Vierzigen, und war häßlich, wie die Sünde. Der Näherinnen brauchte sie immer viele. Louisens Geschicklichkeit konnte ihr vielleicht nützlich seyn. An diese erboth sich der Pastor daher einen Empfehlungsbrief zu schreiben. Mit Entzücken nahm Louise dieß Erbiethen an. Von ein Paar ältern Hausanzügen, die sie schon abgelegt, und ihrer Mutter für die jüngern Geschwister gegeben hatte, die aber nun wieder hervorgesucht wurden, bereitete sie sich eine ziemlich anständige Kleidung, arbeitete tief in die Nacht, und machte sich doch

schon mit frühester Tageszeit, nebst ihrem Vater zu Fuß auf die Reise nach Dr**. Des dritten Abends kamen sie dort an, und fanden Madam Bellwings — so hieß die Putzhändlerinn — Gewölbe und Wohnung. Sie stutzte ein wenig, als sie das priesterliche Empfehlungsschreiben las; sie machte viele Schwierigkeiten, demselben nachzukommen; sie besah sich sogar mißtrauisch genug Louisen von allen Seiten. Doch gefiel ihr das Äußere des armen, schüchternen Mädchens. Einige Proben ihrer Geschicklichkeit, in Eile begehrt und geleistet, überzeugten sie, daß eine solche Kostgängerinn ihre Kost reichlich bezahlen werde. Sie entschloß sich daher, dieselbe zu behalten; und der gute alte Vater ging allein, — aber auch eben deßhalb getrösteter in seine Heimath.

Hier wär, kaum eine halbe Stunde vor ihm, auch die Gräfinn zurück gekommen, und nicht wenig erstaunt, als sie Louisen nirgends fand, ja als sie sogar vernahm, daß man schon seit etlichen Tagen sie vermisse. Sie schmählte aufs Ernstlichste, daß man nicht sofort sie davon benachrichtigt habe; sie stellte bey allen Hausgenossen die strengste Untersuchung an. Viele derselben muthmaßten heimlich etwas von der wahren Beschaffenheit; denn ein Gärtnerbursch hatte des Grafen angebundenes Pferd und ihn selbst, wie er verdrießlich zurück schlich, bemerkt; eine Küchenmagd hatte Louisen bey ihrer blinden Flucht von Weitem gesehen, und zur Hälfte erkannt, auch über das offene Kammerfenster und die verriegelte Thür waren manche Glossen gemacht worden. Aber Keiner und Keine fanden es räthlich, vor dem Ohre der Gräfinn ihre Vermuthungen zu äußern, und ihren künftigen Gebiether dabey anzu-

schuldigen. Ein Paar Liebesdiener munkelten sogar von der Möglichkeit, daß Louise mit einem heimlichen Buhlen entwichen sey. Man wollte einen fremden jungen Mann durch den Garten unter ihrem Fenster haben schleichen sehen, und so weiter. Mit Widerwillen verwarf die edle, argwohnlose Gräfinn eine solche Beschuldigung, sie ging selbst zu Louisens Ältern; sie erkundigte sich mit der innigsten Theilnahme nach jedem noch so kleinen Umstand; auch diese versicherten, ihre Tochter seit acht oder zehn Tagen mit keinem Auge gesehen zu haben. Daß sie diese Erklärung so ziemlich gelassen, — nur mit ein Paar einzelnen Thränen thaten, befremdete die gute alte Dame ein wenig. — Sie durchsuchte Louisens Habseligkeiten und Schreibereyen aufs Genaueste. Keines ihrer Kleidungsstücke fehlte; keine Zeile machte sie verdächtig; und doch war sie verschwunden. Die Gräfinn war mehrere Mahl Willens, eine öffentliche Anfrage ihretwegen ergehen zu lassen; sie befragte den Pastor deßhalb; und er widerrieth es mit möglichster Behuthsamkeit. Die gute alte Dame, nachdem sie überall geforscht und nirgend eine Spur gefunden hatte, mußte sich endlich wohl zufrieden geben.

Am vergnügtesten, als sie mit ihren Erkundigungen nachließ, war — ihr Herr Sohn. Auch ihn hatte sie ein Paar Mahl mit Blicken angesehen, die ihn beunruhigten. Warum Louise entwichen sey, wußte er nur allzugut; doch wohin; war ihm unerklärlich. Viel nachzufragen wagte er nicht einmahl. Denn er spürte gar wohl, er sey nicht verdachtlos. Zuweilen wohl machte er sich heimlich Vorwürfe, — „Wer weiß, wo sie hülflos herumirrt!" dacht' er manchmahl: aber dann

tröstete er sich eben so schnell mit dem Gedanken; „die Thörinn! ich wollte ihr ja kein Leids thun! Wer hieß ihr mich für einen Basilisken halten? Ist es dem Bauernmädchen nicht Ehre genug, wenn sich ein Graf und ein Officier in ihre Larve verliebt?" — Nach einigen Wochen ging er wieder zu seinem Regimente und vergaß, nach der gewöhnlichen Sitte gewisser Standespersonen bald der beleidigten Person und seines Fehltrittes.

Indeß Louise so vermißt — verleumdet — und endlich für gestorben oder verdorben angesehen ward, lebte sie zwar ein sehr eingeschränktes, mühsames, aber nach ihrem eigenen Gefühl nicht unangenehmes Leben. Durch Fleiß, Willfährigkeit, Geduld und Genügsamkeit erwarb das brave Mädchen sich bald das volle Zutrauen ihrer angeblichen Muhme. Mit frühesten Morgen schon bey ihrer Arbeit zu nichts verdrossen, was sie erlernen oder versuchen sollte, — so eingezogen, daß es ihr schon genügte, wenn Madame Bellwing nur je zuweilen bey einem sonntäglichen Spaziergang sie mitnahm, — in ihren Wünschen so bescheiden, daß sie es schon mit Dank erkannte, wenn es ihr erlaubt ward, des Abends ein Paar Stunden bey Lesung eines nützlichen oder angenehmen Buches auszuruhen — zeigte sie zum Gewerbe ihrer Pflegerinn die trefflichsten Gaben. Denn nicht genug, daß alle jene modischen Kleinigkeiten des vielfachsten, wandelbarsten Dings unter der Sonne des Frauenzimmerputzes, aus London und Paris, aus Wien und Berlin verschrieben, von ihr mit täuschender Kunst nachgebildet wurden; sie wußte auch allem dem, was durch ihre Hände ging, einen Zusatz von Nettigkeit und Geschmack zu geben,

der sich weit über das Gewöhnliche erhob. Bald wurde dieß von Käufern und Käuferinnen bemerkt; bald kam, vorzüglich durch ihr Verdienst, das schon vorher als gut bekannte Galanteriegewölbe zum Ruf des besten in ganz Dr**. und jede Dame von so genanntem guten Tone, jedes Fräulein, das auf dem nächsten Ball Anbether zu haben wünschte, schämte sich irgendwo anders als bey Madam Bellwing, ihr Kopftuch oder ihr Busentuch einzukaufen. Fast gleiche Beschaffenheit hatte es mit den jungen Stutzern. Da Louise wenigstens einige Stunden des Tages im Gewölbe und beym Handverkauf zubringen mußte, so kam bald ihre Schönheit, die Anmuth ihres Betragens, der feine Ausdruck jeder ihrer kleinsten Reden zu so allgemein günstiger Bemerkung, daß oft die Kammerherren und Kammerjunker zu halben Dutzenden sich einfanden; daß Manches Geschenk für Schwester, Nichten und — Freundinnen nur deßhalb von ihnen gekauft ward, um bey der Gelegenheit auch mit der schönen Vogtländerinn — so nannte man Louisen gewöhnlich — sprechen zu können; und die Herren mit Uniformen und vom — Wehrstande pflegten, wenn ihnen auch sonst nichts gebrach, treulich für doppelten Preis hier ihre Kokarden machen zu lassen; und hatten bey dem Weggehen gemeiniglich, nichts auszusetzen, als daß dieses niedliche Geschöpf so verdammt — züchtig sey.

Madame Bellwing selbst war gegen Louisens Verdienst nicht blind, und nicht unerkenntlich. Nicht genug, daß sie ihr bald Anfangs schon über Kost und Kleidung noch einen kleinen Gehalt aussetzte; daß sie solchen in drey Jahren drey Mahl freywillig — obschon freylich nur um wenige Thaler — steigerte; daß sie

bey jeder Gelegenheit ihr mehr Achtung, als ihren Gespielen, erwies; sondern als sie erfuhr: daß schon ein Paar von ihren Zunftgenossinnen um dieses nützliche Mädchen geworben, größere Vortheile ihr angebothen, und doch abschlägige Antwort erhalten hätten, da war sie endlich großmüthig, oder vorsichtig genug, ihr eine verhältnißmäßige Theilnahme des steigenden Gewinnes einzuräumen, ja ihr völlige Handlungs-Genossenschaft zu versprechen, wenn sie nur noch ein oder zwey Jahre in ihrem jetzigen Posten aushalte. Ein Erbiethen, das Louise nicht mit Zufriedenheit bloß, sondern auch mit Dank annahm.

Einer alten Einrichtung nach, pflegen in Chur S... jährlich zwey Regimenter Fußvolk in die Hauptstadt des Landes als Besatzung einzurücken, und so unter sich abzuwechseln, bis der Zirkel von Neuem anfängt. Drey Jahre und einige Monathe darüber war Louise im Dr.., da traf die Reihe auch das Regiment, bey welchem Graf Mallzahn als Officier in Diensten stand. Schon am zweyten Tage nach seiner Einrückung hörte er von einigen seiner Kameraden, die schöne Vogtländerinn als ein ganz englisches Mädchen preisen; und schon am nächsten Morgen — denn Herren seiner Art sind wißbegierig! — wollte er mit eigenen Augen sich überzeugen, wie viel an jener Lobeserhebung Wahrheit oder Zusatz sey? Mit neugierigem Blick trat er in das Gewölbe. Aber wie stutzte er, Trotz seiner soldatischen Keckheit, als er in diesem ihm so gepriesenen Frauenzimmer gleich in der ersten Secunde dieselbe Louise wieder erkannte, die er vor einigen Jahren so gröblich beleidiget hatte. Fast wäre ein lauter Ausruf der Verwunderung ihm entschlüpft. Er stam-

melte;

melte; er wußte nicht gleich, wornach er sich erkundigen sollte? Auch sie erinnerte sich seiner gleich schnell, gleich richtig. Scharlachroth ward ihr Gesicht; sie legte das Nähzeug weg, das sie in Händen hatte, und entfernte sich mit der sichtlichsten Unruhe.

Mit neuer Gewalt entflammte sich von diesem Augenblick an der Liebe heftigstes Feuer in Graf Mallzahns Brust. Er konnte diesen ganzen Tag hindurch keinen andern Gedanken gewinnen, als sie, — als sie, die so seltsam Wiedergefundene! Er ermangelte nicht, des andern Morgens wieder hinzugehen; er hatte sich künstlich genug die ganze schlaflose Nacht hindurch überdacht und geordnet: wie er sie anreden — was er vorwenden — womit er sich entschuldigen wolle. Aber er hätte auch alle diese Mühe sich ersparen können; denn Louisens scharfes, wachsames Auge war seiner von Weitem schon inne geworden, und sie verschwand wieder, indem er zum Gewölbe hereintrat. Acht Tage hinter einander geschah ganz das Gleiche. Er kam jeden Morgen, nur zu verschiedenen Stunden. Immer entwich Louise durch die hintere Thür, indem er zur vordern hineinschritt. Mallzahn hätte verzweifeln mögen vor Ärger und Ungeduld. Louisens Schönheit stieg in seiner Schätzung mit jedem Tage. Selbst der halbverächtliche, verweisende Blick, den sie bey dem Weggehen auf ihn zu werfen pflegte, erhöhte nach seinem Gefühl, — vielleicht auch nach seinem Bewußtseyn, ihn verdient zu haben — ihren Reiz.

Am neunten Tage fiel unserm Grafen ein Mittel bey, von welchem es ihn gleich stark wunderte, und verdroß, daß er nicht früher schon darauf gerathen sey. Er beschloß, bey der ältern Dame anzubringen,

was die Jüngere nicht hören wollte. — Er hatte schon jetzt, natürlicher Weise täglich etwas eingekauft, aber es waren Kleinigkeiten gewesen. Jetzt machte er sich durch einen ansehnlichen, unbehandelten, zwey Mahl kurz hinter einander getroffenen Einkauf bey Madame Bellwing bemerkt und beliebt; sprach dann aufrichtig mit ihr; fand, daß sie von Louisens Schicksal etwas, doch nicht alles wisse, ergänzte treulich das Fehlende; gab sich dabey völlig aller Sünden schuldig; wußte jedoch auch von Reue, von Erkenntniß seines Unrechts, vom innigsten Wunsch es auszusöhnen, von wahrer Besserung, von Dankbarkeit und dergleichen einen so allerliebsten Mischmasch herzuschwatzen; wußte vorzüglich am Schluß der Rede, diese leeren Worte mit so wichtigen Gründen zu unterstützen, daß er die eigennützige und schwache Bellwing bald ganz gewann. Sie versprach ihm Fürbitte bey Louisen einzulegen; sie that es wirklich; sie erhielt Anfangs das entschlossenste: „Nimmermehr!" und: „Ich mag von dem Nichtswürdigen kein Wort mehr hören!" zur Antwort; Aber sie kam so oft, zu so verschiedenen Zeiten mit ihrer Vorstellung wieder; sie wußte ihr eigenes Ansehen so schonend und so kräftig zugleich einzumischen, daß Louise endlich doch versprach, sie wolle Mallzahns Gegenwart nicht mehr so erbittert meiden; daß sie ihm wirklich dann und wann ein kleines gleichgültiges Gespräch, doch nur in Gegenwart eines Dritten, gewährte. Sobald er hingegen die kleinste Bitte um Vergebung, oder ein bedeutendes Compliment auf ihre Reize einweben wollte, verbeugte sie sich schweigend und — ging.

Das wäre ein sehr schlechter Soldat, wohl gar ein sehr schlechter Mann zu nennen, der bey einem Mädchen, das er liebt, mit einem solchen Verhältnisse lange sich begnügte! Auch Mallzahn ward des bloß gleichgültigen Gespräches bald überdrießig; steckte sich von Neuem hinter die angebliche Muhme, und bath: ihr gutes Wort für ihn zu wiederhohlen und zu erweitern. Sechs Paar Spitzen-Manschetten, zu doppeltem Preise bezahlt, machten die Alte willig. Sie begann wieder so oft, so fein, so vortheilhaft das einsame Abendgespräch auf den ganz — allerliebsten, schön gewachsenen, artigen Grafen zu leiten; wußte jedes Wort, das er gesagt hatte, so herauszuheben, wußte ihn in so vortheilhafte Vergleichung mit Andern zu bringen, daß endlich ein Mahl in einer zutraulichen Minute Louise ihrer Handlungsgenossinn — denn bis so weit hatte indeß die Lage ihrer Sachen sich verbessert! — erröthend gestand: auch ihr sey Anfangs der Graf nicht ganz gleichgültig gewesen. Mit Wohlgefallen habe sie seinem erstern, theils muntern, theils einschmeichelnden Tone zugehört; und wäre er bey diesem geblieben, wäre er nicht zu solchen offenen Gewaltthätigkeiten übergegangen, so würde sie zwar nicht ihre Pflicht vergessen haben; aber auch nicht so — vor ihm geflohen seyn.

Man kann leicht denken, daß von diesem Geständnisse keine Sylbe verloren ging; und aufgemuntert durch den bekannten Satz: daß jedes Feuer auch Funken hinterlasse, unterrichtet von der schwachen Seite seiner Geliebten, unterstützt durch jene zweydeutige oder vielmehr nun bestochene Freundinn, entwarf der Wollüstling einen Plan, der nur allzugut ihm glückte.

Eintritt in Madame Bellwings Behausung war ihm in jeder Rücksicht erlaubt. Er bediente sich dieser Erlaubniß so bescheiden, daß er nie davon Mißbrauch machte. Er drang sich nie in Louisens Zimmer; aber er schien ihr jeden Augenblick, den sie in Gesellschaft mit ihm zubringen wollte, innigst zu verdanken. Er both ihr nie ein Geschenk an; aber er sorgte für ihre Liebe zum Lesen. Die besten Bücher erhielt sie von ihm, früher noch, ehe sie irgend ein Bücherverleiher ausboth. Er kam oft in ihr Gewölbe; aber dann war es immer ein Kauf für ihn oder einen Andern seines Standes. In fremder Gegenwart, und auch wenn er sie allein fand, behandelte er sie mit einer Achtung, einer Feinheit, die er gegen keine seines Standes, die er gegen eine Herzoginn nicht sorgfältiger hätte äußern können. Mit jener linden Schwermuth, jener stummen Aufmerksamkeit, jener unermüdeten Thätigkeit, jenem wahrhaft warmen Blick verschlossener Empfindung schmeichelte der Verführer so lange um die zwar erfahrner gewordene, doch schuldlose, und eben deßhalb immer noch argwohnleere Louise herum, bis er endlich wieder von seiner Liebe auch — sprechen durfte; sprach dann so sanft, so kirrend, daß er bald ihr ganzes Vertrauen sich erwarb; ging so allmählig von Stufe zu Stufe: wußte so schlau und doch so unbestimmt das Versprechen künftiger Heirath mit einzumischen, so vollständig seine Geistesänderung, so innig rein seine Zärtlichkeit darzustellen, daß Louise endlich an einem heitern schwülen Sommerabend — im Düster des entweichenden Tages, zu jener gefährlichen Zeit, wo das Mädchen ungesehen erröthet, der Jüngling immer kühner sich anschmiegt, — von seinem Fle-

hen gerührt, von seiner Gluth mit ergriffen, nicht wieder wie ehemahls — entfloh; an ihre Pflicht nicht eher gedachte, als da es — zu spät war.

Ist ein Mahl dieser Schritt geschehen, dann kann gemeiniglich das arme gestrauchelte Mädchen nur weinen, nur flüchtige Vorsätze fassen, und mit denselben immer tiefer noch in das Netz ihres Verführers fallen. Schwüren, die ihr selbst verdächtig scheinen, Unwahrscheinlichkeiten, die als Wahrheit ihr verrechnet werden, traut sie nun blindlings, weil sie — muß; und glücklich dünkt sie sich schon dann, wenn nur im Arm des Geliebten Reue und Gewissensbisse — ihr sonst so treuliches Gefolge — von ihr auf Stunden lang weichen. Dieß war auch Louisens Fall! Ach sie wußte gar wohl, wie viel sie verloren hatte; aber sie taumelte nun den gewöhnlichen Weg eines zärtlichen, verirrten Mädchens weiter, und empfand auch bald die Folgen davon; empfand, daß sie — Mutter werden solle.

Mit lebhafter Freude schien Graf Mallzahn diese unter Erröthen, unter dem Erguß schamhafter Thränen ihm zugeflüsterte Nachricht zu vernehmen. Er küßte rasch diese Letztern von der Wange; er erinnerte sich von selbst jenes Versprechens der Ehe; er wiederhohlte den Schwur: Louise, meine Gemahlinn, oder nie Eine! aber er führte freylich auch das Leben seiner Mutter, die eine solche Heirath — und mehr noch die bisherige Geheimhaltung ihres Umganges — tief kränken würde, als ein obwaltendes Hinderniß an; er versprach auch dieses vielleicht zu heben, wenn er im nächsten Frühjahr heim reisen, und nach und nach im Gespräch die nun im Alter eigensinnig gewordene Dame herum lenken könne. Louise seufzte und schwieg. — Als

sie ihm zu gehöriger Zeit, nach möglichst getroffener Vorsicht der Verheimlichung, eine Tochter gebar, ließ er sie wirklich auf seinen Nahmen taufen; wies der Hebamme, bey welcher Louise entbunden worden, und die einen Ort zur Erziehung des Kindes ausgemittelt hatte, ein reichliches Kostgeld an; und versprach seine Schuld allvierteljährig vorschußweise abzutragen.

Doch indeß war auch die seinem Regimente in Dr** bestimmte Besatzungs-Frist verflossen; es kehrte zurück in sein gewöhnliches, nicht allzu fernes Standquartier; und Graf Mallzahn mußte natürlicher Weise mit. Zwar schlug er Louisen vor, ihn zu begleiten; schwur, daß für jede — nicht Nothwendigkeit allein, sondern auch anständige Bequemlichkeit gesorgt werden solle; aber doch war in diesem Vorschlag nicht ganz mehr das Feuer seiner ersten Wärme, auch konnte Louise durchaus nicht sich entschließen, so ganz vor den Augen der Welt ihre Verirrung darzustellen. Sie schlug es daher ab, und ein schmerzlicher Blick auf den goldenen, von ihm geschenkten Ring an ihrem Finger geworfen, sprach ohne Worte deutlich genug. Er verstand sie gar wohl; er umarmte sie feurig, schwur ihr öftere Verbindung. Sie glaubte davon, so viel sie konnte, und trennte sich mit tausend Thränen. Mallzahn kam das erstere halbe Jahr hindurch allmonathlich auf ein Paar Tage zu einem heimlichen Besuch, und schrieb wöchentlich Briefe voll schwärmerischer Zärtlichkeit. Dann fanden sich Abhaltungen, die ihn wenigstens zur bestimmten Zeit einzutreffen hinderten. Dann hatte es sein Oberster erfahren, und versagte ihm nach Art solcher alten soldatischen Griesgrame, den Urlaub; auch ward ihm durch genaue Beobachter jedes unbe-

merkte Wegstehlen unmöglich. Mit dem Schluß des Jahres wurden der Sendschreiben immer weniger; ihr Ton ward kälter, — endlich blieben sie gar aus.

Eine sehr alltägliche Geschichte in den Jahrbüchern der Liebe! Ein desto wichtigeres, desto qualvolleres Ereigniß für die arme Louise! Ihr Schmerz war eine geraume Zeit hindurch fast Schmerz der Verzweiflung. Sie besaß Geistes-Klarheit genug, um dieses Verstummen einige Zeit, bevor es noch eintraf, zu errathen, zu erwarten; aber sie war auch stolz genug, jeden Vorwurf, jede Beschwerde sich zu ersparen, deren Unnützlichkeit sie sicher voraus sah. Sie hätte gern durch eben diesen Stolz sich selbst geheilt, sich selbst getröstet; doch dieß vermochte sie nicht; und fiel durch diesen Kampf mit sich selbst in eine Krankheit, die sie dem Grabe nahe brachte. Ihre Jugend überwand zwar; aber ihr Schmerz blieb; die Zeit konnte ihn etwas lindern, doch nicht verbannen; auch die Hoffnung erstarb nicht ganz. Die Richtigkeit, mit welcher Mallzahn noch im zweyten und im dritten Jahre das Kostgeld seines Kindes voraus bezahlte, ließ sie auf einen schwachen Überrest von Gewissenhaftigkeit und fortdauernden Andenken schließen; und ach, man gibt ja so ungern die Glaublichkeit dessen, was man wünscht, Preis! Man täuscht sich so gern mit günstigen Schattenbildern, wenn man in der Wirklichkeit nur Stoff zum Grame sieht.

Wenigstens blieb Louise ihrer Seits dem Treulosen völlig getreu. Es würde ihr nicht schwer gefallen seyn, einen andern Liebhaber, — noch mehr auch einen andern Gatten immittelst zu erlangen. Der kleine Flecken, den ihre Ehre durch den nur schlecht verhehlten Umgang mit einem so reizenden, vornehmen Wol-

lüstling erlitten, und der Verdacht, der sie auch wegen der Folgen dieses Umgangs getroffen, verblich durch die Zeit und durch ihre, stets fortan makellos bleibende Aufführung; ihre Reize erhielten sich, auch nach Wochenbett und Krankenlager, ungemindert. Sie gewannen sogar in manchem Auge durch einen Zug der Schwermuth mehr, als sie durch Abnahme des Feuers im Blick verloren hatten; der Bewunderer und der Bewerber fanden sich wieder genug ein. Doch sie war zu gewissenhaft, als einen redlichen Mann durch Verstellung zu täuschen; zu schamhaft, als irgend einem Freunde das Geständniß ihrer Schwäche abzulegen, und selbst — im edelsten Verstande des oft entweihten Wortes — zu empfindsam, als nach jenem liebenswürdigen Verräther einen zweyten Mann lieben zu können. Mit Anstand und Bescheidenheit lehnte sie daher alle Vorschläge dieser Art ab; fuhr, auch nach Madame Bellwings Tode, die unerwartet zu ihren Vätern versammelt ward, in Betreibung ihres Handels fort, und erwarb sich allmählig ein kleines Eigenthum, von welchem sie treulich ihrem alten Vater — die Mutter war auch gestorben — manche Beyhülfe schickte, aber auch stets sich hüthete, daß ja niemand auf der Gräfinn Hofe von ihrem Leben und ihrer Lebensart etwas vernähme.

Doch das Maß ihrer Prüfungen war noch nicht voll. Sie sollte von Neuem und stärker an ihren Flüchtling erinnert werden. Der * * Erbfolge Krieg brach aus; die Chur S** Truppen stießen zu ihren weit stärkern Bundesgenossen. Das Regiment, wo Mallzahn diente, war eines von denen, die zuerst ins Feld mußten, und an einigen Orten wenigstens ins kleine Ge-

fecht kamen. Es gab in diesem Kriege der großen Ereignisse nicht viele, aber der Gerüchte desto mehrere. Auch zu Louisens Ohr drangen manche Posten, die furchtbar klangen. O wie zagte das unglückliche Mädchen, wenn man sich wieder erzählte; nun sey eine große Schlacht unumgänglich; oder wenn man gar versicherte: nun sey sie geliefert; so viele Tausende wären geblieben; soviel noch Mehrere gefangen oder verwundet. „Ach!" dachte sie oft, „wenn unter ihnen auch Mallzahn wäre! Die Rache des Himmels sucht ja oft den Meineidigen heim. Aber nein! mich — mich zugleich würde sie treffen. Trauer um ihn würde gewiß auch mich ins Grab stürzen!" — Es traf sie Trauer; nicht von der Seite, wo sie es jetzt alltäglich besorgte, sondern von einer andern, gleich empfindlichen.

Ihr Töchterchen, das einzige Wesen in der Welt; das noch zuweilen in wenigen verstohlnen Minuten das Leben ihr werth machte, — die kleine holde Marianne, die schon Worte zu stammeln, Begriffe zu reihen, und der schönen, sie oft besuchenden Muhme zu liebkosen vermochte, — ach sie erkrankte plötzlich und starb. Louise glaubte noch nie einen Schmerz, außer diesem, erfahren zu haben; so heftig, so durchdringend war er. Nun sah sie auch das letzte Band zwischen ihr und Mallzahn zerrissen. Zwanzig Mahl wollte sie selbst ihm davon Nachricht geben, eben so oft entsank die Feder ihrer Hand. Wohl möglich, daß nicht der Schmerz allein, — daß auch ein höheres Schicksal sie ihr entwand. Zudem wußte sie ja auch nicht einmahl recht, wohin sie ihren Brief richten solle. Sechs Wochen verliefen indeß; und siehe da! neue wichtige Vorfälle trugen sich zu.

Von ihm — von ihm selbst, dem so lange Zeit stumm gebliebenen Mallzahn kamen Briefe, an die Frau gerichtet, deren Obsorge er Mariannens Erziehung anvertraut hatte; fürchterlich war der Anfang derselben, merkwürdig der Inhalt, überraschend der Schluß. — In einem Vorpostengefechte war unser Graf durch den Unterleib geschossen, war, in letzten Zügen gleichsam, von der Wahlstatt weggebracht, und nur durch die äußerste Sorgfalt seines Kammerdieners und eines Wundarztes gerettet worden. Auch jetzt schien sein stätes, lebenslängliches Loos — Siechthum zu seyn. In dieser Erwartung des Todes, — gestand er aufrichtig — habe die Verlassung Louisens, und noch weit stärker das unbestimmte Loos seines Kindes schwer auf seinem Herzen gelegen; und jetzt, da die Hoffnung, in Kriegsdiensten aufzusteigen, ganz bey ihm verschwinde: da er seinen Abschied zu nehmen, und auf seinen Gütern zu leben entschlossen sey; jetzt sey er, wenn diese seine Tochter noch lebe, erböthig, ihrer Mutter seine Hand zu geben: mehr, wie er frey gestehe, aus dem Gefühl väterlicher Zärtlichkeit, als aus dem Gefühl ehelicher Liebe, die einem so kränklichen Körper fremd zu werden beginne. Der Tod seiner Mutter, den er gerade damahls, als er selbst noch in höchster Gefahr geschwebt, vernommen habe, setze ihn in Stand, hier ganz nach seiner Willkür zu handeln.

Welch ein Gemisch unbeschreiblicher Empfindungen, als mit diesem Briefe die Empfängerinn zu Louisen hineilte; als sie mit den kurzen Worten: „da — da lesen Sie!" derselben ihn darboth; als Louise mit einem unterdrückten Schrey die Aufschrift erkannte; ihn dann zitternd auseinander schlug, und mehr —

mehr als ein Mahl las! Welch ein Mitleid bey des Geliebten Todesgefahr! welche bittere Beschwerde über ein Schicksal, das kurz vorher der Hoffnung letzten Schimmer ihr geraubt hatte, und nun der Beraubten noch durch ein falsches Lächeln zu spotten schien! Sie hatte so innig den Verlust ihrer Tochter beweint; hatte oft geglaubt, keine Thräne mehr für ihn übrig zu haben. Jetzt fühlte sie ihn von Neuem, fühlte ihn dreydoppelt wieder; denn Mariannens Leben war ja die Bedingung der ihr anzubiethenden Hand, war die Bedingung ihrer wieder zu rettenden Ehre! Alles glaubte sie, sey damahls schon verloren, als der Geliebte sie verließ; Alles hätte sie jetzt wieder bekommen, was nur ihr inbrünstigstes Gebeth vom Himmel jemahls erflehte. Mit wie bittersüßen Freuden schwebte die täuschende Einbildung vor ihr! Sie sah den Frieden ihres Herzens, die Achtung aller Redlichen, die Liebe ihres Gemahls, — ja durch Sorgfalt, Zärtlichkeit und Ruhe seine Gesundheit zurückkehren, wenn nur — Marianne noch lebte; und alles, alles Dieß verschwand wieder: der schöne Schimmer war sternenlose Nacht, denn ihre Tochter war todt. Ihre Ehe war zerrissen, — bevor sie begann.

Eine kleine Weile gab Louisens Vertraute diesem Jammer sich zu lüften Raum; dann gestand sie zwar, daß die Lage derselben bedenklich sey; fügte aber hinzu, daß sie doch ein Mittel, ihr abzuhelfen, wisse. „Frauen meiner Art," sagte sie lächelnd, „haben der Mädchen mehrere vor sich, die es nicht ruchtbar machen wollen, wenn sie Mütter werden, und welche eben daher die Erziehung mancher ihrer Liebespfänder uns überlassen. Erinnern sie sich des kleinen Mädchens, das mit Ihrer

Tochter zugleich aufwuchs, und meine Nichte heißt? Sie ist nichts weniger als das. Ihre Mutter, ein Fräulein von vornehmem Hause, starb in meinem Gemach an den Folgen einer höchst schmerzhaften Geburt, und setzte, bevor sie starb, ein knappes Legat zu ihrer Tochter Unterhalt aus. Auch dieß fällt so unordentlich, daß ich schon mehr als einmahl die arme Kleine an ein Waisenhaus abgeben wollte. An Alter und Erziehung ist sie mit Mariannen ganz gleich. Ihre Geistesgaben scheinen nicht geringe; vom Herzen ist sie die Güte selbst. Was hindert Sie jetzt, dieselbe für Ihr Kind anzunehmen und auszugeben? Die kleine Unschuldige weiß von ihrer Abstammung kein Wort, und sah ihre Mutter nie. Sie wird mit kindlichster Zärtlichkeit an Ihnen hängen. Auch dem Grafen geschieht kein Unrecht bey diesem Tausche. Er ist so schuldlos auf einer Seite, und so gutthätig auf der andern."

„Und wäre doch," rief Louise im vollsten Feuer der Empfindung aus, „ein Betrug; wohl gar ein schändlicher Betrug! soll ich ihn, nach dem ich so lange seufzte, da er reumüthig in meine Arme zurückkehren will, mit einer Lüge empfangen? Soll ich durch Täuschung unsere erneute Verbindung bewirken? Soll ich ihm ein Kind unterschieben, das seinem Blute fremd ist? Soll ich fürs ganze übrige Leben die Rolle — einer Heuchlerinn spielen? Soll ich in stäter Gefahr schweben, durch andere, und am allerersten durch mich selbst verrathen zu werden? Könnt' ich ihm ins Auge blicken, wenn er mich fragte: ist dieß unsere Marianne? Könnte ichs ansehen, wenn er vielleicht sie inbrünstig ans Herz drückte, und dann — — Nein! ich will seine

bisherige Untreue nicht durch einen Betrug aufwiegen! Ich will aufrichtig handeln, will ihm Alles schreiben — —"

„Und werden dadurch vielleicht seine Lage verschlimmern, seine Krankheit verstärken! die Nachricht von Mariannens Tod wird ihm ein schmerzlicher Verlust mehr seyn; der Anblick jenes kleinen Engels würde wahrscheinlich als Arzeney ihm dienen. Sie können das Glück eines unschuldigen Wesens machen, einem Gewissens-Kranken Beruhigung geben, von neuen Fehltritten ihn abhalten, sich selbst Genugthuung verschaffen, und wollten es nicht, weil der Nahme Betrug Sie schreckt? Wer Menschen glücklich macht, übt dadurch keinen Betrug! Für sich selbst sorgen, ist heilige Pflicht. Überdenken Sie dieß genauer den Abend hindurch! Über Nacht kommt oft besserer Rath. Morgen auf jeden Fall gedenke ich dem Grafen zu antworten; das Wie und Was hängt von Ihnen ab."

Sie ging und ließ Louisen in einer Verlegenheit ohne Gleichen. Die Nacht, die ihr bevorstand, war die schlafloseste und bängste ihres ganzen Lebens. Selbst damahls, als Sie zuerst des Geliebten Untreue muthmaßte, — selbst damahls, als sie von Mariannens Todtenbett hinwegwankte, war ihr Herz ruhiger, ihr Geist gefaßter gewesen. Vor den Augen ihrer Seele standen tausend Zweifel, und nur die einzige Gewißheit: morgen, morgen schon, mußt du dir selbst das Urtheil deines Glücks und Unglücks sprechen! — Ja, ja! es war unläugbar! das, wozu ihre Vertraute rieth, war ein Betrug; aber es war auch zugleich das einzige, das letzte, das nie wiederkehrende Mittel, einen geliebten Treulosen ihr wieder zu verschaffen; war für seinen

Unbestand, für seine bisherige Kälte nur eine sehr kleine Vergeltung; konnte sogar ihm selbst Glück und Seelenruhe schenken! Jetzt oder nie mußte der Augenblick ergriffen und benutzt werden! — Wahrlich, diese Lockung war für ein Weib, — und wär' es die vollkommenste ihres Geschlechts, wär es ein halber Seraph gewesen, allzustark! Louise unterlag ihr. Als am nächsten Morgen die Vertraute wieder kam, noch ein Mahl sie ermahnte, noch ein Mahl ihr rieth, des Glückes günstigen Wink nicht zu verschmähen, da warf sie sich derselben zitternd an den Hals, schwieg mit sichtlichem Kampfe noch ein Paar Minuten lang, und flüsterte dann: „Schreiben Sie, was Ihnen gut däucht!"

Die schlaue Vermittlerinn ließ sich dieß nicht zwey Mahl sagen. Sie gewann selbst zu viel bey einem Tausche, wo sie eine beschwerliche Ziehtochter los ward, und einer reichlichen Belohnung entgegen sehen konnte. Ein Brief von ihr meldete sofort dem Grafen: daß seine Marianne noch lebe, daß sie mit jedem Tage neue Gaben des Körpers und Geistes entwickle; daß ihre Mutter für den Vater des Kindes noch allen Reiz und alle Zärtlichkeit unverletzt aufbewahre; daß sie jetzt, auf die erste Nachricht von seinem Unfall und seiner Reue, ihm zugeeilt seyn würde, hätte sie nur bestimmter den Ort seines Aufenthalts gewußt; und daß sie Alles verzeihen werde, wenn er nur jetzt noch thue, was Pflicht und Gewissen ihm riethen."

Die Antwort auf diesen Brief verzog nicht lange; Mallzahn schrieb nun an Louisen selbst. Er meldete ihr, daß er, mit immer noch höchst siechem Körper, nach genommenem Abschied, in kleinen Tagereisen auf sein

mütterliches Schloß zurück zu kehren gedenke; dorthin lud er sie, nebst ihrer Tochter, auch zu kommen ein. Dort, wo sein Unrecht begonnen, wolle er auch es zu vergüten streben. Ihre Sanftmuth, ihre unerschütterliche Liebe sey freylich einer weit glänzendern Belohnung werth; aber wenigstens soll in dem schon versiegenden Becher des Lebens jeder Tropfen weislich genossen, und seiner Gattinn, seiner Tochter gewidmet seyn. — Sein Brief hatte freylich nicht mehr die glühende Beredsamkeit anfänglicher Liebe; aber er schien aus wahrhaft gerührtem Herzen, aus einem festen Vorsatz der Vergütung zu fließen. Louise las ihn mit Thränen des innigsten Gefühls. Es bedurfte eines ernsten Zuspruchs ihrer Vertrauten, daß sie nicht von Neuem wankte in ihrem Vorhaben; daß sie nicht abermahls den Entschluß eines aufrichtigen Geständnisses faßte. Am dritten Morgen verließ sie Dr** und eilte nach dem Ort ihrer Geburt. Schon war zwey Tage vorher Graf Mallzahn dort angekommen. Als er Louisen unvermuthet in sein Zimmer eintreten sah, mit einem Reiz, der durch die lange Entfernung für ihn neu geworden war — an ihrer Hand ein holdes Mädchen, gebildet wie die kindliche Unschuld; als dieses Kind ihn zuerst mit der Frage: bist du mein Vater? begrüßte; als Louise mit Scham und Zärtlichkeit zugleich in seine Arme sank: da — da vergaß er seine körperliche Schwäche und Schmerzen, da fühlte er sich froh und glücklich, da gestand er sogar: er sey dieses Glückes unwerth! auch Louise, als wenige Minuten nachher ihr Vater ins gräfliche Gemach trat, als er die lang entbehrte Tochter umarmte, küßte, segnete —

ach, sie hatte nun nichts gelitten! Sie vergaß aller Leiden und aller — Gewissenszweifel.

Mallzahn eilte jetzt, sein Wort zu erfüllen. Am dritten Tage schon beging er feyerlich seine Vermählung; erkannte zugleich Mariannen öffentlich für seine Tochter. Der Ruf davon durchflog rasch die Gegend. Tausend Köpfe schüttelten bedenklich; tausend adelige Nasen rümpften sich; aber wer Louisen sah, der entschuldigte ihn; wer sie genauer kennen lernte, beneidete schier den Gatten und Vater in ihm. Sie ward bald ein Muster aller Frauen rings umher. Sie wußte sich in ihren neuen Stand mit so viel Würde und Sanftmuth zugleich, mit solchem Anstand gegen Jene, denen sie nun glich, mit solcher Bescheidenheit gegen Alle, die nun unter ihr standen, zu finden, daß alles Spötteln verstummte, und alle Mißgunst sich besänftigte. Gegen ihren Gemahl war sie die Liebe, die Gefälligkeit selbst. Jeden seiner Winke befolgte, fast jeden seiner Gedanken errieth sie. Doch wußte sie weislich von jenem Übermaß sich zu entfernen, wo der allzu geliebte Mann leicht zur Gleichgültigkeit, wohl gar zum Ekel übergeht. Auch geschah, was Louise gehofft hatte: Mallzahns kränkelnder Körper ward durch besorgte Pflege wieder gesund und fest. Er behielt zwar einiges Gefühl seiner Wunden; aber es war im strengsten Sinne mehr Gefühl, als Schmerz zu nennen.

Als Louise vom Altar zurückkam, hatte sie einige Minuten lang sich einsam in ihr Zimmer begeben, und knieend zum Himmel empor eine Bitte gestammelt, die sonst junge Gattinnen selten zu thun pflegen: die Bitte, ihr kein Kind weiter zu verleihen. Sie zitterte vor der mannigfachen Durchkreuzung von Gewissens-

zweifeln,

zweifeln, die dann ihr Herz beunruhigen würden, wenn sie ein angenommenes Kind ihrem rechtmäßigen vorgehen sähe, und das Schicksal erhörte ihr Flehen. Mallzahn wünschte sich gegenseitig zwar oft einen Sohn, doch ertrug er auch die Versagung desselben mit männlichem Gleichmuth. Er pflegte oft lächelnd zu sagen: es geschähe wahrscheinlich, weil er ohnehin schon des Glückes allzu begünstigter Zögling sey. Er warf oft Louisen und Mariannen im Schmerze vor: sie versüßten ihm nicht sowohl sein Leben, sie betrögen ihn um dasselbe; denn sie machten ihm Monathe zu Tagen, und Tage zu Stunden.

Je mehr diese letztere heranwuchs, je größere Vorzüge entfalteten sich in ihr. Ihre erste Erzieherinn hatte keinesweges zu viel ihr zum Lobe gesagt. Ein liebenswürdiger Körper, ein gebildeter — oder eigentlich sich selbst bildender Geist, und eine edle Seele machten sie zum seltenen Kleinod ihres Geschlechts. Louise liebte sie zärtlich. Noch unendlich wärmer hing Mallzahn mit allen Sinnen, allen Gedanken an ihr. Wenn sie oft am Clavier ein Lied ihm spielte und sang; wenn sie bey kleinen Unpäßlichkeiten an seinem Bette saß, ihn pflegte, oder ihm etwas vorlas, wenn sie bey kleinen häuslichen Bällen im leichten Tanze dahin schwebte, jetzt plötzlich die Reihen verließ, zu ihm flog, die Hand ihm küßte, wenn sie, so oft er von der Jagd oder von einem kleinen Austritt zurück kehrte, ihm entgegen kam, und schmeichelnd ihn fragte: „Mein Vater, wie geht dir's?" Dann konnt' er es oft nicht satt werden, sie an sein Herz zu drücken; dann gestand er nicht selten laut: dieses Mädchen würd' er für kein Königreich hingeben. Aber dann, wenn sein Blick so voll

Innigkeit auf ihr ruhte, — dann stand auch oft plötzlich Louise auf; eine Thräne schimmerte in ihrem Auge; sie entfernte sich unter irgend einem Vorwande in ihr Cabinett, und kam oft nach einer Stunde erst mit etwas trüber Stirne wieder. Man hielt es für Wirkung mütterlicher Liebe; daß des Gewissens nie zu unterdrückende Stimme hier wirksam sey, ahndete Niemand.

Dreyzehn oder vierzehn Jahre vergingen. Marianne war nun mannbar geworden. Freywerber erschienen von nahe und von ferne, mit noch versteckter, oder offen daliegender Absicht. Der kleine Flecken, der von mütterlicher Seite ihren Adel entstellte, war freylich in Mancher Augen — doch ein Flecken; aber noch mehrere übersahen ihn bey so großem Reichthum, bey so mannigfachen Gaben des Körpers und der Seele. Am vortheilhaftesten unterschied sich vor allen Baron von Bardenburg; ein junger Mann von vornehmer Geburt, beträchtlichem Vermögen und wohlgebautem Körper. Er war frühzeitig auf Reisen gegangen, und war — ein ziemlich seltner Fall — gebildet und doch unverderbt davon zurückgekehrt; war verbindlich im Umgange mit dem schönen Geschlechte, und doch kein Geck; besaß vielfache Kenntnisse, ließ sie oft im Gespräche durchschimmern, und prahlte doch nie damit; war der nahe Vetter eines Ministers, und galt doch für einen jungen Cavalier, der durch sich selbst im Staat empor steigen werde. Graf Mallzahn schätzte ihn hoch, errieth den Grund seiner öftern Besuche, und sah sie gern. Marianne ward heiter, wenn er in's Gemach trat, und still, wenn er wegging. Im Tanze schwebten sie zweyfach leicht daher, wenn er sie auf-

forderte; und im Gespräch überhörte sie die Schmeicheleyen aller Übrigen gleichgültig; doch bey der kleinsten Verbindlichkeit aus Bardenburgs Munde, überzog Scharlachröthe ihre Wangen, und eine leise Verbeugung dankte ihm dafür. Bardenburg, von so günstigen Anzeichen ermuntert, warb endlich förmlich beym Vater, und die Vertröstung, die er empfing, konnte bereits für halbe Gewißheit gelten. Mallzahn, in fester Überzeugung, daß ein solcher Schwiegersohn auch seiner Gemahlinn nicht mißfallen werde, eilte nach Bardenburgs Entfernung in Louisens Gemach, und hinterbrachte ihr dessen Gesuch. Er staunte nicht wenig, als er sie plötzlich erblassen, durch den ganzen Körper erbeben und einer Ohnmacht nahe sah; er staunte noch mehr, als sie in die Worte ausbrach: „So wäre er denn da — der Augenblick, vor welchem ich so lange schon zittere!"

Sie warf sich, indem sie dieß rief, zu den Füßen ihres Gemahls, sie umfaßte seine Kniee, sie bath ihn mit Thränen, die plötzlich und stromweise sich ergossen, ihr zu verzeihen. — Mallzahn wußte nicht, was er erwiedern, was er thun sollte. Unbegreiflich war ihm Alles. Fast hätte er geglaubt, daß eine schnelle Krankheit seine Gemahlinn des Bewußtseyns beraube. Er suchte sie wieder aufzurichten. Er fragte sie mit der liebreichsten Besorgniß: „Was habe ich dir denn zu verzeihen, edelstes Weib? Weib, das seit dem ersten Augenblick unsrer Verbindung noch mit keiner Miene mich beleidigte?"

„Ach und doch — doch habe ich es gethan! So bitter — so hinterlistig — so nahe an's Herz dich tref-

fend — so anhaltend! bin diese ganze Zeit hindurch Betrügerinn und Heuchlerinn gewesen!"

„Du? du eine Heuchlerinn? Unmöglich! — die ganze Welt strafe ich Lügen, wenn sie dich dessen zeiht! — Welcher Wahn quält dich? Rede, fasse dich, liebe Louise, und dann sprich!"

„Ja, ich will sprechen, und ich — muß! aber wirst du mich dann nicht verstoßen? Versprichst du mir das?"

„Louise, — mein Leben verwett' ich darauf: es ist ein Hirngespinnst, was dich peiniget. Enthülle es mir!"

„Ach es ist nur zu wahr! es wird dir selbst nur allzu gewiß werden! Marianne, dieses von dir so geliebte Mädchen — sie, über deren Hand du jetzt so weislich und so gütig schalten willst —"

„Nun — warum stockst du? Rede, ich beschwöre dich! Marianne —"

„Ist nicht deine Tochter!"

„Nicht? — Nicht? Ha Treulose, wäre es möglich, daß früher schon ein Anderer — —"

„O nein! nein! vollende nicht! dieser Verdacht straft allzu blutig. Sie ist die meinige eben so wenig."

Ein sprachloses Erstaunen versteinerte den Grafen. Jene Besorgniß, daß seine Gemahlinn irre rede, erwachte von Neuem. Aber Louise nützte diesen Raum, um das Geständniß ihrer Schuld zu vollenden. Ihre Erzählung war kurz, doch kraftvoll und genügend. Sie vergaß keinen der Zweifel, die sie erschüttert, keinen der Gründe, die sie — verleitet hatten. Mallzahn sah nur zu deutlich, daß sie Wahrheit sprach. Es blieb Bestürzung in seiner Miene, doch der Unwille schwand.

„Ich habe gefehlt," schloß Louise mit dem süßesten Tone vereinter Reue und Inbrunst: „Ich habe höchlich gefehlt! Aber mein theurer Gemahl, übersieh nicht, daß es nur Fehl aus Liebe zu dir, aus Streben nach deinem Besitz war! Sprich das Urtheil über mich — sprich, wenn es seyn muß, nur nach Gerechtigkeit aus! doch zeuge wenigstens, ob mein Betragen, seit ich deine Hand erhielt, — —"

„Vollende diese Frage nicht! Es war untadelhaft."

„Ach, ich sah, daß du glücklich wurdest durch mich! sah, daß meine Zärtlichkeit dein Leben versüßte, und scheute mich nun, den Traum zu verscheuchen, der — freylich durch meine Schuld! — deine Sinne berauschte. Tausend Mahl schwebte auf meinen Lippen ein aufrichtiges Geständniß; tausend Mahl verschloß eine falsche Scham mir wieder den Mund. Aber fest hatte ich im Voraus schon mir einen Zeitpunct gesetzt. Jetzt, da Marianne die Genossinn eines edlen Gatten, das Mitglied einer neuen Familie werden soll — jetzt —"

„Ich verstehe dich. Einen Gemahl glaubtest du nicht so täuschen zu dürfen, wie du den Vater täuschtest. O Louise, wie zutrauungslos war dein langes Schweigen! wie grausam dürfte nun, für Mariannen wenigstens, dein spätes Reden werden! Wenn ich nun entscheide, wie ich — kann; wenn dieses unschuldige, von erster Kindheit an mit eitler Hoffnung aufgewachsene Mädchen jetzt plötzlich erfährt, wer sie nicht ist; wenn sie in eben dem Zeitpunct, wo, ihrer Erwartung nach, des Lebens schönstes Glück ihr winkt, sich wieder zurückgesetzt sieht, — Louise, erst nach einer Stunde werde ich dein Urtheil fällen!"

Er verließ sie schnell, und verschloß sich in sein Gemach. Louise wagte es nicht, nur durch ein einziges Wort ihn zurückzurufen. Furchtbar war die Stunde, die ihr vorüberschlich; ruhiger ist die letzte Stunde, in welcher ein ungern Sterbender dem Hochgericht entgegenwankt. Ihres Gemahls letzte Worte schollen immer ernster, immer drohender in ihr Ohr. Sie fühlte die schreckliche Besorgniß, ein unschuldiges Mädchen unglücklich gemacht zu haben; sah sich selbst wieder zurückgestoßen, in Schmach und Verspottung, sah sich getrennt von ihrem Gemahl, — glaubte Alles verloren zu haben, seine Liebe und seine Achtung. Jede Minute dehnte sich ihr zu Monathen aus. Sie wagte es nicht, ihr Zimmer zu verlassen, — nicht Mariannen, nicht die geringste ihrer Aufwärterinnen zu rufen. Sie glaubte, auf ihrer Stirne stehe, nicht bloß, daß ein Kummer, sondern auch, welcher Kummer sie foltere? Sie fuhr noch bänger zusammen, als jetzt die Thür ihres Cabinetts wieder aufging, als ihr Gemahl wieder hereintrat. Sie erkühnte sich nicht, die Augen gegen ihn aufzuschlagen. Doch mild nahm er sie bey der Hand.

„Sey ohne Sorgen!" sprach er: „Dein Richter verzeiht! Ja noch mehr, er verzieh dir schon, bevor er hinwegging. — Nur, um doch einiger Maßen deinen Trug zu bestrafen, nur, um im eignen Herzen desto sicherer zu seyn, daß nicht Überraschung allein, sondern auch Überlegung wirke, wählte ich mir diese Bedenkzeit. Weib meiner Seele, Wonne meines Lebens, ich vergebe dir von Grund meines Herzens. Ich segne die List sogar, die für mich ein Quell von so mancher Seligkeit ward. Sie hat mich nicht zum beglück=

ten Gatten allein, sie hat mich auch zum Biedermann gemacht. Dir gehörte meine Hand, auch ohne Anspruch der Mutter! — Wohlan, Marianne, meine angebliche Tochter sey hinfort auch meine angenommene; sey einst die Erbinn meines ganzen Vermögens! Ich will dieß befestigen, nach jeder Vorschrift der Gesetze. Doch ehe sie selbst das Geheimniß ihrer Geburt erfährt, soll Bardenburg es wissen, und wählen! Sein Wort bürgt mir für Schweigen auf jeden Fall." —

Louise wollte noch ein Mahl zu den Füßen ihres Gemahls sinken; er verhinderte es durch die zärtlichste Umarmung. Seine Küsse trockneten ihre Thränen. Bardenburg ward gerufen; er staunte gleichfalls bey dieser Eröffnung; doch wie er wählte, bedarf wohl kaum erst einer Meldung. Ja um seine Schwiegerältern ganz zu überzeugen, daß er in seiner Braut bloß — Mariannen selbst, und nicht die gesetzliche Erbinn liebe, bedung er sich, daß jede Verfügung ihrenthalben erst nach der Hochzeit geschehe. Erst nach der priesterlichen Einsegnung und am ersten Morgen ihrer schon vollzogenen Ehe ward die junge Frau mit sich selbst bekannter gemacht. Knieend dankte sie dann ihrem edlen Vater, küssend ihrem edlen Gemahl für ihre Güte. Nun erst verstand sie die ehemahligen Thränen ihrer zweyten Mutter, aber nie sah man deren eine wieder fließen.

Das Damenhemd.

Nach einem alten Fabliau.

Ritter Gebhard von Aldringen war ein Dreyundsechziger; Frau Isabella hatte so eben erst ihren zwey und zwanzigsten Geburtstag gefeyert. Er war runzelig, kraftlos, und in den sechs Jahren ihres Ehestandes fast immer krank; sie dagegen war schön, flink und feurig. Ein höchst verdrießlicher Abstand für Beyde! — Gleichwohl hatte Ritter Gebhard auch manche gute Eigenschaft an sich. Er war reich, freygebig, ziemlich hell von Geist, und bieder von Herzen. Über dieß hütete er sich sorgsam vor zwey Unarten, die sonst treuliche Gefährtinnen des Alters und Siechthums zu seyn pflegen, — vor Eigensinn und Eifersucht. Einen Theil dieses Verdienstes hatte er wohl seinem von Natur schon sanften Charakter zu verdanken, doch einen weit größern noch seinem Nachdenken.

Denn da er während seines männlichen Alters viel in und mit der Welt gelebt, viel Menschen und Menschen ähnliche Geschöpfe kennen gelernt, und sich dadurch eine gewisse Art von milder Lebensweisheit erworben hatte, so hielt er es für eben so thöricht als unge-

recht, an eine noch junge, reizende, kraftvolle Frau die Forderung ergehen zu lassen, daß sie den ganzen Lenz ihres Lebens an seinem Krankenbette einsam hinbringen möge. Für ungerecht, — denn warum sollte sie nicht auch genießen, was er vor dem genossen hatte? — Für thöricht, — denn der ungeliebte Gemahl mußte durch ein solches Betragen sich bald zum Allgehaßten machen! Er glaubte über dieses, bey einigen Graubärten von seiner Bekanntschaft bemerkt zu haben, daß sie dann, wenn sie der Wartung allzu viel begehrten, nun — gar keine mehr bedurften. Wie bald, dachte er, ist einem gar zu eigensinnigen Kranken im Schlafe ein Küssen weg gezogen, ein Süppchen verpfeffert, eine wirksame Arzeney zur unrechten Zeit gereicht! Wer das allezeit im Voraus merken wollte, müßte wahrlich Allwissenheit besitzen. Nur willige Freundschaft macht die Krankenpflege leicht. Ich will daher, Trotz Zipperleins und Steinschmerzen, mein Weibchen in guter Laune zu erhalten suchen, so lange und so viel ich vermag!

Diesem Vorsatze getreu, machte er sie nicht nur zur unbeschränkten Gebietherinn seines Hauswesens, erfreute sie oft mit ansehnlichen Geschenken, ermahnte sie fleißig und aus eigener Bewegung, irgend eine Freundinn aus der Nachbarschaft zu besuchen oder einzuladen, sondern so oft nur seine Kränklichkeit es einiger Maßen erlaubte, so oft eine günstige Jahrszeit, oder ein kleiner Überrest ehemahliger Kräfte ihn einige Tage oder Wochen vom Lager empor hoben, so oft veranstaltete er auf seiner eigenen Burg manche treffliche Gastmähler, manches stattliche Ritterspiel. Bey ihnen hatte dann natürlicher Weise die Dame des

Schlosses den Vorsitz, erschien in köstlichen Gewändern, prangte mit Gold, Edelsteinen und Perlen, kurz, bewies durch den Augenschein, daß es ihr mindestens nicht an allen Gütern des Glücks mangle, wenn gleich das Maß ehelicher Freuden ihr etwas kärglich zugemessen sey.

Bey diesen festlichen Gelagen, bey den vielen Gästen, die geladen und ungeladen auf Aldringers Burg sich einfanden, und bey der großen Zwanglosigkeit, deren Frau Isabella genoß, konnte es nicht fehlen, daß auch bald Besucher erschienen, die auf die Dame vom Hause, — eben weil sie so sanft und schön, ihr Gemahl aber so nachsichtsvoll und baufällig war, — ein lüsternes Auge richteten, und die bey mancher Gelegenheit bald versteckt, bald ziemlich offen, bald schüchtern, und bald dreist genug sich zum Ersatze des einzigen Abgangs ihr antrugen. Selbst die Sitte damahliger Zeiten, — für so heilig sie auch in mancher Lobeserhebung gelten, — war Absichten dieser Art gar nicht unhold, hatte für Plane von zweydeutiger Gattung ein Wort, das herrlich klang, einen Deckmantel, der meisterlich verhüllte! Denn fast jede Dame des eilften, zwölften, dreyzehnten Jahrhunderts, verehelichgt oder ledig, spröde oder gefällig, hatte ihren erklärten Ritter, ja, wohl oft noch mehr, als Einen.

Daß dieß mit Zucht und Tugend sich wohl vertragen konnte, und auch wirklich vertrug, ist erwiesen genug. Doch daß gleichwohl nicht selten ein Schalk dahinter sich barg, daß es manchem ehrlichen Deutschen, — ob er gleich nicht Fürst, noch Mitglied der Tafelrunde war, — mit Freund und Gattinn ging, wie

weiland dem Könige Artus *), daran wird wohl keiner zweifeln, der nur ein wenig sich auf Männer und Frauen versteht?

Zwar Frau Isabella, — dieses Zeugniß verdiente sie mit Würden! — hielt fest an ehelicher Tugend. Jede Schmeichelrede, jede verführerische Lockung schien nicht nur fruchtlos, sondern auch unvernommen an Ohr und Herzen abzuprallen. Jedes Erbiethen vom Ritterdienst, — selbst im ehrbarsten Sinne des Wortes, — wurde abgelehnt. Sie würde sich, sagte sie oft, selbst verachten, wenn sie einen Gemahl hinterginge, der so traulich und liebevoll sie behandle. — Um ein verlornes Federchen ihres Kopfputzes, um ein Bändchen von ihrer Busenschleife fixirten sich oft zehn bis zwölf Hände. Aber so bald sie den Verlust bemerkte, forderte sie ihn mit so hohem Tone, mit so ernstlichem Blicke zurück, daß auch der trotzigste Ritter die Wiedergabe nicht verweigern konnte. Ungern litt sie im Tanze den kleinsten Händedruck, und erwiederte keinen.

Wohl bemerkte dieses Alles Ritter Gebhard im Stillen, und wohl gefiel ihm ein Betragen, das er für die edelste Art des Dankes erkannte. Aber endlich glaubte er doch in der Gutmüthigkeit seines Herzens, Frau Isabella übertreibe es mit diesem Danke und ihrer Tugend. Fest überzeugt, daß eine so strenge weibliche Zucht kein echter Naturtrieb, sondern eine

*) Die verliebten Abenteuer der Königinn Genievra und des Ritters Launzelot sind so bekannt, daß die obige Stelle hoffentlich keiner Erläuterung bedarf.

sich selbst auferlegte Pflicht sey; nicht minder überzeugt, daß jede überstrenge Pflicht, selbst vorgeschrieben, oder von Andern anbefohlen, endlich ermüde, besorgte er: Theils, daß seine Gattinn um das Glück ihres Lebens, mit allzu später Reue, sich täusche, Theils, daß ein überspannter Bogen plötzlich, nicht bloß nachlassen, sondern springen dürfte. — „Weibchen," sprach er daher einst, „du verdienst mein Lob und meinen Beyfall, daß du alle die jungen Laffen von dir abwehrest, die so gern dich beschwatzen, und mich obendrein mit einem Hauptschmuck beschenken möchten. Du handelst bieder und klüglich zugleich; denn Bedauerung und Schmerz pflegten von jeher unerlaubten Freuden zu folgen. Aber auch die Tugend hat ihre Mittelstraße. Das Herz des Weibes fordert Beschäftigung. Eine anständige Liebe ist ihm nicht nur vergönnt, sondern auch fast nothwendig. Daß ich dir nicht mehr Liebe einzuflößen vermag, erkenne ich nur allzu gut. Die Natur der Weiblichkeit zu beschränken, kam mir nie in den Sinn, und unnütz wäre es auch, wenn ich es unternähme. Zu dem hast du noch einen Grund mehr, für dein Herz zu sorgen! Mein Leben ist der Grube, und du bist der Witwenschaft nahe. An dich fällt meine Burg, denn sie ist Kunkellehe; dir wird Alles, was ich habe; darüber ist längst mein letzter Wille niedergeschrieben. Aber dann wirst du straks einen Schirmherrn bedürfen. Der Frau allein gehorchen weder Knappen noch Sassen, wie sie wohl sollten; die Nachbarn necken sie ungestraft; ein treuer mannlicher Ritter wird dir dann Nothdurft. Wähle ihn zeitig, weil du noch Raum zum Überlegen, und, — was das Wichtigste ist, — auch Raum zur Prüfung hast. Un-

geprüft, Weibchen, traue Keinem! Auch wir Männer lügen; lügen fast so schön und täuschend, als — ihr. Dein Geschlecht übt vielleicht den Trug noch etwas früher und feiner aus; aber auch das meinige eifert ihm baß nach."

Überraschend kam Frau Isabellen diese etwas lange Rede, und höchst unerwartet war ihr deren Inhalt und Wendung. Aber eben, weil sie so lang war, hatte die Zuhörerinn Zeit genug, sich zu sammeln, und antwortete darauf nach Frauenweise, das heißt, — klüglich. Sie fand es sehr gütig, daß ihr Gemahl für eine Treue sich bedanke, die nur Erfüllung ihrer Pflicht sey, und zwar eine Erfüllung, die ihr nicht schwer ankomme. Sie versicherte, so lange sie ihn habe, keines Ritters zu bedürfen; sie fürchte nicht, ihn zu überleben; aber wenn ja dieses traurige Loos sie treffen sollte, so werde sie keinen zweyten Gemahl, sondern ihren nächsten Blutsverwandten um Schutz ansprechen.

So und dem ähnlich lauteten ihre Worte! Aber kaum war sie allein, so dachte sie doch genauer den seinigen nach, und fand unendlich viel Wahrheit darin. Es schien ihr nun allmählig erlaubt und immer erlaubter, sich auch einen Ritter zu wählen, da nicht nur fast alle Damen vom Stande das Gleiche thäten, sondern auch der Einzige, der etwas dagegen einwenden könne, selbst dazu rathe. Sie beschloß, — bloß weil er es ihr gerathen habe, — wirklich diejenigen zu prüfen, die um ihre Gunst sich müheten; ja, sie beschloß, bald und ernst mit ihrer Prüfung anzufangen. Es kann ja, dachte sie, nichts schaden, wenn ich wenigstens weiß, wer es am lautersten mit mir meint?

durch das Versprechen, seine Dame zu heißen, verpflichte ich mich noch zu nichts, wogegen die Tugend schmollen, und der Argwohn klaffen dürfte!

Wohl zwanzig Ritter gingen, indem sie dieß dachte, vor ihren musternden Geistesaugen vorüber. Alle zwanzig hatten um sie geworben, doch nur auf drey derselben, (so genügsam ist weiblicher Sinn!) haftete Frau Isabella mit ihrem spähenden Blicke, und glaubte auch in sich selbst gegen diese Drey ein Samenkörnchen von Zuneigung zu entdecken, das, gehörig gepflegt, wohl aufkeimen, und höher empor wachsen könnte, ohne jedoch den tief gewurzelten Baum der Gattenzärtlichkeit deßhalb zu kränken. — Hugo von Wartburg war der erste in diesem Kleeblatte; ein stattlicher Ritter, der in Turnieren schon manchen Dank davon getragen, in ernstlichen Kämpfen schon oft gesiegt hatte, der aber auch keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, diese erworbene Ehre seinen Mitmenschen bekannt und fühlbar zu machen. Jede ihm nur schief dünkende Miene, jedes ihm nur zweydeutig klingende Wort war er mit dem Schwerte zu rächen erböthig; überall folgten ihm Knappen und Stallmeister zu Dutzenden nach; daß er von den alten Landgrafen in Thüringen durch seine Ur-Ur-Großmutter in gerader Linie abstamme, erzählte er alltäglich wenigstens zehn Mahl. Er hatte sich fest vorgenommen, nächstens einen Wallfahrtszug nach Palästina zu thun; daß er von daher Frau Isabellen zehn sarazenische Sclaven, die sein Schwert erfechten sollte, mitbringen werde, versicherte er mit einer Zuversicht, die wohl schon für eine halbe Wirklichkeit gelten konnte.

Ihm an ritterlichem Ruhme nicht tief unterge-

ordnet, und an Gütern und Habe noch weit, weit überlegen war Reichard von Jarthausen. Auch ihn begleitete, wo er ging und stand, eine ganze Schar reich gekleideter Diener. Seine Rüstung starrte und funkelte von Gold und Edelgesteinen. Sieben Schlösser längs dem Rhein und der Mosel gehörten ihm eigenthümlich. Er hatte schon oft Frau Isabellen fürstliche Geschenke dargebothen, siebenfache Schnuren orientalischer Zahlperlen, Halsbänder von Smaragden und Rubinen. Immer hatte sie dieselben ausgeschlagen; immer mit Hoheit der Miene, aber ein Paar Mahl doch mit mißlicher Selbstüberwindung im Herzen!

Weder durch große erfochtene Preise, und noch minder durch ansehnliche Güter zeichnete sich Wolfram von Hagenau aus. Denn erst seit zwey oder drey Jahren führte er die ritterliche Lanze, hatte sie zwar nie durch Feigheit entehrt, aber auch nie noch eine Gelegenheit ersehen, da er den flüchtigen Ruhm beym Haarschopf fassen konnte. Sein ganzes väterliches Erbe bestand in einem kleinen halb verfallenen Schlosse, umringt von einigen dürftigen Hütten. Die Bewohner derselben baueten einen kargen Boden, der kaum das dritte Korn seinen Pflügern zum Lohne gab. Wolframs Renten erstreckten sich ungefähr auf hundert Goldgulden. Von diesen lebte er knapp, doch niemanden lästig. Er hätte ein Paar Mahl schon Hofämter erhalten können; sie behagten ihm nicht. Hugo's Knappen ritten auf schöneren Gäulen, als sein Streitroß war, die Wämmser von Reinhards Dienern kosteten mehr, als sein Festtagsgewand. Gleichwohl mangelte es ihm nicht ganz an Verdiensten, die bey Damen, oder wenigstens bey Einer Dame zu empfehlen vermögend sind!

Sein schönes, großes, blaues Auge, offenbar von der Natur bestimmt, frey um sich her zu schauen, und doch nur unter zwanzig Frauen Frau Isabellen aufzusuchen — sein, wenn er sie nun gefunden hatte, fest auf ihr haftender, und doch nicht unbescheidener Blick, — seine Emsigkeit, mit welcher er jeden Wink von ihr nicht nur befolgte, sondern größten Theils schon voraus errieth, — ein gewisser edler, fast stolzer, und doch mit Sanftmuth gepaarter Zug seines Antlitzes, — eine noch unverletzte, unverschwelgte Kraft der Jugend, auf die er nie trotzte, die er aber gleichwohl zu fühlen, und bey der er zu denken schien: ich werde nie eine Beleidigung, selbst von Höhern nicht, ungerächt ertragen! — Alles, alles dieses waren Eigenschaften, die Frau Isabellens Scharfblick nicht entgingen, die sie sogar heimlich längst, wiewohl nicht ganz ihrem wahren Werthe nach schätzte; denn unter der kleinen Zahl geachteter Bewerber stand er nur zum — Beschlusse.

Der Ruf eines nahen prächtigen Turniers durchlief eben damahls ganz Franken, Baiern und Schwaben. Die Hochzeit eines reichen, mächtigen Grafen, — denn bescheiden waren noch die Titel der damahligen Zeit, und der Grafen gab es vielleicht schon damahls allzu viel, doch wenigstens so viel nicht, als heut zu Tage, — sollte mit allem nur erdenklichen Pompe gefeyert werden. Schon war bekannt gemacht worden, daß man dabey nicht bloß mit einzelnen Lanzenrennen, sondern auch mit einem Kampfe in ganzen Banden *) sich erlustigen wolle. Jeder, der durch

Stand

*) Daß es bey den alten Turnieren Fälle gab, da man schaarenweise focht, da eine Festung bestürmt, oder eine Ver-

Stand und Muth sich berechtigt hielt, daran Theil zu nehmen, jeder, den nach zerschellten Ribben, zerbrochenen Armen und — bekränztem Haupte lüsterte, rüstete sich seit Monathen schon auf diesen wichtigen Tag. Daß unsere drey Ritter nicht davon wegbleiben würden, wußte Frau Isabella mit Zuverläßigkeit, und hielt es für die bequemste Gelegenheit, einen derselben oder vielleicht alle drey auf ein Mahl zu prüfen.

Unter mehreren Knappen auf Ritter Gebhards Burg war einer, Rudolph mit Nahmen, der schon allmählig zum Ritter selbst reifte; ein gewandter Jüngling, wohl geschickt, jeden Auftrag zu fassen und auszuführen, brav genug, um im Nothfalle mit dem Schwerte selbst wacker drein zu schlagen, bey jedem Geschäfte lauter, wie Gold, verschwiegen wie das Grab, schlau, wie ein Wiesel, und Frau Isabellen so treu, wie ihr Schatten. Ihn berief sie jetzt, als zum Turniere noch drey oder vier Tage fehlten, in ihr Gemach, übergab ihm ein feines leinenes Hemd, von ihren eigenen Händen in nächtlicher Stille verfertigt, und sprach dabey:

„Auf! sattle dir stracks den flüchtigsten Zelter im ganzen Stalle, und bringe dieses Gewand dem Ritter Hugo von Wartburg mit diesen Worten: — „Frau Isabella von Aldringen grüßet Euch! Daß es Euch beym nahen Turniere an einer herrlichen Rüstung nicht gebrechen werde, weiß sie zwar wohl; doch schickt sie Euch

schanzung erstiegen wurde, und da auch nicht selten das Spiel mit Ernst sich endete, alles dieses ist bekannt genug.

hier eine, wie an ähnlichen Tagen vielleicht noch keine getragen wurde! Oft schon drangt Ihr in sie, ihr Ritter werden, in ihrem Nahmen die Lanze zerbrechen, das Schwert schwingen zu dürfen. Wohlan, es sey Euch erlaubt! Doch höret erst, unter welcher Bedingung: Gegenwärtiges Gewand, von ihr verfertiget, vierfach mit ihrem Nahmen bezeichnet, sey Euer Panzer! Außer dem bloß mit Hemd, Schild und Leinharnisch bewaffnet, stellt Euch kühn jedem Trotzer entgegen! Ist Eure Liebe und Euer Muth rechter Art, so wird auch dieses Hemd genüglich Euch schützen; wo nicht, so schämt Euch künftig, den Maulhelden zu spielen, und buhlt um Dirnen, deren Ehre und Gelust für Gold feil sind!"

So sprich, und nimmt er es an, so bringe mir schleunige Nachricht! Schlägt er es aber aus, so vermelde gleiche Post dem Ritter Reinhard von Jarthausen. Ist auch dieser feigherzig, so versuche Wolfram von Hagenau. Bringst du es von dort gleich fruchtlos zurück, so überreiche es mir schweigend! Ihre Unehre ist kein Wort der Meldung werth!

Der Knappe that, wie ihm gebothen wurde. Nicht ohne merkliche Zeichen der Verwunderung hörte Ritter Hugo auf seine Rede; doch griff er mit kecker, stolzer Miene nach dem Gewande. — „Melde deiner Gebietherinn, sprach er, von mir Gruß und Dank! Ich nehme die Rüstung an, und hoffe, ihr und der Übersenderinn Ehre zu machen." Rudolph wollte sich entfernen. Schon unter dem Thore der Burg, schon im Begriffe, über die Fallbrücke zurückzusprengen, hörte er noch ein Mahl seinen Nahmen rufen, und wandte den Klepper. „Der Tag, sprach Hugo, dämmert schon.

Es wäre unziemend, wenn du ungelabt die Burg verließest. Bleibe über Nacht allhier! Auch ich will meinen Caplan rufen lassen, und ihm einige Zeilen schriftlicher Antwort an deine Gebietherinn in die Feder sagen!" — Ein gewisser bedenklicher Zug schien sich, indem er dieß sprach, unter Ritter Hugo's Augen zu formen. Schon stieg in Rudolph's Herzen ein kleiner Argwohn empor. Er blieb nicht der Erquickung, sondern der versprochenen Antwort halber.

Am andern Morgen, bald nach Tages Anbruch, hieß ihn der Burgherr wieder rufen. — „Besserer Rath, sprach er, kommt zuweilen über Nacht. Bringe dieses Hemd deiner Gebietherinn wieder, und melde ihr; Ritter Hugo von Wartburg habe immer geglaubt, Einer von denen zu seyn, denen man Wahrheit in Worten und Gefühlen auch ungeprüft zutrauen könne. Kränkend sey daher für ihn der Zweifel, der in ihrer Forderung liege. Doch würde er sie erfüllt haben, sähe sich nicht dadurch sein ritterlicher Ruhm gefährdet. — Wenn mich Panzerlosen der Speer eines weit feigherzigern Gegners durchbohrt, so ist es nicht der Verlust meines Lebens, sondern meiner bisher wohl erworbenen Ehre, der mich schmerzt. Das war es, was mir gestern schon halb dunkel dämmerte, und was ich ihr schriftlich zu melden gedachte, hätte nicht gerade gestern Abend mein Pater zu tief in das Glas geguckt!"

Stark kochte der Unwille bey Rudolphen empor; doch nahm er, Frau Isabellen's Bemerkung eingedenk, stillschweigend das Gewand, und ging. Sein Weg war nun zum Ritter Reinhard gerichtet, seine Bothschaft die vorige, und sein Empfang — gleichfalls. Doch nein! Reinhard von Jaxthausen entschloß sich

wenigstens rascher, und antwortete redlicher. Denn ohne erst eine Nacht Bedenkzeit zu brauchen, ohne erst das ihm dargebothene Hemd mit prahlendem Geschwätz anzunehmen, rief er sogleich: Um diesen Preis sey Ritter von Frau Isabellen, wer nach Zerfleischung seines Leichnames, nach Zerbrechung seiner Gliedmaßen sich sehnet! Ich scheue den Kampf nicht; ich wollte mich für sie wohl mit Riesen schlagen. Aber in diesem Panzer würde mich doch gewaltig frieren. Unbilliges Begehren verdient abschlägige Antwort!

Rudolph ritt von dannen. — „Ob ich mir denn erst, dachte er bey sich selbst, vom Ritter Wolfram gleichen Spott abhohle? Ob es nicht klüger wäre, meinen Gaul heimwärts zu lenken?" — Er besann sich bald eines Andern, und that, wie Frau Isabella begehrt hatte. Auch gegen Abend kam er auf Hagenau's Schlosse, — oder Schlößlein vielmehr, — an. Bey dem kärglichen Mahle saß der Ritter so eben, als der Knappe zu ihm eintrat. Er staunte über den, ihm gar wohl bekannten Herold, doch mehr noch über desselben Bothschaft. — „Ja, ja! rief er, als Rudolph geendet hatte, ja, ich bin bereit, zu thun, was die Schönste der Frauen fordert. Dieses Gewand von ihren Händen geheiliget, soll mein Cüraß seyn am morgenden Tage. Ich will ihn tragen, wenn man entweder den Preis mir reichet, oder in das Bette von Erde mich hinab senkt! Gehe, sage deiner Gebietherinn .... Doch nein, sage ihr nichts! Sey morgen mein Begleiter, mein Zuschauer, wenn ich kämpfe! Werde dann erst mein Bothe, wenn ich siege oder falle! Jetzt aber vor allen Dingen gehe hinunter in meinen Stall! Den besten Klepper, den du da findest, wähle dir aus, als

ein Andenken von mir! Gerne gäbe ich dir als Bothenlohn noch ein schöneres Roß, wenn ich nur selbst mehr, als Ein Streitroß besäße!"

Nicht zwey Mahl ließ der Knappe sich dieses gebiethen. Höchst unerwartet war ihm ein solcher Empfang. Zweyfach grell stach er gegen die Abfertigung der beyden Ersten ab. Doch besorgte Rudolph im Stillen, auch hier vielleicht dürfte besserer Rath über Nacht kommen. — Er irrte! Zwar war Ritter Wolfram noch lange vor Tagesanbruche wach, ermunterte alle seine Knechte (deren freylich höchstens drey seyn mochten), mit lautem Zuruf. Aber die gestrige Freude glühte noch heute auf seinen Wangen. Rudolph mußte sein Gast bey dem Frühstücke seyn. Alles wurde aufgetragen, was seine sparsame Vorrathskammer nur vermochte; Frau Isabellens Nahme war immer das dritte Wort seines Mundes. Die Rosse wurden bald gesattelt und gezäumt. Gleich nach Sonnenaufgange bestieg man sie. Der Weg zum Kampfplatze betrug ungefähr eine kleine Meile. Wolfram war ganz so gerüstet, wie Frau Isabelle es begehrt hatte, mit Helm, Schild, Beinharnisch, und über dem Brustwamse, statt des Harnisches, mit dem gefährlichen Hemde bekleidet. Eine gewaltige Menge der Ritter, von nahe und von fern, hielt schon vor den Schranken. Die Federbüsche ihrer Helme wogten, wie ein unübersehbares Saatenfeld, die schönsten Frauen, zwölf Meilen in der Runde herum eingeladen, zierten die Bühnen; die Blüthe des südlichen Deutschlandes schien hier in einem einzigen großen Strauße vereint zu glänzen.

Ein gewaltiges Flüstern entstand und lief im Kreise der Kampflustigen sowohl, als auf den Bühnen umher, da Wolfram eintritt. Die abenteuerliche Abweichung in seiner Rüstung fiel männiglich auf. Bey dem ersten Anblick glaubte man zwar, er trage dieses Hemd über dem Panzer. Doch da man bald spürte, daß dieser gänzlich ihm fehle, da mehrte sich das Gezische, das Zusammenstoßen und Schütteln der Köpfe, das Lächeln und die Verwunderung der Frauen. Unter so viel tausend Augenzeugen wußten nur zwey Ritter deutlich genug, was diese Tracht zu bedeuten habe?. und hütheten sich wohl, ihre Kenntniß allgemeiner zu machen. Alle übrigen riethen und riethen, — bald der Wahrheit ziemlich nahe, und bald wieder unendlich weit von ihr sich entfernend. Viele hielten es für die Buße irgend eines beträchtlichen Fehltrittes; Andere für das Mittel, eine anwesende Spröde zu gewinnen; noch Andere glaubten etwas unglimpflich, doch nicht unwahrscheinlich, es spucke Verirrung im Gehirne des guten Ritters! Aber alles dieses Gelispel und Gespötte störte Wolfram's Festigkeit nicht. Zwar, als er so viele wohl gerüstete Kämpfer um sich her sah, so viele drohende Lanzen, so viele Nebenbuhler des Preises, so viel schöne funkelnde Augen, die, weil sie wohl wußten, daß dieser Ritter nicht für sie fechte, desto eher ihm das Überwundenwerden gönnen dürften; als er unter ihnen Frau Isabellen überall suchte, und nirgends fand (denn sie saß daheim, vergeblich eingeladen, und pflegte ihres abermahls krank gewordenen Gatten), da, wie er ehemahls selbst gestand, überlief ihn ein unwillkürlicher Schauder! Der Gedanke, hier warten deiner Wunden, Tod, und vielleicht noch Spott

und Schmach nach dem Tode! durchblitzte seine Seele. Aber eben so rasch und unendlich größer stand vor ihr der edle Lohn, wenn er ausdaure und siege: die Gunst seiner Dame, ihr Lob, wohl gar ihr süßer Kuß! Alle Furcht, alle Scheu entwich. Drey Mahl empfahl er sich in Gedanken Frau Isabelle'n, Ein Mahl seinem Schutzheiligen. Dann stellte er sich dreist auf die Stechbahn.

Das Glück feuriger Liebe schien ihn zu begleiten. Von sechs Gegnern, die nach und nach gegen ihn ansprengten, räumten fünf den Sattel, und der sechste erhielt sich mühsam an der Mähne des Rosses. Unter diesen Gefällten war selbst der prahlende Hugo von Wartburg, der doppelt knirrschte, als ihn sein Nebenbuhler in den Sand herab setzte. Fast alle Lanzen waren fruchtlos auf Wolfram's Schilde zersplittert; eine einzige hatte, doch unbedeutend, seine Hüfte gestreift. Es tröpfelte etwas Blut herab, er achtete dessen nicht. Doch jetzt nahte sich des Turniers zweyter Theil; ein Kampf in ganzen Banden. Funfzig Ritter sollten ein Castell, oder vielmehr ein hölzernes Nachgebild desselben beschützen; andere funfzig es angreifen. Wohl hätte Wolfram ganz davon wegbleiben können; denn seine Mannheit und die Stärke seiner Liebe waren genüglich erhärtet und bewiesen. Doch dann hätte er nur auf einen geringern Dank und Kampfpreis Anspruch zu machen gehabt; sein Ehrgeiz begehrte den vorzüglichsten. Unerschrocken stellte er sich daher unter die Angreifer, und kam in das erste Glied. Nur zu gefahrvoll war ein solches Spiel, selbst für Männer, vom Hauptbaar bis zur Zehe hinab in Eisen verhüllt; — um wie viel gefahrvoller noch für den kaum halb Be-

deckten! Umsonst, daß er einen Theil seines Körpers durch den fest angeschlossenen Schild zu schirmen suchte! Ein weit größerer stand doch jedem Anfalle bloß. Auch empfand er dieß schnell genug. Mancher Stoß, mancher Schwertstreich drang tief in sein Fleisch hinein; manche Wunde zerfetzte sein Gewand und — seinen Körper. Ströme von Blut färbten die weisse Leinwand bald roth. Dennoch wich der Ritter nicht! Liebe, Ehre, Verzweiflung stählten nicht seinen Leib, aber wohl seinen Geist. Unaufhaltsam drang er weiter vorwärts, drang desto heftiger, je mehr er bald ganz zu stürzen besorgte. Er sprengte zuerst die Reihen der Vertheidiger; er war der Erste auf dem erstürmten Walle.

Ein lauter Jubel der Zuschauer erscholl. Drommeten verkündeten die Endschaft einer so bedenklichen Lustbarkeit. Nicht der Ausspruch der Kampfrichter bloß, sondern auch die Stimme der ganzen Versammlung rief den panzerlosen Ritter, — den Ritter im Hemde als Sieger, als Verdiener des ersten Preises aus. Als er hinritt, ihn aus den Händen der Braut, der Königinn dieses Festes, zu empfangen, da regnete es von allen Bühnen Bänder, Blumen und Beyfallszeichen der Damen auf ihn herab. Wohl funfzig Schöne wünschten in diesem Augenblicke, die Dame seines Herzens zu seyn. Wohl funfzig Ritter hätte er jetzt leichter noch aus der Gunst ihrer Geliebten, als vorher seine Gegner aus dem Sattel zu heben vermocht. Er dachte nur auf Frau Isabellen.

Aber indem er jetzt mit edlem Anstande das Kleinod des Preises empfing, indem er der Geberinn ein Paar Worte des Dankes zu sagen gedachte, entschwanden ihm plötzlich Besinnungskraft und Lebensgefühl. Ent-

kräftet durch Wunden und Blutverlust, sank er ohnmächtig von seinem Zelter herab. Ein Schrey des Erschreckens scholl fast allgemein; eine Schar von Knappen und Turnierwächtern sprang herbey und hob ihn auf. Ritter drängten sich um ihn her; selbst der Burgherr, besorgt um das Leben eines so tapfern Mannes, flog herzu, gebiethend: daß man ihn sogleich in das beste Gemach seines Schlosses, auf das weicheste Lager bringe. Wundärzte, bey Festen dieser Art schon in Bereitschaft gehalten, kamen gerufen und ungerufen. Die kräftigsten Arzneyen wurden aufgebothen.

Doch kräftiger, als alle ihre Riechwasser und Spezereyen, wirkte das Mittel des Knappen Rudolph! Er, einer der Ersten, der Mühsamsten und der Besorgtesten um den Ohnmächtigen herum, rief ihm zu wiederhohlten Mahlen Frau Isabellens Nahmen in das Ohr, und, — sey es Zufall oder Wirkung dieses Zurufes! kurz, die gleichsam schon entwichene Seele schien wieder zurückzukehren. Allmählich gewann der Körper Lebenszeichen, der Geist Besinnungskraft. Er seufzte wieder; sein Busen hob sich; und als sein Blick noch dämmerte, war seine erste Frage: „Wo ist mein Kampfgewand?" — Es ihm ja aufzubewahren: war seine sehnlichste Bitte. Dann erst wurde er ruhiger, als sein Auge wieder hell schaute, und er den Diener seiner Dame, in seiner Hand das blutige Gewand, dicht an seinem Lager erblickte. Er winkte, daß man ihn allein mit demselben lasse. Er ruhte nicht eher, bis man seinem Begehren sich fügte.

„Wohlan denn, sprach er, eile nun, und sage deiner Gebietherinn, was du mit ansahest! Bezeuge mir, daß ich als Mann und Ritter handelte! Erzähle

ihr auch, daß nicht eher meine Kräfte mich verließen, bis der erkämpfte Preis bereits in meinen Händen war. Ihr sende ich dieses Kleinod." Sie hat mich zu dessen Erwerbung begeistert. Wahrscheinlich stehe ich nie wieder von diesem Lager auf. Doch dann bitte ich, daß sie wenigstens ein Mahl zu meinem Grabe komme, und eine einzige kleine Thräne demjenigen widme, der sein Blut auf ihr Geboth mit Freuden vergoß. Dieß, und daß die Gabe, die sie mir sandte, mich in das Grab begleite, ist jetzt mein einziges Begehren. Ob ich, wenn ich genesen sollte, so bescheiden in meinen Wünschen seyn würde, weiß nur der Himmel.

Mit schwerem Herzen, nur auf des Ritters oft wiederhohltes Geboth schied der Knappe und kehrte heim zur Burg, wo schon lange mit heißer Ungeduld Frau Isabella seiner harrte. Zwar muthmaßte sie wohl, eben, weil er so lange verzog, daß er nicht unverrichteter Sache zurückkommen werde; doch um so mehr folterte sie die Neugierde, welcher von den Aufgeforderten diesen harten Strauß bestanden habe? — Kaum sprang Rudolph vom Klepper herab, so wurde er stracks in ihr geheimstes Gemach berufen. Unverhohlen bis auf das kleinste, ihm aufgegebene Wort, bis auf den geringsten, mit angesehenen Umstand, hinterbrachte er ihr den ganzen Verlauf. Blaß von Unwillen wurde ihre Wange, als sie die feige Weigerung, die schnöde Antwort der zwey Ersten erfuhr. Desto höher röthete sich ihr Antlitz, desto stärker funkelte ihr Auge, als er nun auf Wolfram's männlichen Vorsatz kam; wieder bleicher, fast zitternd stand sie da, als er des Kampfes Schilderung entwarf; und blutlos, halb ohnmächtig sank sie auf ihren Sessel zu-

rück, als sie ganz vernahm, wie viel es ihrem Ritter gekostet, wie nahe er schon dem Tode gewesen sey, in welcher Bedenklichkeit noch jetzt sein Leben schwebe?

„Mächte des Himmels, rief sie, als Rudolph geendet hatte, wenn er nun stürbe, wenn ich die Mörderinn des Heldenjünglings würde! O jetzt, — jetzt sehe ich erst die Grausamkeit meiner Forderung ein! Jetzt verabscheue ich mich selbst. Eile, lieber Rudolph, eile wieder zu ihm! Versichere ihn meines Mitleids, meiner Reue, meiner zärtlichsten — Bedaurung, meiner, — meiner Bewunderung sogar! Sage ihm: er solle um meinetwillen noch länger leben; um meinetwillen jetzt auf seine Genesung so sorgsam denken, wie im Kampf auf seine Ehre und meinen grausamen Befehl! Übergib ihm zugleich dieses Büchslein mit echtem Balsam aus Mecca; Ritter Gebhard selbst brachte es aus dem Morgenlande mit. Es soll sogar Todeswunden heilen! — Sage ihm, viel wollte ich darum geben, wenn ich ihn selbst pflegen, selbst diesen Balsam ihm eintröpfeln könnte! Sage ihm — Doch nein! nein! Gehe lieber, gehe, damit nicht etwa zu spät ihm diese Bothschaft, diese Hülfe komme!"

Der Knappe verbeugte sich, ging, bereitete Alles; indem er bereits aufs Pferd sich schwingen wollte, winkte ihn Frau Isabella vom Fenster noch einmahl zu sich herauf. — Vergiß nicht, sprach sie, mir oft, spätestens über den dritten, vierten Tag, Kundschaft von ihm zu bringen, oder zu senden! Dieser Beutel mit Gold bestreite alle Kosten! Unterlaß auch nicht, ihm zu sagen: Er dürfe ja nicht einmahl sterben! Er

müsse ja den Preis seines Gehorsams, meinen Kuß, sich selbst abhohlen."

Rudolph eilte fürwahr, so rasch er nur konnte. Lieber war ihm dieser zweyte Auftrag, als jener erste gewesen war. Er kam an, in jedem Betracht nicht zu früh, und nicht nutzlos. Er fand den Ritter zwar lebend, doch noch in höchster Gefahr des Todes. Seine Ärzte schüttelten immer bedenklicher den Kopf; sprachen noch von, — Gott weiß, wie vielen kritischen Tagen, von halben Wunderwerken, wofern er es überstehe, und — so weiter! Da trat Frau Isabellens Knappe an's Bett, überbrachte zuerst den Balsam aus Mecca, und dann, als alle Horcher entfernt waren, auch seine mündliche Bothschaft. Unendlich stärkere Heilkräfte lagen in ihr. Zum ersten Mahle wieder seit jenem Turnier-Morgen röthete sich, obgleich auf Secunden nur, Ritter Wolframs Wange. Wohl zehn bis zwanzig Mahl mußte Rudolph jedes Wort ihm wiederhohlen, jeden Mienenzug von Frau Isabellen ihm schildern. Von Stunde an besserte sich sein Befinden. Am dritten Morgen schon sprachen die Pseudo-Hippokrate: Das Fieber mindert sich! Am fünften: „Die Todesgefahr ist verschwunden!" Jeder von ihnen maß seinen Mitteln den Grund der Genesung bey; dem Balsam von Mecca vergönnte man eine ganz kleine Mitwirkung; das wahre Specificum blieb verborgen.

Aber, — aber selbst diese Genesung ging zwar sichern, doch langsamen Schrittes fort! Zu viel Blut hatte der Ritter verloren, zu tief waren einige seiner Wunden eingedrungen, als daß nicht eine anhaltende Kraftlosigkeit zurückbleiben mußte. Da er am Ende der

dritten Woche wieder vom Lager aufzustehen begann, war es wirklich nur ein blosses Beginnen zu nennen. Wiederhohlte Versuche, in freye Luft sich zu wagen, blieben, Trotz aller Anstrengung, noch viel zu früh, noch viel zu bedenklich. Des Burgherrn freundliche Bitte, der Ärzte ernsteres Wort, mehr noch sein eigenes Gefühl trieben Wolframen immer wieder bald in sein Gemach zurück. Die Möglichkeit, eine Rüstung anzulegen, Reiten und Reise zu ertragen, zog sich in eine gewaltige, von der Furcht noch vergrößerte Weite. Schwermüthiger schaute er jetzt in die Zukunft, als er vor Kurzem noch in's nahe Grab geschauet hatte; denn er besorgte wieder beym längern Aufschube den Verlust von Frau Isabellens Liebe. Vergebens tröstete ihn sein einziger Vertrauter, Knappe Rudolph! Vergebens erhielt er ein Paar Mahl durch ihn den holdseligsten Gruß! Er lächelte dann zwar freundlich, aber er schüttelte auch bald wieder das Haupt, und sprach: „Ach, ich kann mir aus dem Gedächtniß nicht das Gleichniß verdrängen, das mein Oheim, — ein erfahrner Mann, denn er war Priester und Beichtiger zweyer Fürstinnen! — oft im Munde führte: Frauengunst sey ein Funken im dürren Gesträuche. Ein glücklicher oder weislicher Hauch macht, daß er zur Flamme auflodert. Aber er verlöscht auch eben so schnell, wenn man den ersten günstigen Augenblick verabsäumt!"

Noch verstärkte ein zufälliger Umstand seinen Mißmuth beträchtlich. Frau Isabellens Nahmenstag nahete sich, oder war vielmehr schon da. Immer hatte es Ritter Gebhard im Brauche, ihn festlich zu begehen; doch gerade dieses Mahl wurden der Anstalten noch mehr, als jemahls gemacht. Die ganze Nachbar-

schaft war schon geladen; Musik und Tanz und Erleuchtung waren schon bestellt. Daß es froh und hoch dabey hergehen würde, ließ sich voraus sehen. Auch Wolfram wurde unter der Hand, — man erräth leicht, von wem! — davon benachrichtiget, und, wo möglich, herbey gewünscht. Eine schlaflose Nacht folgte dieser Bothschaft; am frühen Morgen berief er Rudolphen.

Immer noch herrscht, sprach er, wie du selbst siehst, Kraftlosigkeit in allen meinen Gebeinen. Ein Pferd zu besteigen, zwey Stunden auszudauern, wäre mir jetzt eben so möglich, als in den Mond hinauf mich zu schwingen, oder auf den Wogen des Meeres zu wandeln. Schildere dieß deiner und meiner Gebietherinn! Gib mir Zeugniß, wie sehr diese Ohnmacht mich schmerzt! Aber füge dann auch hinzu: So bald sie selbst nur wolle, könne wenigstens ein kleiner Theil von mir bey ihrem Feste erscheinen! Dieses Gewand, von meinem Blute getränkt. — Warum starrst du mich so ungewiß an? Höre mich aus, und dann rede! — Dieses Gewand, seiner ersten Weiße so unähnlich, bringe ihr jetzt wieder, und sage: Wenn es ihr Ernst sey, mich künftig als ihren Ritter zu betrachten, wenn sie von meinen Gefühlen auch nur den hundertsten Theil erwiedere, dann solle sie dieses Hemd beym Gastmahl eben so öffentlich über ihren Gewändern tragen, als ich es beym Turniere trug.

„Gestrenger Ritter, was fordert Ihr da? Habt Ihr wohl bedacht —"

Alles, was du mir einzuwenden vermöchtest! Klagen ziemen dem Mann nie, ziemen sogar dem Weibe nur selten! Aber sein Schicksal zu versuchen, das

ziemet dem Ritter wohl! Warum sollte ich, der bisher Geprüfte, nun nicht auch einmahl der Prüfende werden? Besser, ich weiß mit einem einzigen Schlage mein Geschick, und — erliege demselben, als daß ich zagend, hoffend, schwankend, doch endlich sehe — Lieber Rudolph, zu reden wird mir schwer, schwerer, als zu handeln! Befolge daher was ich dir auftrug!

Der Knappe gehorchte. Als er auf der Burg seines Gebiethers ankam, wimmelte bereits der Hof von Pferden und Knechten; im Schlosse selbst durchkreuzten sich schon geschäftige Köche, eilende Dirnen, und müßige Herren. Ein Theil der nähern männlichen Gäste war schon angelangt, und ergötzte sich beym Spiel oder beym Becher; die weiteren, und zumahl die Frauen, wurden noch erwartet. Frau Isabella selbst befand sich noch unter den Händen ihrer Zofen. Ihre Haare und Gewänder schimmerten von Edelsteinen. Sie wußte, daß es Ritter Gebhards Eitelkeit freue, sie so geschmückt zu sehen. Die Kunst ihrer Anzieherinnen war so eben vollendet, als Rudolph ins Gemach eintrat. Bey seinem Anblicke erröthete die Holde; sie hoffte, daß er — ein Begleiter seyn werde. Kommst du allein? rief sie ihm noch auf der Schwelle entgegen.

„Ja, edle Frau! Und wünschte, es auch mit euch nur zwey Minuten lang zu seyn. Ich bringe Bothschaft."

„Doch nicht unangenehme?"

„Wenigstens nicht Unwichtige!"

Auf einen Wink der Burgfrau entfernten sich die Dienerinnen. Rudolph begann seinen Spruch; treu blieb er der Wahrheit, wie immer. Mit großem, ern=

stem, festem Blicke schaute ihn Frau Isabella an, bis er geendet hatte. Langsam, — doch nicht zögernd, aufmerksam es betrachtend, — doch sich nicht äußernd, nahm sie aus seinen Händen das Gewand, fast gesteift vom Blute, fast streifenweise zerschlitzt von Hieben und Stichen. Auf eine seiner blutigsten Stellen drückte sie drey Mahl mit Inbrunst ihre Lippen, und dann warf sie es so rasch, als sey es das unentbehrlichste Stück ihres Putzes, um ihren Nacken.

Mit stummem Erstaunen stand Rudolph da; schwer trauete er seinen eigenen Blicken, und kaum war er endlich des Ausrufs fähig:

„Wie, edle Frau! Ihr wolltet" —

„Thun, was begehrt wird! Kann ich wohl anders? Und konntest du nur daran zweifeln? Ritter Wolfram hat Recht. Dem Geprüften steht es nun zu, auch Andere zu prüfen!"

„Aber an diesem so festlichen Tage? In Gegenwart so vieler und so vielfältiger Zeugen? Vor Ritter Gebhard's eigenen Augen?"

Das erhöhet allerdings ein wenig das Verdienstliche in der Handlung selbst! Aber welch ein unbedeutendes, elendes Kinderspiel wäre sie auch ohne dasselbe! Thue ich wohl mehr, als Wolfram that? Erschien er nicht auch vor den Augen einiger Tausende in diesem Gewande? Hörte er vielleicht nicht um sich rund herum genug spötteln, und flistern und lachen? Setzte er nicht Ehre, Glück und Leben aufs Spiel? Opferte er nicht zuerst sich auf? — Ich bezahle nur Schulden! Zudem, — was kümmert mich das Geschwätz der Menge? Wer nicht Alles weiß, darf nicht richten! Wer Alles weiß, wird mir es Recht sprechen! –

„Nur

„Nur euer Gemahl — Euer Gemahl.“ —

„Er ist ein Biedermann und sein Wort ihm heilig. Er selbst rieth mir zur Wahl und zur Prüfung eines Ritters. Daß der Edelbefundene nun auch Recht zur Gegenprüfung habe, wird ihm einleuchten. Er wird mich anstaunen, nachdenken und — schweigen. So hoffe ich! Fragt er mich aber, so antworte ich ihm ohne Scheu und Hehl. Nur der scheut sich, sein Herz zu entdecken, der sich unedler Triebe in diesem Herzen bewußt ist!“

„Ha, vortrefflichste, edelste Frau! Wie wenige Eures Geschlechtes“ —

„Sage das nicht aus, Rudolph! Du schmeichelst mir, oder du betrübst mich. Wenn wenige meines Geschlechtes edle Liebe zu erwiedern vermögen, dann ist die Untreue des deinigen, (der Frauen gewöhnlichste Klage)! auch genüglich entschuldigt. — Doch es wird Zeit, daß ich hinabgehe. Auch die weiblichen Gäste müssen schon, oder doch bald da seyn. Komm mit! Beobachte beym Mahle, was sichtbar, behorche, was hörbar seyn wird! Morgen sattle zeitig, und benachrichtige Ritter Wolfram, ob ich die Probe bestanden habe? Sage ihm zugleich: Ich sähe zwar seinem Besuche mit Verlangen entgegen, doch solle er deßhalb nicht den langsamen Schritt seiner Genesung stören. Wie heute, so werde ich noch nach Jahrzehenden denken. Ich entschließe mich langsam, doch unveränderlich.“

Sie schellte: ihre Frauen kamen zurück. Rudolph sah noch im Weggehen mit heimlicher Freude das Erstaunen der Zofen über die seltsame Abänderung im Putze ihrer Gebietherinn. Der Letzten ernster Blick

verboth jede Nachfrage. — Und nun dann erst die allgemeine Befremdung, als Frau Isabella in den Saal unter die schon zahlreiche Versammlung eintrat! Da war kein Auge, das nicht aufgaffte, kein Hals, der sich nicht merklich verlängerte, keine Lippe, die sich nicht halb unwillkürlich zum lauten Ausrufe öffnete. Kaum wußte man im ersten Augenblicke zu enträthseln; was man sähe? So seltsam schien Allen diese Verbindung von Schmutz und Pracht, von Schmuck und Entstellung. Erst als die Näheren erkannten, daß es Blut sey, was auf diesem Gewande hafte, da schmolz die anfängliche Neugier, das Nichtbegreifen und der halbe Unwille noch stärker auf Aller Gesichtszügen in hundertfacher Abstufung zusammen, und ging dann doch endlich zu einem dunkeln — Verständniß über. Viele von den heutigen Gästen waren ja auch Zuschauer oder Theilnehmer von jenem Turniere, Zeugen von Ritter Wolfram's Tapferkeit gewesen! Wer seine Dame sey, — erfuhr freylich damahls noch niemand. Doch sein Gewand und dieses jetzige? Ähnlichkeit, Vergleichung und Verbindung fanden sich bald. Sein Nahme lief schnell von Munde zu Munde. Gezischel, Geplauder, halblaute Worte und Tadel schollen aus jeder Ecke des Saals. Man hielt es für seltsam, unglaublich, unerhört. Viele blickten mit neugierigster Erwartung auf Ritter Gebhard hin. Aber Frau Isabella hatte Recht! Ritter Gebhard war der Einzige, der nichts sah, und — schwieg. Vielleicht, weil er mit dem ersten Blicke Alles entzifferte, und weil er, — im Vertrauen gesagt! längst von dem Allen, was vorgegangen war, mehr wußte, als selbst Frau Isabella glaubte.

Nach und nach legte sich das Gemurmel; die Dame des Schlosses war durch dasselbe keine Secunde lang aus ihrer Fassung gebracht worden. Sie blieb in diesem Aufzuge das Mahl hindurch heiter, gesprächig, mit ungezwungener Gleichmüthigkeit der Seele. Nach demselben entfernte sie sich unter einem leicht gefundenen Vorwande. Als sie zum Tanze wieder erschien, war jenes Gewand abgelegt. Sie glaubte nun ihrem Ritter des Beweises genug von Erwiederung seiner Liebe gegeben zu haben. Sie wollte nur ihm gehorchen, und nicht — prahlen. Auch flüsterte sie Rudolphen im Vorbeygehen die wenigen Worte zu: „Sage ihm, eines so theuern Schmuckes müsse man schonen!"

Was Wolfram empfand, als des andern Tages der Knappe ihm Bericht erstattete, liegt außerhalb den Grenzen des wörtlichen Ausdrucks. Freude, festes Zutrauen auf sein Glück, und innigster Dank durchglüheten ihn mit so vereintem Feuer, daß auch seine körperlichen Kräfte ihre verspätete Rückkehr nun beschleunigten. Nach wenigen Tagen kehrte er wieder auf sein Schloß heim; sein nächster Ausritt war zu der Burg, die Frau Isabella verschönte.

Ritter Gebhard empfing ihn mit herziger Freundlichkeit. Ich habe mit Vergnügen gehört, — sprach er, indem er die Hand ihm both, und die seinige drückend schüttelte, — daß Ihr so tapfer seyd, und zweifle keinen Augenblick, daß Ihr eben so brav seyn werdet!

Mit hoch erröthenden Wangen, mit stammelnder Erwiederung seines Grußes bewillkommte ihn die bald darauf eintretende Frau Isabella. Ritter Gebhard, — denn alle übrigen Zeugen hatte er klüglich zu entfer-

nen gewußt, — mehrte ihre Verlegenheit noch durch die lächelnde Frage: Und du beutst dem Ritter nicht einmahl den so theuer und so wohl verdienten Preis seines Kampfes, den versprochenen Kuß? Besorgst du, daß mein Rath mich reue? oder daß ich der Redlichkeit eines biedern Ritters und einer pflichtgetreuen Gattinn mißtraue? — Sie zögerte unentschlossen noch einen Augenblick; dann both sie ihm schamhaft die Wange dar. Er begnügte sich mit derselben; ob er nicht später noch durch die Lippe entschädigt worden sey, davon schweigt die Geschichte.

Drey Jahre lang blieb Wolfram von Haqenau Frau Isabellens Ritter, trug ihre Farbe, ihre Sinnbilder öffentlich bey jedem ritterlichen Spiele, und war ein täglicher Freund in Ritter Gebhards Hause. Seines Kampfes Veranlassung ging bald zur allgemeinen Kunde über; aber selbst Neid und Haß wagten es nie, Frau Isabellens Tugend zu verunglimpfen. Oft wurde darüber gestritten, wer mehr gewagt habe: Er, als er sein Leben in so große Gefahr versetzte? oder Sie, als sie so unerschrocken dem Spott und Gerüchte trotzte? — Zwiespältig fielen die Urtheile aus, je nachdem Mann oder Frau entschied. Doch schwankte die Billigung stets nur zwischen mehr und minder. Er und Sie erhielten Beyfall und Ruhm; die Ritter Hugo und Reinhard traf verdienter Spott. Sie gingen in auswärtige Kriege, um einheimischer Verachtung zu entweichen.

Gegen Ende des dritten Jahres starb Ritter Gebhard. Seine Erbinn war Frau Isabella. Sie faßte noch die Hand des Erblaßten, als er im Sarge lag, und schwur: „Er wird selbst jenseits meine Treue keines

Fehltrittes zeihen können!" — Aber nach zwölf Monathen führte sie Ritter Wolfram zum Traualtare. Holde Knaben und Mädchen spielten bald um sie. Ihren Urenkeln noch blieb das blutige Hemd theuer und werth: unter Harnischen und Panzern galt es für das erste, für das seltenste Stück in ihren Waffenhäusern.

Sonderbarer Lottotraum.

Der jüngere Herr D. Sch—r, einer von Prags verdientesten Rechtsgelehrten, hatte eine geraume Zeit hindurch aus Scherz im hiesigen Lotto die Nummern 3. 5. 11. 61. als zwey bestimmte Terno's — das heißt 3. 5. 11. und 5. 11. 61. — jedes mit vier Kreuzern besetzt. Nie war, so lange er mitspielte, eine davon herausgekommen; und endlich unterließ er wieder den Satz, mehr aus Vergessenheit, als Überdruß. Vor noch nicht zwey Monathen, als er eines Morgens unter mehreren Papieren und Briefschaften nachsuchte, fiel ihm ein solcher alter Lottozettel in die Hände; und indem er noch daran dachte, daß er ja wieder ein Mahl sein Heil versuchen könne, trat eben der Collecteur, bey dem er sonst gesetzt hatte, eines andern, das Lotto gar nicht betreffenden Geschäftes halber ins Zimmer. — „Es ist recht gut, redete ihn D. Sch—r lächelnd an, daß Sie heute zu mir kommen. Hier sind acht Kreuzer! Ich besetze meine alten zwey Ternos.“ — „Von Herzen gern, erwiederte jener, würde ich ihr Geld annehmen. Doch da morgen schon Ziehung ist, so

nimmt nur noch die Hauptcollectur Einsatz an; und dort können Sie nicht weniger als zehn Kreuzer aufs Terno setzen." — „So kann es bis auf das nächste Mahl bleiben!" — „Wenn aber vielleicht gerade dieses Mahl ihre Zahlen gewännen? Würde es Sie nicht ärgern? — Sie werden nicht gerade dann gewinnen." — „Über ein ausgezeichnetes Unglück wüßte ich noch nie zu klagen." — Der Collecteur bestand auf seiner Ermahnung, doch hinzuschicken. D. Sch—r, vermuthlich um von etwas Andern zu reden, versprach es endlich; gedachte aber nicht mehr daran, und der Satz unterblieb. Zwey Tage darauf ging er auf der Straße bey einem Gewölbe vorbey, wo die neu gezogenen Lottozahlen aufgesteckt waren. Er blickte hin; und zu seiner nicht geringen Verwunderung sahe er 11. 61. 5. 3. 10. Alle seine ehemahligen vier Zahlen waren also darunter; zwey bestimmte, mit zehn Kreuzern besetzte Ternos hätten (wenn ich nicht irre) über 3600 fl. gewonnen. Daß ihn diese Unterlassung nun allerdings ein wenig ärgerte, wird man leicht begreifen. Dennoch schlug er sich dieselbe bald wieder aus dem Sinn. Geschehen war nun ein Mahl geschehen; und sein Nichtsetzen konnte wahrlich für keinen Zurechnungsfehler gelten.

Unter seinen Clienten befand sich auch ein raizischer Kaufmann, A—y mit Nahmen. Er hatte einiges Vermögen mit nach Prag gebracht; war aber durch gutwilligen Credit, den er verschiedenen Juden ertheilt, nach und nach nur allzu sehr in Verlegenheit und Verlust gekommen. Herr D. Sch—r hatte bey verschiedenen Gelegenheiten als Advocat ihm beygestanden, und noch ein sechs oder sieben und zwanzig

Gulden bey ihm zu fordern. Schon lange hatte er ihn nicht mehr gesehen, und noch niemahls ihn an die Zahlung erinnert. — Zwey oder drey Tage nach schon erwähnter Lottoziehung kam derselbe freywillig, brachte ein Päckchen Geld, und sagte, indem er es übergab: „Hier, Hr. D. ist meine Schuld; auch habe ich, wie billig, noch eine Kleinigkeit hinzugefügt. Denn Ihnen ganz allein verdank' ich mein letztes Glück." — „Ihr letztes Glück? Mir? Wie so?" — „Daß ich mich eine Zeitlang in mißlichen Umständen befand, ist Ihnen bewußt. Schon einige Mahl wollte ich wieder zu Ihnen kommen; immer scheute ich mich es zu thun, weil ich Ihr Schuldner war. Vorige Woche träumte ich von Ihnen; und zwar thaten Sie im Traume, was Sie im Wachen noch nie gethan haben, — Sie mahnten mich. Ich schützte mein Unvermögen vor; aber Sie antworteten darauf: dieses zu thun, stehe ganz in meiner Willkür; denn ich dürfe nur im nächsten Lotto die Nummern 3. 5. 11. und 61. besetzen. — Hierüber erwachte ich, und da mir dieser Traum äußerst klar im Gedächtnisse blieb, erzählte ich ihn am nächsten Morgen nicht nur meinem Bruder, sondern da dieser auch unsere kleine Casse führt, bath ich ihn, mir etwas Geld zu geben, weil ich wirklich diese Nummern besetzen wolle. Er lachte mich meiner Leichtgläubigkeit wegen aus, und rieth mir ab, mein Geld, das ich nothwendiger brauche, eines Traumes halber wegzuwerfen. Ich schwieg; aber heimlich entschlossen, dennoch etwas daran zu wagen, ging ich bald darauf aus, borgte mir von einem andern Bekannten einen halben Gulden; setzte ihn ein; und siehe

da! alle vier Nummern kamen heraus, und ich gewann über achthundert Gulden *)."

Diese Geschichte ist buchstäblich war. Herr D. Sch—r selbst ist mein Währmann; er erzählte sie mehreren seiner Freunde, ehe es ihm noch in die Gedanken kam, daß sie im Druck bekannt gemacht werden könne. Er erzählte auch sein verfehltes Glück einer ganzen Gesellschaft früher, ehe er noch die zweyte Hälfte wußte. Aber eben bey dieser, dünkt mich, ist Manches äußerst sonderbar. — Ein sehr altes, und hier zu Lande nur allzu gemeines Vorurtheil brachte schon oft Träume und Lotto-ziehung mit einander in Verbindung. Daß diese gewiß nur imaginär ist; daß schon viele tausend geträumte Zahlen nachher im Wachen ohne Gewinn besetzt worden seyn mögen; daran wird hoffentlich wohl kein Vernünftiger zweifeln. Daß sie manches Mahl eingetroffen seyn mögen, ist wieder ein Zufall und nichts mehr. Doch die bestimmte, ohne Aufschub erfüllte, mit gar keiner Fehlzahl verbundene Errathung von vier Nummern unter neunzigen, dieß Alles ist doch ein so ganz außerordentlicher Glücksfall, daß es wohl Jedem ein wenig schwer fallen dürfte, die Vorherahndung desselben als ein bloßes Ungefähr sich zu denken. Noch sonderbarer ist die Einmischung des Herrn D. Sch—rs in diesem Traume. Ich habe mich genau erkundiget, ob A—y

*) Er hatte nähmlich die Zahlen neben einander, ohne bestimmte Ternos gesetzt, wo sonst sein Gewinn noch viel größer gewesen wäre. Ein abermahliger Beweis, daß es schwer ist, sein Glück auf höchst möglichen Grad zu nützen.

nicht vielleicht gewußt habe: daß Ersterer in das Lotto, und zwar die schon erwähnten Zahlen setzte? Ob er nicht durch irgend einen Zufall ein solches Lotto-Billet bey ihm sehen konnte? — Viel wäre freylich durch dieses Wissen, dieses Sehen noch nicht erklärt; denn nur gerade zu der Zeit mußte der nachmahlige Gewinner davon träumen, wenn er glücklich werden sollte! — Aber man versichert mich auch durchaus: A—y habe nichts davon gewußt; sey nicht ein Mahl in das Zimmer gekommen, wo jenes Billet sich befunden habe; an ein Gespräch davon sey nicht zu gedenken gewesen! — Daß also derjenige, der selbst ein Mahl für sich diese Zahlen gewählt; der gerade jetzt auch gleichsam einen Wink erhielt, sie noch ein Mahl, und zwar höher als vordem, zu besetzen; daß dieser im Traum eines Andern die Rolle des Propheten spielen muß; daß er gerade nur seine Zahlen, und nicht die eben so glückliche 10 empfiehlt; dieses — ich wiederhohle es — ist freylich kein Wunderding, aber etwas Sonderbares scheint es mir doch zu seyn.

Dichterischer Staupbesen und dichterischer Aftertriumph.

Zwey Anecdoten.*)

1.

Albertet war einer von jenen Provenzalen, oder alten französischen Dichtern, und sein Ruhm stand gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts am höchsten. Mäcene männlichen und weiblichen Geschlechts, bey welchem die Dichter ordentlich in Lohn und Brote standen, waren damahls nicht selten. Die hauptsächlichste Beschützerinn Albertets war eine Marquise von Malespina, die ihn oft mit Kleidern, Rossen und ziemlichen Summen Geldes beschenkte; er besang sie treulich dafür in seinen Gedichten. Aber seine Bedürfnisse überstiegen doch noch ihre Freygebigkeit. Er starb zu Terracon vor Gram, und übergab auf seinem Ster-

*) Genommen aus Verdiers Bibliotheque françoise. Daß Jöcher beyde Anecdoten in sein gelehrtes Lexikon übergetragen, schadet hoffentlich nichts, denn wie Manches steht da unbemerkt und ungenützt, was in Umlauf gebracht zu werden verdiente.

belager seine Lieder einem seiner besten Freunde, Valernas, mit dem Befehl, sie der Marquise darzubiethen. Doch auch dieser Valernas war arm; statt dem Auftrage seines Freundes nachzukommen, verkaufte er dessen Gedichte einem gewissen Fabre d'Uzes, der nun das, was er bezahlt hatte, auch ganz für sein eigen hielt, und unter seinem Nahmen die Gesänge bekannt machte. Aber bald entdeckte man diesen Betrug, der Plagiar ward gefangen gesetzt, und zur Strafe seines Diebstahls öffentlich mit Ruthen gestrichen.

Gute Götter, wie wund würden jetzt manche Rücken aussehen, wenn noch ähnliche Justitz gegen diejenigen Schriftsteller obwaltete, die entlehnen, ohne zu sagen, von wannen? um von den unbelesenen Haufen für Selbsterfinder gehalten zu werden.

2.

Baraballi, ein Gajettaner, der im sechzehnten Jahrhunderte lebte, und von guter Familie abstammte, hatte die Schwachheit, schlechte Verse zu machen; hatte die noch weit größere, sie für vortrefflich, und sich selbst für nicht geringer, als den Petrarch zu halten. Leo X. ein Freund der Künste und Wissenschaften, aber auch ein Liebhaber der Kurzweil, fand diese Letztere oft in dem Umgang mit Baraballi; und um noch höher die Eitelkeit des Stümpers zu treiben, erlaubte er ihm einen dichterischen Triumph zu halten. Von allen Seiten her verschrieb man ähnliche Söhne Apolls; der Zug sollte auf's Capitol gehen, und Baraballi auf einem Elephanten sitzen. Aber auf der Brücke ward dieses Thier scheu, warf seinen unwür-

digen Triumphirer ab, stiftete noch des Schreckens und des Unheils mancherley, und zerstörte das ganze Fest.

Varillas, der diese Anecdote uns erzählt, hat freylich des historischen Glaubens nicht allzu viel; doch ist diese Anecdote so drollig, daß man wünschen muß, sie möge auch wahr seyn. Und noch wünschenswerther ist das Abwerfen aller deutschen Baraballis, wenn sie auf erkauftem oder erschlichenem Lobe der Kritiker so stolz einhertriumphiren.

Wien, 1813.
Gedruckt bey Anton Strauß.

Inhalt
des fünften Theils.













